

DEUTSCHE RUNDschau

HANS JAEGER

Das Rätsel des Ostens

OTTO HEINRICH GREVE

Das ganze Deutschland - was ist das?

I. G. WERTMILLER

Die Perversion
von Rechtsordnungen

CARMEN-KAHN-WALLERSTEIN

Goethes Weg zu Mozart

HEINRICH FISCHER

Die deutsche Sprache
im Dritten Reich

WILHELM HAUSENSTEIN

Jean Moréas

THOMAS MANN

Der Knabe Henoch · Erzählung

8

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

82. JAHRGANG · BADEN-BADEN · AUGUST 1956

AUGUST 1956

RUNDSCHAU

Schergen (809) — Kranker Mann am Bosphorus? (810) — Zwischen den Fronten (811) — Keine Sozialisierung in Lappland (813) — Was kostet eine junge Sklavin? (813) — Sowjetzionales Eherecht (815) — Aladins Wunderlampe (817) — Max Reinhardts treuer Kamerad (818)

AUFSATZE

<i>Hans Jaeger</i>		<i>Carmen Kahn-Wallerstein</i>	
Das Rätsel des Ostens	820	Goethes Weg zu Mozart	851
<i>Otto Heinrich Greve</i>		<i>Wilhelm Hausenstein</i>	
Das ganze Deutschland — was ist das?	827	Jean Moréas	855
<i>Saxoni</i>		<i>Karl Schwedhelm</i>	
Der Wiederaufbau Dresdens . . .	831	Allein: du mit den Worten . . .	858
<i>I. G. Wertmiller</i>		<i>Ilse Valerie Cohnen</i>	
Die Perversion von Rechtsordnungen	837	Lob der Zypresse	862
<i>Wilhelm Sternfeld</i>		<i>Werner G. Krug</i>	
Ungezügelter Verbrechen	843	Drei Tage in Broome	870
<i>Heinrich Fischer</i>		<i>Harry Pross</i>	
Die deutsche Sprache im Dritten Reich	848	Von Wilhelm Busch zu Al Capp .	877

ZEITTADEL (882) — THEATER- UND FILMRUNDSCHAU (886)
WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (883) — ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (890)

GEDICHTE

Henry R. Shelness (826) — Peter Grund (830) — Oda Schaefer (836) — Horst Bingle (847) — Karl Krolow (869) — Eva Schwimmer (876)

PROSA

Thomas Mann Der Knabe Henoch . . . 893

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Max Tau (898) — v. Rintelen (901) — Russel (903) — Collingwood (903) — Kassner (904) — Mauriac (905) — Weber-Schäfer (906) — Flake (907) — Feuchtwanger (908) — Werfel (909) — Jappe u. a. (910) — Danios (911) — Putt (912) — Bodamer (913) — Leclercq/David (914) — Bretholz (915) — de Gaulle (916) — v. Witzleben u. a. (918) — Hofmannsthal (918) — Lohse (920) — u. a.

MITTEILUNGEN (922)

Redaktion: Stuttgart O, Hausmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

RUNDSCHAU

Schergen Die Streikbewegung, die am 28. Juni von der Maschinenfabrik „Stalin“ aus ganz Posen ergriff, ist schnell verebbt. Wenigstens 50 Tote und 270 Verletzte kostete der Aufstand. Gegen 300 Widerstandskämpfer hat das kommunistische Regime öffentlich Anklage erhoben. Ausländische Agenten und Provokateure, so lautet die offizielle Lesart, sollen die Erhebung von langer Hand vorbereitet und Unfrieden ins polnische Volk getragen haben. Aber die angeklagten Männer und Frauen sind weder Provokateure noch Agenten. Sie stehen vor ihren Richtern, weil sie den rechten Augenblick erfaßten, um unter nationaler Flagge gegen die Fremdherrschaft zu demonstrieren, die Polen, und nicht nur Polen, seit elf Jahren schon versklavt hält.

Elf Jahre lang regieren die Schergen Sowjetrußlands in Warschau. Elf Jahre, das sind viertausend Tage voller Not, viertausend Nächte in Angst verbracht. Ohne Aussicht auf Befreiung, ohne Hoffnung für den kommenden Tag. Es sind aber auch elf Jahre, in denen jede Stunde zersetzt und erniedrigt, was Gutes im Menschen ist. Nicht alle werden im Leid besser. Versklavung erhöht kein Volk. Und es treibt der Haß immer nur die mit dem empfindlichsten Gewissen zur Tat. Ihre Gewalttat reinigt sie selber und führt die anderen zu sich selbst zurück. So bricht der Haß gegen die Unterdrücker der Menschenliebe die Bahn. In der Geschichte Polens haben mehr als einmal die bewundernswerten Kräfte seines Volkes sich auf solche Weise manifestiert. Um sie niederzuwerfen, fanden sich freilich auch jedesmal die selben Verbündeten: Die Nachbarn im Osten und im Westen, russische und deutsche, Sklavenhalter und Schergen. So auch diesmal.

Die Panzerwagen der Machthaber waren noch nicht von den Straßen und Plätzen der Stadt Posen verschwunden, als schon die Regierer der deutschen Sowjetzone zusammenliefen, um sich auf ihr „nationales Erbe“ zu besinnen. Was der deutschen Reaktion seit der ersten polnischen Teilung bis zu der von 1939, ja bis zum Warschauer Aufstand 1944 recht war, sollte Ulbricht und Grotewohl nicht billig sein? Schließlich weiß man in Pankow, was man der Tradition schuldig ist. Welch bessere Gelegenheit ließe sich ausdenken, um die Anhänglichkeit der SED an den Moskauer Kurs zu beweisen, als das alte deutsch-russische Spiel gegen die Freiheit Polens zu erneuern? Die politische Polizei beschaffte eilends beweiskräftige „Zeugen“, die Grenzen wurden abgedichtet, die Hetze begann in der aus Stalins Zeiten bekannten Stärke.

Währenddessen gaben westdeutsche Stellen Sympathieerklärungen für den polnischen Widerstand ab. Aufrichtige menschliche Worte klangen auf, weniger politische Bekenntnisse. Immer in den letzten 150 Jahren mußten solche Beweise der Verbundenheit, mußten die Erklärungen einer deutschen Solidarität mit Polen die Trägheit der Machtfrommen, der „realpolitischen“ Opportunisten überwinden. Nicht zufällig stehen auf der Ehrentafel der deutsch-polnischen Beziehungen unsere Großen im Geist, unsere Dichter, die Verfechter der Aufklärung. Und auch nicht von ungefähr lesen wir unter den Zeugnissen der polnischen Unterdrückung Namen, die unser staatliches Geschick ab-

stempelten, aber zum geistigen Dasein der Nation nichts beizutragen hatten.

Posen war wie ein starker Blitz, der sekundenlang die geschichtliche Szenerie erhellt. Jetzt regieren wieder die dunklen Mächte die Stunde. Die bösartige Geschäftigkeit ihrer deutschen Handlanger aber wollen wir in Erinnerung behalten. Das deutsch-russische Bündnis auf Kosten Polens war stets eine große Versuchung. Es bedroht auch unsere Zukunft. Die Schergen sind unter uns.

Kranker Mann am Bosphorus? Drei Ereignisse der letzten Wochen haben den Blick der Öffentlichkeit auf die innenpolitischen Verhältnisse in der Türkei gelenkt: das Maulkorb-Gesetz für die Presse, das Versammlungsverbot und der Rücktritt Außenministers Köprülü. Sie hängen eng zusammen, denn Köprülü ist wegen innerpolitischer Differenzen mit Ministerpräsident Menderes zurückgetreten, dessen Politik immer stärker auf die gleiche autoritäre Linie hinsteuert, die er vor sechs Jahren als Oppositionsführer mit so großen Worten verdammt hat. Schon das Fehlen einer von der Exekutive unabhängigen Rechtsprechung war ein arger Schönheitsfehler; allein im Mai wurden 16 Richter vorzeitig pensioniert, die Menderes unbequem waren. Schon die bisher geltenden Pressebestimmungen waren undemokratisch: die Regierung bestimmte Auflagenhöhe, Umfang und Erscheinungsweise. Das neue Gesetz aber stellt jede Kritik am Staat oder an seinen Funktionären unter Strafe, selbst wenn der Kritiker den Wahrheitsbeweis antreten kann. Dann folgte das Versammlungsverbot, das Menderes zynisch kommentierte: „Die Parlamentswahlen sind ja erst im nächsten Jahr — wozu muß sich die Opposition jetzt schon versammeln.“

Köprülü Rücktritt und die Spaltung, die sich Anfang des Jahres bei der Regierungspartei vollzogen hat, zeigen deutlich, daß viele Anhänger von Menderes noch nicht vergessen haben, wie sie als Repräsentanten der „Demokratischen Partei“ vor sechs Jahren an die Macht gekommen sind: durch das Versprechen nämlich, bei aller Verehrung für Kemal Atatürk endlich mit der autoritären Herrschaft seiner Epigonen von der Republikanischen Partei Schluß zu machen.

Der Hintergrund all dessen ist die Wirtschaftskrise; die Türkei steht vor dem Bankrott. Nur kräftige Devisenspritzen aus dem Ausland können sie retten. Vor ein paar Jahren waren so viel Dollars da, daß die amerikanische Auto-Industrie hier händereibend ihre Überproduktion absetzen konnte. Heute kann man nicht einmal ordentliche Ansichtskarten kaufen, weil keine Devisen für Papier da sind.

Nun muß man allerdings eines zugeben: Wohl nirgends hat die Marshall-Hilfe solche großartigen Erfolge gehabt wie in der Türkei. Denn hier wurde ja mit dem Geld nicht wiederaufgebaut wie in Europa, sondern neu aufgebaut. Als aber das Jahr 1954 eine Mißernte brachte, zeigte es sich, daß Menderes keine sehr glückliche Hand gehabt hatte. Die wirtschaftliche Expansion war allzu hastig vorangetrieben, das Kapital nicht immer in die richtigen Kanäle geleitet worden. Die kontrollierte Inflation, welche die Wirtschaftsexpansion fördern sollte, ging in eine unkontrollierte über. Viele der neu gegründeten Fabriken mußten jetzt ihre Produktion einschränken oder gar schließen, weil keine Rohstoffe mehr eingeführt werden können. Die Währung verschlechtert sich von Woche zu Woche. Der SOS-Ruf nach

Washington blieb bisher ungehört. Die USA wollen den erbetenen 300 Millionen-Kredit nur zu bestimmten wirtschaftlichen und militärpolitischen Bedingungen geben. Auf beide will Menderes nicht eingehen. Im Juni hat er versucht, die Inflation nach deutschem Vorbild durch die Verteuerung der Kredite zu bremsen. Aber es erscheint zweifelhaft, ob diese Krise durch Flickwerk noch gemeistert werden kann. Menderes hat Jahre lang guten Rat in den Wind geschlagen und oft gegen seine Wirtschafts- und Finanzminister ebenso starr wie optimistisch an seinen eigenen ökonomischen Plänen festgehalten. Die Opposition hat ihm in der letzten Zeit mit schlagkräftigen Zahlen, aber nicht immer taktvoll seine Fehler vorgerechnet. Menderes behauptet nun, sie habe dadurch die Kreditwürdigkeit der Türkei im Ausland untergraben, und das war denn auch das Argument, mit dem das Pressegesetz gegen die Opposition in den eigenen Reihen durchgepeitscht wurde.

Das Schlagwort vom „kranken Mann am Bosphorus“ ist wieder aufgetaucht. Nun ist zwar zu vermuten, daß die Amerikaner ihren militärisch wichtigsten Bundesgenossen im Nahen Osten nicht im Stich lassen werden, zumal Moskau der Türkei bereits Hilfe angeboten hat; auch deutsches Kapital ist inzwischen eingeschleust worden. Auf legalem Wege hat Menderes für seine Regierung nichts zu befürchten. Das von der heutigen Opposition eingeführte Mehrheitswahlrecht hat ihm über 80 Prozent der Parlamentssitze bei nur wenig mehr als 50 Prozent der Stimmen gesichert; eine zweite Kammer gibt es nicht, die Richter setzt Menderes selbst ein und ab, und die öffentliche Meinung hat nun einen Maulkorb um. Aber der Ministerpräsident selbst hat vor sechs Jahren mit seiner Partei bewiesen, daß man nicht ständig mit der einen Hälfte des Volkes gegen die andere Hälfte regieren kann.

Zwischen den Fronten Die Einteilung der Welt in zwei antagonistische Lager, das „kapitalistische“ und das „sozialistische“, ist von allem Anfang an ein ärgerlicher Schematismus gewesen. Er wurde durch häufigen Gebrauch nicht besser; nicht durch seine sowjetischen Verfechter und schon gar nicht dadurch, daß die Majorität der Menschheit sich von Stalin diese enge Betrachtung der Dinge aufschwätzen ließ. Welche Schwierigkeiten hat man jetzt nicht, was stellt man nicht alles an, um den verloren gegangenen Blick für Nuancen, den alten Sinn für Gradunterschiede, das erloschene Verständnis für die Unwägbarkeiten der Politik neu zu beleben. Ob dies gelingt, und wem es gelingt, entscheidet die augenblickliche Übergangssituation. Der polnische Aufstand, die Remilitarisierung der Bundesrepublik, die Commonwealth-Konferenz, Amerikas kranker Präsident, Chruschtschews Machtkampf, Frankreichs nordafrikanische Schicksale und viele kleinere Ereignisse sind offensichtlich nicht mehr auf den gewohnten Nenner zu bringen. Aber soll man deswegen die Kalten Krieger nach Hause schicken, das Heil von Nehru, Tito und Nasser erwarten? — Diese scheinbar friedlichen Sommerwochen sind in Wirklichkeit die Zeit einer todernten Bestandsaufnahme.

Besinnen wir uns, im Großen und im Kleinen, im Einzelnen und im Allgemeinen. Die Koestleritis klingt ab, Burnham wird verramscht. Den besten Anstoß zum abermaligen Durchdenken der sowjetischen Entwicklung gibt

Susanne Leonhard. Ihr Buch, aus dem Vorabdrucke in dieser Zeitschrift erschienen sind, konnte lange keinen Verleger finden, weil die Autorin revolutionäre Sozialistin ist, ein wenig gefragter Typ also. Aber gerade das, was sie unter diesem Gesichtspunkt über ihre Erfahrungen hinter der sowjetischen Front zu sagen hat, ist von unschätzbbarer Bedeutung, auch wenn man ihre politischen Überzeugungen nicht teilt.

Ein Jahr Freiheit in Moskau, zehn Jahre Zwangsarbeitslager und zwei Jahre Pseudofreiheit in sibirischer Verbannung haben Frau Leonhard die gründliche Kenntnis mehrerer wichtiger „Sektoren“ der sowjetischen Wirklichkeit eingebracht. Im ersten Teil ihres Buches schildert sie den chronologischen Ablauf ihres Lebens in der UdSSR meisterlich: die Schwierigkeiten des Moskauer Alltags, die mißtrauengeladene Atmosphäre; die monatelange Untersuchungshaft (70 Frauen in einem Raum von 10 mal 10 Metern) mit ihren sinnlosen Verhören; dann das trostlose Leben im Lager im Polargebiet: Arbeit, Wohnverhältnisse, Krankheit, Hunger, Schikanen, menschliche Beziehungen, auch die seltenen kleinen Freuden werden nicht vergessen; schließlich die Entlassung, die aber nicht die langersehnte Freiheit bringt, sondern Zwangsansiedlung in Sibirien und endlich die längst nicht mehr für möglich gehaltene Rückkehr nach Berlin.

Der zweite Teil läßt zunächst in knappen, eindrucksvollen Charakteristiken einzelne Menschen und Schicksale vor uns erstehen und befaßt sich dann in kurzen Kapiteln mit speziellen Fragen, die in der zusammenhängenden Darstellung des ersten Teils nur am Rande berücksichtigt werden konnten: Zusammensetzung der Lagerbevölkerung, Kriminelle, moralisches Niveau, geistiges Leben im Lager, Arbeitsbedingungen und Ernährung, medizinische Betreuung, Korruption und Schiebung, sexuelle Probleme, Schicksal der im Lager geborenen Kinder, Leid der Mütter, deren Kinder bei ihrer Verhaftung in staatliche Kinderheime gesteckt wurden, und vieles andere.

In dem „Politische Reminiszenzen und Reflexionen einer Gefangenen“ resümiert Frau Leonhard abschließend Theorie und Praxis der bolschewistischen Politik seit 1903. Während ihrer nächtlichen Tätigkeit als Heizer und Nachtwächter grübelte sie über die Entwicklung der Revolution von 1917, versuchte sich klar zu werden über rein taktische Fehler, theoretische Irrtümer, über Zwangsläufigkeiten in der Entwicklung, über die Voraussetzungen und Möglichkeiten zu echtem Sozialismus, zu sozialer Gerechtigkeit. Diese Reflexionen einer Sozialistin sollten, obwohl sie keine Lösungen bringen, mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen werden. Es stünde besser hierzulande, wenn mehr Leute mit derart schonungsloser Ehrlichkeit den politischen Problemen zu Leibe gehen würden.

Der Verfasserin — einer Frau von Format und einer Schriftstellerin von Rang — verdanken wir das mit Abstand beste Buch über die Zwangsarbeit in der Sowjetunion: Nüchtern und unsentimental berichtet S. Leonhard das Wesentliche aus der Fülle des Beobachteten und Erfahrenen und stellt sich mit vorbildlicher Selbstdisziplin in den Hintergrund. Sie ist nicht „Heldin“ ihres Werkes. Ihr eigener Fall wird nur soweit als berichtenswert erachtet, wie er exemplarisch ist für bestimmte Verhältnisse und Lebensformen in der Sowjetunion. Er bietet nur den Rahmen. („*Gestohlenes Leben*“, Frankfurt 1956, Europäische Verlagsanstalt. 850 S. DM 16,80.)

Keine Sozialisierung in Lappland

Das Verfügungsrecht über die Eisenerzlager Lapp-lands ist nicht nur für Schweden, sondern auch für die eisenverarbeitende Industrie Mitteleuropas und Englands von großer Bedeutung. Der größte Erz-Exporteur Europas, die Trafik AB Grängesberg-Oxelösund (TGO) besaß bisher die Stammaktien im Betrage von 50 Millionen Kronen, der schwedische Staat die gleiche Anzahl Vorzugsaktien. Diese Zusammenarbeit wurde im vorigen Sommer von der schwedischen Regierung gekündigt (siehe DR 8/1955). Da das Erzgeschäft außerordentlich hohe Reingewinne abwirft und die Regierung das vertragliche Recht zur Kündigung hatte, war dieser Schritt begreiflich. Der Wert des Aktienpaketes, das der Staat übernimmt, beträgt 900 Millionen Kronen. Diese Summe soll in fünf Jahresraten abgezahlt werden. Die bevorstehende Verstaatlichung oder Sozialisierung schien mit der Kündigung gesichert zu sein.

Jüngst abgeschlossene Verhandlungen zeitigten jedoch ein anderes Resultat. Der Staat überläßt der TGO Aktien in der Luossavaara-Kirunavaara AB (LKAB) für 100 Millionen Kronen, also 1/9 des bisherigen Besitzes. Die Verwaltung der Gruben wird gemeinsam erfolgen. Von einer Alleinherrschaft des Staates ist keine Rede mehr. Außerdem wird eine Verkaufsgesellschaft gegründet werden, der Staat und private Finanzgruppe zu gleichen Teilen angehören. Dieser Verkaufsgesellschaft stellt die TGO ihre Transporterflotte zur Verfügung, die aber dabei weiterhin privates Eigentum bleibt. Die neue Grubenverwaltung, in der natürlich der Staat die Majorität besitzt, übernimmt praktisch genommen die ganze bisherige Verkaufsorganisation, die auch die Rechte der LKAB gegenüber den ausländischen Käufern vertreten wird.

Auf Grund dieses Übereinkommens vermindert sich die Abfindungssumme, die der Staat an die bisherige Besitzerin der Stammaktien ausbezahlen soll, um hundert Millionen Kronen. Das Abkommen tritt am 1. Oktober 1957 in Kraft und läuft mindestens 20 Jahre, nach denen jeder Partner das Recht hat, die Zusammenarbeit aufzugeben.

Die Hauptbedeutung des Vertrages liegt auf politischem Gebiete. Die umstrittene und nach Lage der Dinge durchaus mögliche Sozialisierung des Erzbergbaues ist ausgeblieben. Die Privatfinanz wird weiterhin im Vorstand vertreten sein und ist in der Verkaufsorganisation sogar dem Staat überlegen.

Auf der anderen Seite scheint es die Regierung nicht ungerne zu sehen, daß man in Zeiten politischer Hochspannung, die unweigerlich den Druck auf die Richtung der Erzlieferungen erhöhen, auf den gemischten Charakter der Verwaltung und Verkaufsorganisation verweisen kann. Man hat ähnliche Situationen aus der Zeit des letzten Krieges in guter Erinnerung. Ob der nun vertraglich festgelegte Zustand imstande ist, der Regierung schwerwiegende Entschlüsse zu ersparen, ist natürlich eine große Frage.

Was kostet eine junge Sklavin?

Die Frage, was im Jahre 1956 n. Chr. ein Sklave kostet, klingt nach einem faulen Witz. Ein noch schlechterer Witz aber ist, daß diese Frage in der Tat ganz ernsthaft gestellt werden kann, wenn es sich auch, aus verständlichen Gründen, in keiner Weise um offizielle Preisnotierungen handelt. Desto intensiver wird, in den in

Frage kommenden Gegenden der Erde, hinter vorgehaltener Hand geflüstert.

Und dies, obwohl schon der französische Konvent während der großen Revolution etwa im Jahre 1792 die Befreiung der Sklaven dekretierte; obwohl einer der besten „bestseller“ des 19. Jahrhunderts „Onkel Toms Hütte“ war, obwohl in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein blutiger Krieg um die Sklaverei in den Vereinigten Staaten tobte, und obwohl dann noch 1890 eine internationale Akte gegen die Sklaverei unterzeichnet wurde. Wenn aber ein Meyersches Konversationslexikon, datiert 1922, unter dem Stichwort Sklaverei die Bemerkung macht: „noch jetzt in Asien und im mohammedanischen Innerafrika“, so muß man sich doch fragen: War die Sklaverei eigentlich jemals ganz abgeschafft auf der Erde?

„Und wer“, lautet die nächste Frage der Ortskundigen sofort, „hat in den seit dieser Bemerkung verflossenen 30 Jahren die arabischen Dhaus kontrolliert, die fortwährend mit irgendwelchen belanglosen Frachten und unter sonstigen Vorwänden von einer Seite des nur etwa 200 km breiten Roten Meeres zwischen Afrika und Asien hin und her schippren? Wer kann alle diese Fahrzeuge kontrollieren, die, wenn sie westlichen Kurs, nach Afrika zu haben, alle ein wenig unter dem Verdacht stehen, das indische Opium auf seiner Irrfahrt nach dem Westen ein Stückchen seines illegalen Weges zu transportieren?“ Denn das fast 2 000 km lange Rote Meer bietet ja wahrhaftig genug Küste, um nach der Abfahrt aus dem offiziellen Hafen und vor der Ankunft am Bestimmungsort in so einer verschwiegenen, korallenumsäumten Bucht schnell mal anzulegen und die „Waren“ zu laden oder zu löschen, die dunkle Ehrenmänner und Freunde des Kapitäns dorthin gebracht haben oder dort erwarten. — Erwischt werden? — Nonsens. Die Küsten und die tausend Inselchen des Roten Meeres sind von einer so trostlosen Öde und Verlassenheit, bar aller Vegetation und Besiedlung — mit Ausnahme der wenigen Häfen — daß einem beim bloßen Anblick trotz der Hitze friert . . .

Trotzdem ist das Rote Meer heute wieder der Punkt, wo die Erscheinung am leichtesten sichtbar wird. Sichtbar, aber dennoch nicht so deutlich, daß man sie fassen könnte. Denn die Technik schreitet fort, und mit ihr auch die Technik des Sklavenhandels. Die Zeiten der Hand- und Fuß-Schellen und eisernen Ketten sind längst vorüber, sie haben sich zu Arbeitskontrakten entmaterialisiert, in denen den leichtgläubigen Afrikanern leichte Arbeit und ein Verdienst versprochen wird, wie sie ihn daheim nie zu erreichen hoffen dürfen. Noch einfacher ist es, die Afrikaner, sofern sie Mohammedaner sind, für eine Pilgerfahrt nach Mekka zu begeistern. Wo ist die Kontrolle, die davor nicht die Segel streichen müßte? Und einmal auf der asiatischen Seite des Roten Meeres — welcher Afrikaner ist so unternehmend und wagemutig, trotz völliger Geldlosigkeit die Flucht wagen zu wollen? Aber es gelang einigen, und sie sind zuverlässige Zeugen, daß es sich nicht nur um böswillige Sensationsmache handelt. Eine holländische Doktorandin, der französische Historiker J. Chastenet, vom Institut de France und Mitglied des Rates der Union Française, ein Geistlicher, La Gravière, haben das Material gesammelt. Denn neben dem früheren Anglo-Ägyptischen Sudan gehören auch die französischen Besitzungen im Sudan südlich der Sahara zum „Einzugsgebiet“ dieses üblen Handels. Die Millionen von Afrikanern in diesen Riesengebieten mit ihren wenigen europäischen Beamten sind schwer zu registrieren

und ihre Bewegungen noch schwerer zu kontrollieren. Wer kann schon, zumal unter dem Prinzip der Freizügigkeit, etwas daran finden, wenn in einem Dorf am Niger plötzlich ein junger Mann das unstillbare Bedürfnis empfindet, in Richtung Osten zu verschwinden? Was los war, merken die Behörden immer erst, wenn es zu spät ist.

Aber die Größe des Einzugsgebietes läßt Schlüsse zu über die Größe des Apparats, der da aufgezogen zu sein scheint. Und das bestimmt wohl auch die Preise für die Sklaven, stärker wohl noch als die steigende Zahlungskraft des letzten Käufers. In DM umgerechnet zahlt dieser heute für einen kräftigen Mann unter 40 Jahren etwa 1500, für ein junges Mädchen um 15 herum gar bis zu 4000 DM. — Nach den Angaben eines englischen Offiziers, der diese Dinge ebenfalls studiert hat, kommen auf diese Weise heute 5000 Afrikaner im Monat nach Asien hinüber. Aber auch diese Zahl ist mit Vorsicht aufzunehmen.

Immerhin, der Ruf an die zivilisierte Welt, die Welt der Menschenrechte, ist ergangen, wie auch der an die UNO. Die Schwierigkeit ist nur die — abgesehen von den Souveränitätsfragen, die sich den Aktionen der UNO chronisch entgegenstellen: daß allein schon die Überwachung der 2 mal 2000 km Küste des Roten Meeres eine erkleckliche Stange Geld kosten dürfte.

Sowjetzонаales Eherecht Die am 24. November 1955 erlassene „Verordnung über Eheschließung und Eheauflösung“ (die „Volkskammer“ wurde nicht einmal pro forma gefragt) bildet das Kernstück des im Juni 1954 fertiggestellten „Entwurfs eines Familiengesetzbuches der DDR“, der seinerzeit von Frau Benjamin unter dem Vorwand der „Besorgtheit um eine einheitliche Rechtsentwicklung“ auch dem Bundesjustizminister offeriert worden war. Die Bundesorgane hatten die Vorschläge abgelehnt, da diese sich nach der sowjetischen Ehegesetzgebung von 1944 orientieren, also deutschem Rechtsdenken im wesentlichen fremd sind. Die praktischen Konsequenzen aus der Anlehnung an die abstrakten sowjetischen Vorstellungen vom „neuen Menschen mit einer neuen Moral in einer Familie neuen Typus“ liegen auf der Hand. Wahrlich bemerkenswert ist die Abweichung von den bisher auch in Mitteldeutschland üblichen Rechtsnormen und namentlich die damit verbundene generelle Schlechterstellung der Frau.

Schon im Eheschließungsparagrafen der November-Verordnung kommt das zum Ausdruck, der unter anderem besagt, daß Mann und Frau erst bei ihrer Volljährigkeit, also mit Vollendung des 18. Lebensjahres heiraten dürfen. (In der Sowjetzone wird man bekanntlich mit 18 Jahren volljährig.) Die Erwägung, das junge Mädchen vor eventuell unüberlegten Schritten zu bewahren, das heißt eine geistige Mindestreife für die „verantwortungsvolle gesellschaftliche Aufgabe der Familiengründung“, zu verlangen, wird entwertet durch die schlecht getarnte Einstellung, daß Mutterschaft und Ehe nichts miteinander zu tun haben. Ein junges Mädchen mit Kind taugt demnach nur zur unehelichen, nicht aber zur ehelichen Mutter. Es hat keine Möglichkeit, vor Vollendung des 18. Lebensjahres den Vater ihres Kindes zu heiraten, es muß allein für das nichteheliche Kind sorgen, während der möglicherweise längst volljährige Vater lediglich eine seinem Einkommen entsprechende

Rente zu zahlen braucht und zudem quasi der moralischen Verpflichtung enthoben ist, das Verhältnis zu legalisieren.

Gegen diesen Passus des neuen Eherechts läuft gegenwärtig der Zentralrat der sowjetdeutschen Staatsjugend Sturm. Er will Ausnahmebestimmungen für das Ehemindestalter durchdrücken, da bisher fast 35 Prozent aller aktiven FDJler einen Partner unter 18 Jahren geheiratet hätten. Hilde Benjamin jedoch ist unnachgiebig, vielleicht mehr aus emotionalen denn aus ideologischen Gründen. Ihre Replik: „Wir wollen schließlich Jugendheime und keine Erholungsstätten für minderjährige FDJ-Mütter in den Jugendförderungsplan einsetzen.“

Die veränderte Eheauffassung wirkt sich besonders stark noch auf die Scheidung aus. Im Paragraph 8 der Bestimmungen heißt es, daß eine Ehe nur dann geschieden werden kann, „wenn sie ihren Sinn für die Eheleute, die Kinder und die Gesellschaft verloren hat.“ Wie in der Sowjetunion ist also die Ehescheidung praktisch vollständig in das Ermessen des Gerichts gestellt, das weder absolute Scheidungsgründe noch das Verschuldensprinzip noch das Widerspruchsrecht im Interesse der Kinder mehr anerkennt. Mängel in der Kindererziehung, so sagt der Gesetzgeber, „könne in weitem Maße die neue Form der gesellschaftlichen Erziehung der ‚Jungen Pioniere‘ und der FDJ ausgleichen.“ Der politischen Ehescheidung steht Tür und Tor offen. So kann sich zum Beispiel ein SED-Funktionär ohne weiteres seiner Ehefrau, deren er überdrüssig ist, mit der Begründung entledigen, daß sie ihn an seiner Berufarbeit oder an der Ausübung einer Parteifunktion hindere. Diese Möglichkeiten erleichtern natürlich stark die Scheidung und fordern nachgerade zum ehewidrigen Verhalten auf.

In den meisten jetzt an Sowjetzonen-Gerichten zur Verhandlung kommenden Fällen zeigt sich, daß durch die schematische Gleichstellung mit dem Mann vor allem die ältere, „berufslose“ Frau schwer benachteiligt ist, die sich hauptsächlich um den Haushalt und die Kindererziehung gekümmert hat. Nach der Verordnung ist nämlich eine Unterhaltspflicht nach der Scheidung nur insoweit gegeben, als ein Ehegatte außerstande erscheint, seinen Unterhalt aus eigenen Einkünften zu bestreiten, wobei der Unterhaltsanspruch überdies im Regelfalle nach einer Übergangsfrist von höchstens zwei Jahren erlischt. Die ohne ein Verschulden und gegen ihren Willen geschiedene Frau ist somit, wenn nicht sofort, so doch in kurzer Frist darauf angewiesen, sich selbst ihr Brot zu verdienen; ja, sie ist sogar dem alleinschuldigen Manne, wenn er außerstande ist, seinen Unterhalt selbst zu bestreiten, für eine Übergangszeit zur Unterhaltungsgewährung verpflichtet.

Auch die anderen, gegenwärtig noch im Entwurfsstadium befindlichen Artikel des Familiengesetzes dienen gewiß nicht der „Entwicklung und Festigung der Ehe“, wie es irreführend heißt. So sollen künftig die Institution des Verlöbnisses und die ausschließliche ehfrauliche Schlüsselgewalt wegfallen. Des weiteren ist neben dem Rechtsanspruch auf Getrenntleben die Möglichkeit vorgesehen, daß die Frau in der Ehe ihren bisherigen Familiennamen beibehält; mehr noch: der Mann kann bei der Eheschließung mit Zustimmung der Frau deren Namen annehmen, und zwar nicht etwa nur als Zusatz zu seinem eigenen. Auch die Vorschläge hinsichtlich des ehelichen Güterrechts und des Entscheidungsrechts bezüglich der ehelichen Kinder weisen

ähnliche familienfeindliche Tendenzen auf. Es besteht kein Zweifel, daß auch diese Entwürfe — allen Vernunftbetrachtungen und allem Widerspruch zum Trotz — in Bälde Gesetzeskraft erlangen werden.

Aladins Wunderlampe

An der Sache mit dem Suppenwürfel ist alles klar: reicht für ein bis zwei Teller, in fünf Minuten tafelfertig. Und höchst bekömmlich! Doch weit weniger bekömmlich ist das gleiche Rezept, wenn es auf die Kunst angewandt wird. Hier läßt sich der Extrakt leider nicht einmal vor dem Verbrauch auflösen. Man muß ihn schlucken und verdauen, muß die konzentrierte Masse wie eine Pille hinunterwürgen. Begreiflicherweise bleiben Magenverstimmungen dabei nicht aus. Die ersten Verstimmungen dieser Art traten im vergangenen Sommer auf. Amerika hatte das Verfahren der Kondensmilchgewinnung auf die Literatur übertragen, machte aus dickleibigen Romanen „Condense-Books“ und setzte über Nacht achtzigtausend deutsche Konsumenten in den Genuß, je Band vier bis fünf konzentrierte, besser: zusammengestrichene belletristische Werke in der halben Zeit verschlingen zu können — den unnützen Rest hatte der fleißige Redigierstift bereits dem Leser erspart. Großartig, sagte die konjunkturbeflissene Schallplattenindustrie — und kondensierte Musik. Nichts gegen eine Beethoven-Symphonie, ein Mozart-Konzert, eine Bach-Motette! Aber wer hat schon Zeit, zwei, ja womöglich drei Stunden „in Kultur zu machen“? Also komponierte man um, radierte sozusagen jede zweite Note aus und hielt sich wacker an das Sprichwort: In der Kürze liegt die Würze. Die Lyrik haben die tüchtigen Fabrikanten des Buch- und Musikunwesens allerdings bisher verschont. Warum nur? Es wäre doch gelacht, wenn sich nicht für jede Verszeile ein Kürzel finden ließe! Statt des unnötigen Wortaufwandes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ hätte Goethe getrost „Wipfelruh“ schreiben können.

Eigentlich sollte es sich erübrigen, zu derartigen Respektlosigkeiten Stellung zu nehmen. Produzenten, die Kunstwerke ausschließlich für Markenartikel halten, richten sich selbst. Wenn dieses Übel jedoch auf angesehene, verdienstvolle, traditionsreiche deutsche Verlage übergreift, dann wird diese falsche Betriebsamkeit bedenklich. Ein ärgerniserregendes Beispiel für solche wackligen Eselsbrücken zur Bildung ist das von *Willi A. Koch* im Stuttgarter Alfred Kröner Verlag herausgegebene Buch: „*Musisches Lexikon*“ (1044 Spalten Text, XXVIII Seiten Register, 814 Abbildungen, 4 Farbtafeln. DM 19,80). Es ist unbegreiflich, wie ein Verlagshaus, das seit Jahrzehnten die schönsten und bedeutendsten Werke der Weltliteratur hegt und pflegt, das uns viele vorbildliche Lexika geschenkt und in seiner Produktion stets Geschmack und Umsicht bewiesen hat, sich zu diesem Ausverkauf des Geistes herbeilassen konnte.

Es soll keinesfalls verschwiegen werden, daß dieser Band hervorragend ausgestattet ist. Aber das dürfte — abgesehen von dem informativen Wert etlicher Artikel und der immensen Arbeitsleistung des kleinen Mitarbeiterstabes — so ziemlich das einzige sein, was keinen energischen Protest gegen dieses Buch verlangte. Schon der Titel macht stutzig. *Musisches Lexikon*? Wie könnte ein Lexikon je *musisch* sein! Schließlich gibt es auch kein „*musikalisches*

Lexikon“ — es müßte ja sonst musikalisch sein. Und ein Lexikon der Mode würde wohl auch niemand ein „modisches Lexikon“ nennen oder ein Nachschlagewerk über die Giganten gar ein „gigantisches Wörterbuch“. Anscheinend ist der Umgang mit dem Suffix nicht jedermanns Sache — unglücklicherweise nicht nur der Umgang mit dem Suffix. Denn sonst hätte man nicht derartige Entgleisungen zur Kenntnis zu nehmen wie: „Unermüdlich sprudelte er“ (gemeint ist Klabund, Spalte 481) „Jahr für Jahr neue Gedichtbände hervor.“ (Herr Ober, noch 'ne Brause!) Oder: „Sillanpää... ist ein finnischer Dichter, der aus der Dorfarmut der Seen und Wälder kommt“ (Spalte 863). An anderen Stellen wiederum liest man erstaunliche Neuigkeiten: So wird Hemingway die Formulierung „Verlorene Generation“ (lost generation) zudiktirt (Spalte 254), obwohl dieser Ausspruch von Gertrude Stein stammt. Über Silone heißt es, daß er „zu den Avantgardisten des modernen Italien“ gehöre (Spalte 864). Welch unsinnige Behauptung! Ein nach „links“ tendierender Autor ist schließlich noch lange kein Avantgardist. Robert Schumann habe — laut Lexikon — 1827 einen Selbstmordversuch unternommen (in Wahrheit 1854) und sei (anstatt 1856) 1829 gestorben (Spalte 841). Peinlich, peinlich... Unter dem Stichwort Joyce sucht man vergeblich nach einem Hinweis auf sein Hauptwerk: „Finnegans Wake“. Henry James, ohne den die moderne Literatur gar nicht denkbar ist, wurde nicht einmal erwähnt. von Christopher Fry heißt es kühn, er sei der „Dramatiker, auf den die Welt (!) nach dem Zweiten Weltkrieg“ gewartet habe (Spalte 291). Genug des grausamen Spiels, zu dem man uns in diesem Lexikon wieder und wieder verführen möchte.

Ein heiliger Zorn jedoch ergreift einen erst, wenn man sich des tragenden Gedankens bewußt wird — der Idee dieses Lexikons. Und die heißt, mit Ludwig Marcuse gesprochen: „Aufklärung gleich Aufklärlicht“. Ein Scherbenhaufen aufgeklärter Meinungen also, mit denen alles mögliche anzufangen ist, nur nicht das eine: den Menschen zum selbständigen Denken hinzuführen. Stattdessen wird — zweifellos unbewußt — der Phrase Vorschub geleistet, werden vorgefaßte Ansichten neckisch untermauert, wird ein Inventar der landläufigen, undurchdachten Urteile geliefert. Die sich mehr und mehr verbreitende Anschauung, daß ein bißchen Wissen von diesem und ein bißchen Wissen von jenem dem Wert von Aladins Wunderlampe gleichkomme und man sich mit diesem Zauberinstrument durch das Dickicht der Welt schlagen könne, ist geradezu unheimlich. Denn sie führt zu nichts anderem als zur geistigen Nivellierung und damit zur Diktatur.

Doch offenbar ist unsere Zeit völlig närrisch auf alles, was Konzentrat heißt. Wäre sie doch beim Suppenwürfel geblieben...

**Max Reinhardts
treuer Kamerad**

Das war, das ist — über Reinhardts erzwungenen Exodus hinaus, ja über Reinhardts Tod hinaus — der Schauspieler Eduard von Winterstein. Am 1. August wird er fünfundachtzig Jahre alt. Seit sechs Jahrzehnten agiert der Mime im Vordergrund der Berliner Bühne, fast ohne Unterbrechung auf der Szene des ruhmreichen Deutschen Theaters. Hier, vor nahezu sechzig Jahren, trafen sich die Beiden im Ensemble des göltigen Stilbildners Otto Brahm. Der junge Max Reinhardt spielte, ein seltsamer Fall, die alten Männer im Brahm-Repertoire.

Der junge Eduard von Winterstein: die jugendlichen Liebhaber, die jugendlichen Helden. Da geschah das historische, das bedeutsame theatergeschichtliche Ereignis: im Brahm-Ensemble formierte sich die Fronde gegen, nein: nicht gegen Otto Brahm, den hoch-akkreditierten Meister seiner Epoche; auch eigentlich nicht gegen dessen spezifischen Stil, nicht gegen seinen szenischen Realismus, nicht gegen die bereits ins Format, in die bronzene Gültigkeit des Klassischen gewachsene szenische Gestaltung des naturalistischen Dramas. Überhaupt kämpften die Frondeure nicht „gegen“, sondern „um“ und „für“; nämlich für das fundamental Andere, das grundsätzlich Neue. Brahms „niederländische Manier“ hatte eine wichtige Epoche epochal gekennzeichnet und, so dachten, so fühlten die jungen Rebellen: sie hatte sich überlebt. Das graue Relief der Brahm-Bühne, exakt die graue Tönung des sozialen Dramas formend, wurde in der Vorstellung der Revolutionäre überspielt von einer neuen Sehnsucht. Das war der Glaube an die Festlichkeit des Theaters, an die Freude, an die Buntheit der farbigsten Palette. Es war der Griff in die Dämonie, in die Musik, in Heiterkeit und Schönheit. Es waren die rumorenden Vorwehen der künftigen Reinhardt-Bühne; und Reinhardts Kamerad in jenen Jahren, dann in den Monaten der Sezession (im Kleinen Theater Unter den Linden), schließlich in den Jahrzehnten der Erfüllung, der Triumphe, war und blieb Eduard von Winterstein.

Er blieb Reinhardts treuer Kamerad jedoch — und dies insbesondere sei eingeprägt in die Biographie des Jubilars und ins Geschichtskapitel dieser Zeit — er blieb es, er manifestierte diese Kameradschaft eindeutig, laut, als solche Demonstration nicht nur „unerwünscht“ geworden war, sondern gefährlich, existenzgefährdend, wenn nicht lebensgefährlich: nach 1933, mitten im Wirkensbereich der braunen Barbarei, damals, als der Name des Juden Max Reinhardt in Deutschland nicht genannt werden durfte, als das Hohelied von deutscher Kunst und deutschem Geist versank unterm Gebrüll jener rabiatischen Bizeps-Fetischisten, unter deren Faust auch die Leute mit Meriten kuschten, Herren guter geistiger, guter sittlicher Herkunft, die sich teils fix, teils zögernd zu Hitlerknechten degradierten.

Eduard von Winterstein, der nicht kuschte, der nicht schwieg, der charakterfest und kühn, im weiten Bezirk der deutschen Schaubühne fast ein Einziger im Dritten Reich, für den verfemten Kameraden und somit für alle Verfemten des „anderen“ Deutschlands zeugten, ihm, dem Fünfundachtzigjährigen, sei just dieses unwelkbare Gedenken auf den Geburtstagstisch gelegt. Und, versteht sich, die dankbare Erinnerung an ungezählte Theaterabende, die ihren Glanz von der Perfektion der Reinhardt-Bühne und, in der ersten Reihe des berühmten Ensembles, von dem Mimen, dem Künstler Eduard von Winterstein gewonnen haben.

Das Rätsel des Ostens

Freiwillige und unfreiwillige Änderungen in der UdSSR

Wunschträume, Angst, Ungeduld, Verbitterung sind schlechte Ratgeber für die Analyse einer Situation, die auch den kühnsten und sachlichsten Beobachter vor die schwerste Denkaufgabe stellt. Kombinieren führt zu nichts. Man kann nur manchmal den Kopf schütteln über die Nonchalance, mit der irgend eine Hypothese gefunden, nach wenigen Wochen mit der gleichen fröhlichen Unbekümmertheit, in munterer Spekulation auf das schlechte Gedächtnis der meisten Leser (oder sollten auch die Fabrikanten dieser Hypothesen etwa selbst ein so schlechtes Gedächtnis haben?) wieder fallen gelassen und durch das Gegenteil ersetzt wird. Die gleiche Unsicherheit wie bei den Experten zeigt sich bei den Staatsmännern. Alle Versionen werden angeboten, von der Behauptung, daß sich die Sowjetunion „von Grund auf“ gewandelt habe, bis zum entgegengesetzten Extrem, daß sich nichts, aber auch gar nichts geändert habe. Und soweit die Änderungen anerkannt wurden, werden wieder die verschiedensten Motive genannt: mangelnde Gerüstetheit und Angst vor einem Kriege, wirtschaftliche Schwierigkeiten, Massendruck von unten. Schließlich gibt es ebenso viele Varianten über die Perspektiven: von der Voraussage, daß die UdSSR und der Ostblock drauf und dran seien, den Westen wirtschaftlich zu überflügeln, bis zu der Prophezeiung, daß der Kommunismus die ersten Zusammenbruchssymptome aufweise. Man kann sich also ausuchen. Diese Konfusion könnte fast entmutigend wirken, wenn man sich jetzt doch einen Weg durch das Dickicht bahnen will. Dennoch sei der Versuch unternommen.

Die innere Lage der UdSSR

Hier zeigt schon eine Analyse sehr schnell, daß man eine Unterscheidung treffen muß zwischen den Veränderungen, die man vornahm, und denen, die sich — *unfreiwillig* ergaben. Beziehen wir diese unfreiwilligen Veränderungen ein, so zeigt sich sofort, wie sich der Streit zwischen denen, die von einem Gesinnungswandel sprechen, und denen, die so tun, als sei überhaupt nichts geschehen, in Nichts auflöst und auf einer ganz anderen Ebene klärt. Die Alternative wurde eben falsch gesehen, und, wie immer bei solchen Gelegenheiten, werden die einen in ihren Fehlern jeweils durch die richtige Erkenntnis des Fehlurteils der anderen Seite bestärkt.

a) Das Politbüro will sich vor einer neuen Einmann-Diktatur schützen. *SICH*, nicht die ändern. Es sucht Freiheit, Sicherheit, Demokratie für eine Zwölfmann-Körperschaft, nicht für die Partei, geschweige für die Arbeiterschaft, die Massen, das Volk. Das ist eine sehr beschränkte Form von „Liberalisierung“, die, wenn man sich die äußeren Formen ansieht, z. B. die Fortdauer der Hinrichtungen (Bakirow und andere), sogar noch hinter dem Stand von Jugoslawien zurück bleibt, wo der gemäßregelte und kritisierte Djilas immerhin frei herumläuft. Die Diktatur an sich bleibt bestehen. Das aber ist,

wie Aneurin Bevan und Nenni, die gewiß nicht des MacCarthyismus verdächtig sind, betont haben, der Boden, der das Einmann-Regime erst ermöglicht.

b) Der Terror bleibt bestehen, aber er soll sich in Zukunft nur gegen die Gegner des Regimes richten, nicht gegen die — Anhänger. Sieht man einmal die gewaltige „Sinnesänderung“ in diesem Licht, so reduziert sie sich auf etwas, was eigentlich selbstverständlich ist; es hatte nur unter einem Manne, der schon umwölkt war, seine Selbstverständlichkeit verloren, und nun wird die Wiederherstellung eines „Normalzustandes“ (in einer fortbestehenden Diktatur) von denen, die alle Maßstäbe verloren haben, schon als epochale Veränderung dargestellt.

c) Die Umwandlung der Zwangsarbeitslager, wie Workuta, in Zwangsarbeitersiedlungen, die sich vor allem durch zwei Faktoren kennzeichnet: die Vereinigung mit den Familienangehörigen und die Möglichkeit, entlohnt zu werden und dafür etwas kaufen zu können, haben nichts mit Liberalisierung zu tun. Sie entspringt dem Menschenmangel, der sich aus den ungeheuren Menschenverlusten durch Krieg und bisheriges Zwangsarbeitssystem ergibt. Er ist angesichts der Aufrüstung, der Beihilfe bei der Industrialisierung Chinas, der Wirtschaftshilfe für die unterentwickelten Gebiete im Konkurrenzkampf mit der westlichen Welt, der Forcierung der Kollektivisierung, der Erschließung der jungfräulichen Agrargebiete in Kasachstan im Rahmen des Chruschtschew-Programms, der Besiedelung und Industrialisierung von Sibirien (Angst vor den 600 Millionen Chinesen!) und der Notwendigkeit, dem Drängen der Massen nach Konsumgütern wenigstens teilweise Rechnung zu tragen (wenn auch Malenkow als „Bucharinist“ verurteilt wurde), doppelt untragbar geworden. Mit diesen Reformen ist das Regime in dieser Hinsicht nicht mehr schlimmer als der Zarismus, sondern auf der Stufe des Zarismus angelangt! Man muß schon sehr bescheiden und resigniert sein, wenn man das als eine Errungenschaft ansieht.

Die personellen Momente treten hinter diesen Feststellungen an Bedeutung weit zurück. Ob Suslow zu Mikojan hält oder zu Chruschtschew, ist nicht von entscheidender Bedeutung. Das fällt unter das Rätselraten, in dem sich viele so sehr gefallen und das zur Vorsicht mahnt. Wichtiger ist schon, ob Mikojan und andere Chruschtschew meinten, als sie von Stalin sprachen, ob sie den Vorstoß unternahmen, um, weit über die Bewertung der Vergangenheit hinaus, eine Wiederholung in der Zukunft zu verhüten, und ob Chruschtschew, in seinem Vorhaben ertappt, sich bedroht und isoliert fühlend, den anderen den Wind aus den Segeln nehmen wollte, indem er sich an die Spitze der Anti-Stalin-Kampagne stellte, diese dabei ins Groteske übersteigernd (sodaß man nicht nur in die fatale Situation gerät, mit Chruschtschew übereinzustimmen, sondern manchmal sogar in die Lage, Stalin förmlich „in Schutz nehmen“ zu müssen). Hier sind jetzt schwer nachprüfbare Behauptungen aufgetaucht, die früheren Darstellungen widersprechen, wonach Mikojan jetzt zu Chruschtschew halte. Aber auch das ist, geht man von den Entwicklungslinien aus, nur von sekundärer Bedeutung. Jedenfalls hat die Theorie, daß einer vor dem anderen Angst hatte, und daß man sich gegenseitig in einer Art Pakt rückversicherte, nie wieder eine Einmanddiktatur zu dulden, ohne daß man deshalb einen bestimmten Anwarter im Auge gehabt haben müsse,

etwas für sich. Aber dann bleiben doch zwei Tatsachen bestehen: das Bestreben von Chruschtschew, einen Apparat aufzubauen, zu dem es keine Analogie unter den anderen gibt (letztes Beispiel war die Ernennung von Schepilow zum Außenminister, und dieser hat seinerseits die Absicht, jetzt auch den diplomatischen Apparat in den westlichen Ländern auszuwechseln), und der ansetzende Sturm gegen Chruschtschew, der auch von außen her geschürt wird. Gegen ihn sind die, die sich bedroht fühlen, weil sie als Stalinisten deklariert werden können (so geschah es mit Berija, so könnte es mit Malenkov geschehen; die Auswahl ist willkürlich und kann ebenso wohl echte Gefolgsleute von Stalin treffen wie fraktionelle Gegner, die in Industrialisierung und Kollektivierung eine andere Meinung haben, wie solche, die sich seiner Machtfülle widersetzen). Wo immer Mikojan, Suslow und andere stehen mögen, man könnte somit leicht zu drei Fraktionen kommen: den Stalinisten, den Anti-Stalinisten, die gegen Chruschtschew sind, und den Anti-Stalinisten, die für Chruschtschew sind. Im Moment mag das noch nicht klar abgezeichnet sein, da gerade wegen der Gefahr eines Kampfes aller gegen alle eine gewisse Einigkeit zumindest versucht wird.

Der These, daß Chruschtschew ein neuer Stalin werden könnte und daß überhaupt eine neue Einmann-Diktatur möglich sei, ist heftig widersprochen worden. Der Widerspruch mag inbezug auf Chruschtschew insofern berechtigt sein, als augenblicklich der Widerstand gegen eine Einmandiktatur besonders stark ist und sich eine Fronde gegen Chruschtschew vorbereitet. Freilich muß der Vergleich, daß Chruschtschew jetzt über den polnischen Aufstand stürzen würde, so wie Berija über den ostdeutschen Aufstand, nicht unbedingt beweiskräftig sein. Es bleibt jedenfalls Tatsache, daß Chruschtschew Einmann-Absichten hatte. Wenn man immer wieder betonte, daß Chruschtschew bei einer Entstalinisierung bei sich selbst anfangen müßte (wobei wir die Frage des Mitmachens aller Diktaturerscheinungen ganz außer Betracht lassen, denn das gilt ja für alle, und bei einer echten Kampagne gegen die Stalinisten müßten sich die führenden Kader alle selbst verhaften oder abtreten), so ist das durchaus richtig. Es steht auf einem anderen Blatt, daß Chruschtschew bestimmte Eigenschaften nicht mitbringt, daß er bald auf Widerstände stieß und daß er jetzt kurztreten muß.

Wie steht es mit der anderen Frage, der Möglichkeit einer neuen Einmandiktatur schlechthin? Sicher ist es voreilig, zu sagen, daß dies unmöglich sei, wer auch immer der Anwärtler sein möge. Es mag, solange die Grundlagen bestehen bleiben, immer wieder solche Absichten und solche Versuche geben. Der Hinweis darauf, daß eine Oligarchie nur ein Provisorium darstellt, auf das entweder eine Rückkehr zur Einmandiktatur erfolgt oder aber rein zwangsläufig eine stärkere Liberalisierung (deren Ausgang ebenfalls zweifelhaft bleibt) nachfolgt, kann ebenso wenig von der Hand gewiesen werden wie der weitere Hinweis, daß die Dosierung von Freiheiten, d. h. die Auflockerung, und sei sie auch noch so leicht, vom Standpunkt des Regimes ein Risiko ist. Auf die Auflockerung durch den „Neuen Kurs“ 1953 folgte der ostdeutsche Aufstand. Er wurde durch neuen Terror abgelöst. Auch das ist aufschlußreich. Wenn wir es mit einem labilen Gleichgewicht zu tun haben, so weiß man nicht, was auf eine stärkere Liberalisierung folgt. Denn da dann angesichts so starker angestauter Kräfte wahrscheinlich kein Halten mehr

ist, besteht die Versuchung, durch neuen Terror den alten Zustand wiederherzustellen, da dann das Regime um seine Existenz überhaupt kämpft. Das führt zu der weiteren Frage, ob eine solche Restauration noch möglich sein wird.

Damit kommen wir automatisch zu den *unfreiwilligen* Veränderungen, die von all denen nicht einkalkuliert werden, die nur die unveränderte Gesinnung und Zielsetzung, die gleichgebliebene Diktaturbasis, die Weiterexistenz der kompromittierten und daher nicht sehr glaubwürdig erscheinenden Führer sehen, aber nicht den dynamischen Prozeß dahinter. Das Regime hat an Autorität und Prestige verloren. Das Freiheitsverlangen der Massen ist geweckt, auch wenn es sich noch kein Ventil wie in Posen suchte. Der Nimbus ist dahin, die Resignation, als sei das System etwas Unabänderliches, löst sich. Bei manchen mag das zugunsten derer wirken, welche die Entlarvung vornahmen. Sie mögen übersehen, daß das gleichzeitig unfreiwillig eine Selbstentlarvung war, und daß von dieser Seite keine Freiheit zu erwarten ist. Andere aber werden weiter denken. Sofern sie ihre Zweifel nicht in Aktionen umsetzen, werden sie zynisch werden. Ein Mythos ist dahin. Es ist kaum möglich, einen neuen zu schaffen. So viel Zeit hat man gar nicht mehr. Man könnte also sagen: eine Diktatur à la Stalin, die so tief pflügt, so sehr kultisch-religiöse Züge trug, ist kaum mehr denkbar. Aber das bedeutet noch lange nicht, daß es keine diktatorischen Versuche mehr geben wird. Wenn sie nicht die gleiche Kraft aufweisen, mögen sie kurzfristig sein. Wenn aber weder eine Oligarchie noch eine neue Einmandiktatur auf die Dauer haltbar ist, was folgt dann? Hier haben wir den Nagel auf den Kopf getroffen. Hier liegt eine Auflockerung, ja Schwächung, die — unfreiwillig ist, die auch nicht durch die gebliebene Grundeinstellung und Zielsetzung abgeschwächt werden kann. Die UdSSR tritt in eine Phase der Labilität.

Verhältnis zu den Satellitenstaaten

Hier kann man sich kürzer fassen. Es ist verfrüht, davon zu sprechen, daß sich der Ostblock in eine Anzahl von nationalen Kommunismen auflöst. Die UdSSR versprach Tito schon im Vorjahre das Prinzip der verschiedenen nationalen Wege zum Sozialismus, und gleich danach wurde in Bukarest und Sofia denen, die zum Befehlsempfang erschienen, verkündet, daß alles beim Alten bleibe. 1953 wurde nach Stalins Tod den Chinesen eine Teilung der Welt in Einflußphären zugesagt, und Moskau hielt sich nicht daran. Es gibt seine Hegemonie nicht freiwillig auf, wenn es auch unter Zwang Zugeständnisse macht. Diese sind widerrufbar. Zwang und Druck müssen schon ungeheuer sein, um deren Einhaltung zu erzwingen. Denn bis jetzt bedeutet die Rückkehr zum Leninismus noch keine Rückkehr zu jener Einstellung, in der man nicht die Absicht hatte, Moskau zum Weltzentrum, zum „dritten Rom“ zu machen.

Freilich haben auch hier die Ereignisse ihre eigene Dynamik, und damit kommen wir wieder zu dem *unfreiwilligen* Faktor. Man muß sehr wohl unterscheiden, was freiwillig oder unfreiwillig ist. Sonst kommt man zu einer falschen Einschätzung der Motive und der Kräfteverhältnisse. Die Wirkung in den Satellitenstaaten war ungeheuer. Am stärksten war sie in Polen, wo sie nicht eines nationalen Beigeschmacks entbehrte. Stalin war der

nationale Unterdrücker Polens. So war gerade Polen potentiell der Staat, der zum Titoismus, also zum nationalen Kommunismus geradezu prädestiniert wäre, würde es nicht durch seine unglückliche geographische Lage gehindert. Bierut starb gerade, als man ihn als kleinen Stalin bezeichnete, Jakub Berman stürzte. Polen hatte die größten Veränderungen und die umfangreichste Amnestie. Aber Gomulka wurde nur freigelassen, nicht aber in ein Amt eingesetzt oder in seinen Ansichten bestärkt. Der Moskauer Zugriff war stark genug. In der Tschechoslowakei und Ungarn sträubten sich die führenden Gruppen gegen Veränderungen, wodurch in diesen Ländern aber die Spannungen nur vergrößert wurden. In Bulgarien wurde Tscherwenkow gestürzt.

Dieser Kampf hält noch an. Die Massen sind erwacht und begehrlieh geworden. Posen war ein Signal. Moskau wird dabei nur so viel nachgeben, wie es kann und wie es — muß. Es wird aber in Zukunft einen schwereren Stand haben. Denn der Präzedenzfall ist geschaffen, nachdem Tito rehabilitiert wurde. Dies Mal sind die Versprechungen schwerer zu ignorieren. Schriftsteller, Studenten, Jugendliche haben teilweise noch vor der Arbeiterschaft die Initiative ergriffen. Eine Entwicklung hat eingesetzt, die man kaum mehr bremsen konnte und die man offenbar, als sich die Enthüllungen über Stalin als unvermeidbar erwiesen, in Kauf nahm. Sicher wird die Entwicklung weiter gehen, als man beabsichtigt. Aber es wäre falsch, diesen Prozeß als freiwillig und bereits als vollzogen zu betrachten.

Daß der Prozeß weitergeht, dafür wird Tito sorgen. Auch über den Titoismus sind ein paar Worte nötig. Gewiß hat er sich jetzt mit Moskau versöhnt, die Gemeinsamkeiten betont, in vielen Fragen außenpolitisch die gleiche Stellung bezogen, sodaß schon die Frage laut wurde, ob er überhaupt noch Neutralist sei (als der er gegenüber Griechenland, Ägypten und Indien auftritt). Für Moskau waren die Konzessionen, die gemacht wurden, schon eine Messe wert, zumal dies den Balkanpakt mehr und mehr illusorisch macht. Moskaus Konzessionen sind oft so, daß es mehr davon hat als die anderen. Hinsichtlich der Zusammenarbeit mit den kommunistischen Parteien auf der Basis der Gleichheit könnte man ironisch fragen, in welchem Rahmen das nach Auflösung des Kominform denn geschehen solle, aber das ist natürlich nur eine theoretische Frage. Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß der alte Zustand wiederhergestellt wurde. Wir sagen das nicht so sehr wegen der Absicht, die Beziehungen zum Westen aufrechtzuerhalten, oder wegen bestimmter Meinungsverschiedenheiten, die noch blieben, z. B. hinsichtlich der Rolle der UNO als Mittler bei der Hilfe für die unterentwickelten Völker, sondern aus dem Grunde, der auch die Beziehungen zwischen Moskau und Peking stört (so sehr sie noch auf Zusammenarbeit angewiesen sind) und den viele bei Kommunisten wegen des Internationalismus, zu dem sie sich einst bekannten, nicht einkalkulieren: Tito unterwirft sich Moskau nicht aus nationalen Gründen. Das ist die Bremse, das ist der Unterschied zu dem Zustand von vor 1948. Jugoslawien ist durch seine geographische Lage begünstigt. Tito konnte nicht den Sturz von Novotny, doch den von Rakosi erzielen. Er verfolgt seine Konzeption eines von Moskau unabhängigen Kommunismus weiter und hat auch den Gedanken einer zweiten Sowjetunion, zu der Bulgarien und vielleicht noch mehr Länder gehören (daher der Besuch in Bukarest, den

Moskau gar nicht gerne sah, aber nicht verhindern konnte) nicht aufgegeben. Jugoslawien hat große Ambitionen. Sie stehen in einer Diskrepanz zur Größe und Kraft des Landes und zur Stärke der jugoslawischen Partei. Aber der Titoismus wurde zum Symbol, und Tito führt eine Funktion aus, nämlich bestimmte Dinge weiterzutreiben, in denen die UdSSR nicht ganz freiwillig vorgeht.

Verhältnis zu den anderen Kommunisten

Die Debatte über den Stalinismus hat die anderen kommunistischen Parteien wie ein Erdbeben geschüttelt, vielleicht in einer Weise, die Moskau nicht ahnte oder ignorieren zu müssen glaubte. So sehr sich manche Trotzlisten gefreut haben mögen, so wenig erfreut waren die Kommunisten. Die Empörung entlud sich oft gegen Stalin, oft gegen die kleinen Stalins, oft aber statt gegen Stalin gegen die Enthüller, besonders gegen Chruschtschew, oder gegen beide. Zuweilen schillerte das. Togliattis Vorstoß klang zuerst wie eine Rechtfertigung Stalins, bis daraus eine Aburteilung beider und die Erklärung, Moskau könne nicht mehr als Muster dienen, wurde. In der kleinen britischen KP gab es so viele Fraktionen, wie man Möglichkeiten errechnen kann. Die Unruhe erfaßte die Holländer und Franzosen, die Belgier und Skandinavien, die Amerikaner und andere.

Hier setzt wiederum die Bedeutung Titos ein, wie schwach auch die eigene Basis sein mag, und wie sehr er auch versucht sein mag, sich zu übernehmen. Tito denkt an die umfassende Internationale aus Kommunisten und Sozialisten, die von Moskau unabhängig sein soll. Sie könnte auch die Splittergruppen umfassen. Die Linksozialisten würden ihm dabei helfen. Tito hat Beziehungen zu deutschen und englischen, französischen und italienischen, zu asiatischen und lateinamerikanischen Sozialisten. Togliatti sprach mit Tito, bevor er nach Moskau ging. Aber Nenni unternahm danach einen Vorstoß, der darauf zielt, die Linksozialisten zum Brennpunkt des neuen Gefüges zu machen, und griff auch die italienischen Kommunisten an, für die das ein schwerer Schlag war, zumal Togliattis Aktion keineswegs die allgemeine Billigung erfuhr. Auch wenn die Kräfte Titos allein dazu nicht ausreichen sollten, ist dieser Plan, der ca. vor Jahresfrist schon einmal behandelt wurde, nicht zu ignorieren. Die sich auftürmenden Schwierigkeiten sind riesig. Aber hier ist eine neue Entwicklung ins Rollen gekommen, die man noch nicht absehen kann. Sie kann z. B. zur — Spaltung des sozialistischen Lagers zwischen Sozialisten und sozialen Demokraten führen. Und so grotesk es klingt, hier wirkt das unfreiwillige Moment einmal zugunsten von Moskau. Denn Moskau bekäme, selbst bei Anerkennung der Unabhängigkeit und Verlust der Hegemonie, ungeahnte Einfluß- und Infiltrationsmöglichkeiten und würde mit seiner Dynamik die Linke überschwemmen, zumal wenn eine Spaltung der demokratischen Sozialisten erfolgen sollte.

Die Stellung zur westlichen Welt

Thesenförmig kann man sagen:

a) Die aufgelockerte Taktik bedeutet keinen Verzicht auf das Ziel der Weltrevolution. Niemand kann den Beweis erbringen, daß dieser Verzicht vorliege.

b) Der Krieg ist zur Zeit nicht als Mittel zur Erreichung dieses Zieles angesehen, teils weil sich doch die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß ein Atomkrieg beide Seiten tödlich treffen werde (diese Ansicht Shukows hat sich durchgesetzt, obwohl sie vor ein paar Jahren noch als Ketzerei galt), teils weil die UdSSR wirtschaftlich darauf nicht gerüstet ist (das bedeutet aber nicht, daß man die Aktion der wirtschaftlichen Hilfe für unterentwickelte Länder oder das Ausmaß der Kapazitätssteigerung unterschätzen darf).

c) Der Kampf hat sich auf das politische und wirtschaftliche Gebiet verlagert.

d) Der politische Kampf richtet sich u. a. gegen das Bündnis- und das Basensystem. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, kann man sagen, daß Moskau dabei die größten Erfolge hatte, und daß gerade hier alle „Konzessionen“ ihm mehr nützten als der Gegenseite.

e) Jegliche Unterschätzung der Wirtschaftsoffensive ist fehl am Platze, da eine Diktatur ganz natürlicherweise viel elastischer operieren kann als die Demokratie, sowohl finanziell wie warenmäßig.

f) Die Anti-Stalin-Kampagne hat nichts mit dieser Auflockerung zu tun, sondern hatte innenpolitische Ursachen, wenn auch das Mißverständnis, daß beides dem gleichen Motiv und dem gleichen „Gesinnungswandel“ entspringe, Moskau sehr erwünscht ist.

Aber die labile Lage macht es gebieterisch notwendig, die gebotenen Möglichkeiten zu nutzen und darauf nicht starr zu reagieren. Das erfordert eine weltweite Strategie, die sowohl die potentiellen Gegensätze zwischen Moskau und Peking wie den — nicht als vollzogen zu betrachtenden, aber doch möglich bleibenden — Zersetzungsprozeß unter den Satellitenstaaten, die Perspektive der Entstehung von nationalen Kommunismen, die Veränderungen im Blocksystem und die Bedeutung des neutralistischen Lagers in Asien und Afrika einkalkuliert. Es ist an der westlichen Welt, die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Dazu ist vor allem eine klare Unterscheidung zwischen den freiwilligen „Änderungen“ und den unfreiwilligen Änderungen vonnöten.

EINEM ABTRÜNNIGEN

Man kennt die Mär vom zahmen Fisch,
Der lief, wenn er nicht saß,
Und seiner schwimmbeflissenen
Vergangenheit vergaß.

Beim Übersetzen eines Stegs,
Des Holz vom Regen troff,
Verlor er die Besinnung, glitt
Ins Wasser und ersoff.

Verleugnest du das Element,
Draus deine Art entspringt,
Besteht Gefahr, daß es dich bei
Gelegenheit verschlingt.

Henry R. Shelness

Das ganze Deutschland — was ist das?

Diesem Aufsatz liegen die Ausführungen Dr. Greves im Bayerischen Rundfunk zu Grunde, die wir als wichtigen Beitrag zu einer vernünftigen und würdigen Diskussion der deutschen Frage veröffentlichten, ohne alle Ansichten des Verfassers zu teilen.

D. R.

Die Ausführungen, die ich im Mai zur Wiedervereinigung Deutschlands auf der Tagung des Königsteiner Kreises in Hannover machte, haben ein lautes und weithin hörbares Echo gefunden. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß von denen, die die Wahrheit nicht lieben, oder die der Realität des politischen Lebens nicht ins Auge zu sehen vermögen, durch Entstellungen die Leidenschaften von Menschen aufgepuscht wurden, denen mit einer Politik der Vernunft und der klaren Darstellung der Dinge mehr gedient wäre und auch in Zukunft mehr gedient werden könnte als mit der Politik der inhaltslosen, aber lautstarken Worte.

Ich möchte hier noch einmal das unterstreichen, was ich als richtig anerkannt und demgemäß auch auszusprechen gewagt habe. Ich trete denen entgegen, die bewußt oder unbewußt nichts anderes tun, als — dieses Mal durch Entstellungen und falsche Wiedergabe meiner Ausführungen — die sogenannte Volksseele zum Kochen zu bringen. Ich habe wörtlich folgendes gesagt: „Wer Frieden in Europa will, muß erst das ganze Deutschland schaffen. Das ganze Deutschland, was ist das?“

Das ist ein heikles Thema, ein heißes Eisen. Herr v. Brentano, der Außenminister der Bundesrepublik, hat es kürzlich angefaßt. Für diesen Mut hat ihm unser aller Dank zu gelten. Wer mit Erfolg politisch tätig sein will, muß die Gabe haben, das Mögliche zu erkennen und entsprechend zu handeln. Und die Wiedervereinigung Deutschlands ist vorerst nur möglich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik. Wer darüber hinaus heute etwas durchsetzen will, macht den 18 Millionen Menschen der sowjetisch besetzten Zone die Rückkehr in den gesamtdeutschen Staatsverband von vornherein unmöglich.

Mit Recht hat Herr von Brentano gesagt, daß wir auf die Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie keinen Verzicht aussprechen werden, aber als gegenwärtig einzig mögliche und darum vorerst wichtigste Wiedervereinigungsaufgabe steht zunächst die Zusammenfassung der vier ehemaligen Besatzungszonen vor uns. Ich will auch ganz offen bekennen, daß wir Deutschen zu erklären haben, daß das sogenannte Sudetengebiet kein deutsches, sondern tschechoslowakisches Staatsgebiet ist und bleiben soll und daß wir keinerlei Ansprüche auf dieses Gebiet erheben. Wer unter den Klängen des Egerländer Marsches abermals auf Raub fremden Staatsgebietes ausziehen will, begeht Verrat an der Wiedervereinigung Deutschlands und hetzt zum Krieg und wer in dem Augenblick, in dem der Zusammenschluß der Bundesrepublik Deutschland mit der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik Tatsache wer-

den kann, danach fragt, was aus der Oder-Neiße-Linie wird, erkennt nicht nur nicht die Grenzen des zunächst politisch Möglichen, sondern sabotiert die mögliche Wiedervereinigung zweier deutscher Staatsteile.“

Soweit meine Ausführungen in Hannover.

Hieraus einen Verzicht auf den deutschen Osten oder die Preisgabe der Heimat oder des Heimatrechts herauszulesen ist nicht mehr Unfähigkeit zum Verständnis der politischen Gegenwartsaufgaben, sondern Böswilligkeit in der Auseinandersetzung mit dem politisch Andersdenkenden. Wenn das, was ich als Erkenntnis unserer gegenwärtigen Situation und der möglichen Aufgaben auf dem Gebiete der Wiedervereinigungspolitik gesagt habe, nicht mehr offen ausgesprochen werden kann, ohne daß man dafür der Brunnenvergiftung geziehen und des Ausverkaufs Deutschlands beschuldigt wird, dann gibt es keine uneingeschränkte, von jedem anerkannte Meinungsfreiheit mehr in Deutschland, wie sie in dem für die Bundesrepublik Deutschland geltenden Grundgesetz garantiert ist.

Nach Auffassung des Bundesvorstandes der sudetendeutschen Landsmannschaft soll meine Einstellung auf einer bedauerlichen Unkenntnis des geschichtlichen Ablaufs beruhen. Hier wird offenbar Unkenntnis der Geschichte mit nüchterner Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge verwechselt und auf das Münchener Abkommen vom 29. September 1938 angespielt. Dieses Abkommen halte ich allerdings nicht für eine geeignete einwandfreie und unanfechtbare Rechtsgrundlage für die Eingliederung des Sudetengebietes in das ehemalige Deutsche Reich, da es unter Drohungen und Mißachtung allgemeiner Regeln des Völkerrechtes lediglich aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen zustande kam. Schon der Gedanke daran, zu fordern, daß dieses Gebiet je Teil der Bundesrepublik oder des künftigen gesamtdeutschen Staates werden soll, bedeutet ein frivoles Spiel mit dem wahrhaftig nicht ruhig flackernden politischen Feuer in Europa. Ich habe durchaus Verständnis dafür, daß die Vertriebenen an ihrer Heimat hängen und dorthin zurückkehren möchten. Heute werden sie noch daran gehindert, da die innenpolitischen Verhältnisse der Staaten, zu denen ihre Heimat gehört, Menschen, die in einer freiheitlichen demokratischen Staatsordnung leben wollen, die Rückkehr unmöglich machen.

Aber alles das hat gar nichts mit Heimat und Heimatrecht zu tun. Die Heimat der Sudetendeutschen ist das sogenannte Sudetengebiet, und diese Heimat kann staatsrechtlich durchaus Teil des tschechoslowakischen Staates sein, wie sie es bis 1938 war und auch wird bleiben müssen, da bei realistischer Betrachtung der gegenwärtigen und der übersehbaren künftigen politischen Situation weder die Tschechoslowakei, noch die Vereinigten Staaten von Amerika, noch England, noch Frankreich, noch Rußland, um nur diese Staaten zu nennen, eine andere Regelung zulassen werden. Ich halte es auch vom Standpunkt eines verantwortungsbewußten deutschen Politikers oder gar der Bundesregierung aus für töricht, die betreffenden Vertriebenen glauben machen zu wollen oder sie in dem Glauben zu lassen, von deutscher Seite aus könnten ernsthaft und mit Aussicht auf Erfolg in etwaigen Friedensverhandlungen oder sonstwie oder sonstwo derartige Ansprüche geltend gemacht werden. Wenn wir uns für Verhandlungen glaubwürdig machen und redlich halten wollen, haben wir alles zu unterlassen, was uns mit den Rechtsbrüchen aus der Zeit des nationalsozialistischen Herrschaftsystems in Berührung brin-

gen könnte oder gar geeignet wäre, uns mit rechtswidrigen Handlungen der ehemaligen nationalsozialistischen Regierung zu identifizieren. Die Heimholung aller Deutschen in ein Reich unter dem Schlachtruf: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“, hat schließlich zum Untergang des Deutschen Reiches geführt, und kaum können wir wieder atmen, melden sich schon zum Teil dieselben Leute, die Deutschland in den Untergang mithineingeführt haben, mit politischen Forderungen, die z. T. nicht nur gefährlich, sondern abermals verderbenbringend sind, um im Volke eine Revanchestimmung für erlittenes Unrecht zu erzeugen. Gewiß ist uns auch Unrecht geschehen. Aber nicht alles, was uns widerfahren ist, ist Unrecht gewesen, sondern zum Teil die natürliche und unausbleibliche Folge unseres eigenen Handelns.

Ich stehe zu den Worten, die ich in Hannover sprach: „daß es schließlich auch heute noch gilt, sich zu vergegenwärtigen, daß die Gebiete des Ostens unseres Vaterlandes durch die deutsche Hybris, durch den nationalistischen Übermut einer Verbrecherbande verloren gegangen sind. Deutschland ist wahrhaftig leichter zu zerschlagen gewesen, als es als staatliche Einheit wiederhergestellt werden kann. Und wenn dies auch nicht in der Größe von ehemals geschehen wird und geschehen kann, so brauchen wir den Kopf darum noch nicht sinken zu lassen. Der Traum vom Großdeutschen Reich ist ausgeträumt. Wir sollten nicht durch politische Großmannssucht, sondern durch Ehrlichkeit, Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Zurückhaltung das Vertrauen der übrigen Welt zu erwerben versuchen. Nicht eine Politik der Stärke, die ich in unserer Situation nur als eine Politik des Kraftmeiertums bezeichnen kann, wird uns dem Ziele näher bringen, sondern lediglich eine kluge, auf das notwendige und mögliche Nebeneinander in dieser Welt abgestellte Politik der beharrlichen Arbeit im Großen und im Kleinen.“ Soweit wieder meine Ausführungen in Hannover.

Diese Arbeit hat auch in der Aufklärung der Welt darüber zu bestehen, daß die Vertreibung aller Menschen aus ihren Jahrhunderte alten Wohngebieten ein Unrecht ist und bleibt. Sie hat ihren Ausdruck auch darin zu finden, daß wir die in Frage kommenden Staaten und die UNO dafür zu gewinnen suchen, daß dieses Unrecht Stück für Stück abgebaut wird. Ein solcher Abbau des Unrechts und der durch dieses verursachten Folgen kann aber nur dann geschehen, wenn dadurch nicht neue Gefahrenmomente für die gesamtpolitische Situation und insbesondere für den Frieden in der Welt entstehen.

Die Forderung, daß Stettin, Breslau und Königsberg wieder zu Deutschland kommen müssen, ist ein auch nach meiner Auffassung begründeter Rechtsanspruch. Ich unterscheide mich insoweit auch in keiner Weise von der Auffassung meiner Partei, der SPD, die immer den Standpunkt vertreten hat, daß Deutschland als Staat in den Grenzen von 1937 wieder herzustellen ist. Wenn ich aber sagen soll, ob ich die Durchsetzung dieser Forderung heute für politisch möglich halte, und welche Chancen ich ihr gebe, dann muß ich offen bekennen, daß es für mich vordringlichere und aussichtsvollere politische Aufgaben in der Gegenwart und für die nahe Zukunft auf dem Gebiete der Wiedervereinigung Deutschlands gibt. Und ich wiederhole es noch einmal: Gerade im Politischen kann man die Durchsetzung des Möglichen dadurch am meisten gefährden oder verhindern, daß man zugleich Unmögliches oder noch nicht Er-

reichbares fordert und durchzusetzen trachtet. Für Schwärmer, Phantasten, Chauvinisten, Nur-Taktiker und Demagogen sollte nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, in Deutschland kein Raum sein. Leider ist es schon weder anders, und nicht alle Pfingsttreffen dienen nur der Pflege der Verbundenheit mit der Heimat und des Landsmannschaftlichen.

Die Welt wird mit wachen Ohren auf jede deutsche Äußerung und Regung und die durch sie hervorgerufenen Reaktionen besonders in Deutschland hören und sich in der Frage der Wiedervereinigung unseres gespaltenen Staates so verhalten, wie wir Deutschen ihr dazu Veranlassung geben. Wir brauchen von unserem Recht nicht zu lassen, und wir wollen auch von unserem Recht nicht lassen, aber wir sollten auch wissen, daß in der Politik nicht alles, was Recht ist, durchgesetzt werden kann, am wenigsten in der internationalen Politik. Die Wiedervereinigung Deutschlands wird nicht durch Deklamationen mit marschmusikalischer Umrahmung gefördert, sondern allein durch die offene Aussprache mit den Mächten, die es außer uns angeht, nämlich Sowjetrußland, Polen, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Amerika. Und diejenigen deutschen Politiker, die es fertigbringen, daß das m. E. zunächst Mögliche, nämlich die Wiedervereinigung der vier ehemaligen Besatzungszonen zu einem Staat, vielleicht mit gewissen Grenzberichtigungen an der Oder-Neiße-Linie, Tatsache wird, dürfen ihre Namen in goldenen Lettern in das Geschichtsbuch der Deutschen einschreiben. Die Aufgabe dieses Staates und seiner politischen Kräfte wird es dann sein, die weiteren im Recht begründeten politischen Ansprüche geltend zu machen und zu verwirklichen zu suchen.

Nur eine solche Wiedervereinigungspolitik, die nichts vergibt und nichts verdirbt, halte ich für unserer Situation gemäß.

ANGSTVOLL SCHON

Angstvoll schon, beim Händewaschen,
seh' ich in den kleinen Spiegel,
sinkt mein Blick ins Auge drüben —

In die Wunde die nicht heilt
Während meine Zeit enteilt —

Kein Empfänger, keine Kunde.

Alle Bilder meiner Jugend
sind dahin —

Ausgelöscht die tausend Blicke,
die ich fand im kleinen Rahmen.
Alle Genien ermordet,
eh' sie zur Erfüllung kamen!

Peter Grund

Der Wiederaufbau Dresdens

Plan und Wirklichkeit

Dresden begeht in diesem Jahr seinen 750. Geburtstag. Elf Jahre sind vergangen, seitdem das einstige Elbflorenz den traurigen Ruhm der am schwersten zerstörten Stadt Deutschlands erlangte. Was ist seither für den Wiederaufbau geschehen?

Der Architekt, der in Dresden die Aufgabe erhält, ein Bauwerk von heute in die Stadt von morgen einzufügen, muß sich im engeren Bereich der noch bewahrten Bausubstanz, im Kulturbereich des Zwingers, der Hofkirche und der Brühl'schen Terrasse und um die noch in Trümmern geistig wirkende Kraft der Frauenkirche freiwillige Bindungen vom Maßstab her auferlegen, um den rechten Zusammenklang von Altem und Neuem zu wahren. In den baulichen Randbezirken der Innenstadt dagegen stehen ihm alle Möglichkeiten der Gestaltung in Form, Maß und in der Einzelaussage offen. Eine entscheidende Bindung aber, das Zusammengehören von künstlerischen und menschlichen Maßstäben, wird auch hier bleiben. Jeder Bauende wird, bedingt durch das Besondere in seiner Aussagekraft und seiner ihm eigenen schöpferischen Spannweite, selbständige Wege gehen. Wir wissen nicht im voraus, was Erschöpfungszustand, gar Endzustand oder Neues im Sinne einer Weiterführung der Kontinuität allen Bauens oder nur Allzumenschlich-Modisches sein wird. Der Architekt muß daher die Konstanten kennen, um sein Schaffen auf einem möglichst gültigen, tragenden Grund aufzubauen. Ehrlichkeit im Bauen, Re-Formatio, nicht äußere Form halten wir dabei für etwas Primäres, als eine Voraussetzung für zukunftsweisendes Bauen. Innere Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit zwingen den Menschen, vor allem auch die gestaltende Persönlichkeit, sich selbst „zurückzuschrauben“, wieder einfach zu werden. Im menschlichen, geistigen und in seinem schöpferischen Raum kann so der Baumeister das „reinigende Weglassen“ (Schmitthenner) üben. Dies erscheint uns eine wesentliche Aufgabe des Bauens in unserer Zeit zu sein. Die Kunst könnte so ihre einstige Mittlerstellung, „Erzieherin des Menschengeschlechts“ (Thomas Mann) zu werden, wieder übernehmen.

Zu den großen Entscheidungen am Beginn einer jeden Baugestaltung in Dresden gehört die Frage nach dem stadtbaulichen Kompositionsprinzip, dem der Einzelbau eingefügt werden muß. Im städtebaulichen Geschehen der Vergangenheit und in der Gegenwart sind mehrere große Ordnungsbereiche, gleichsam Phänomene städtebaulicher Gestaltungsideen, zu erkennen: die polaren Erscheinungsformen eines rhythmischen und eines entgegengerichteten metrischen Geltungsprinzips. Das räumliche Gefüge Dresdens, auf mittelalterlichem Grunde gewachsen, in barocker Zeit meisterhaft lebendig weitergebildet, ist dabei einer rhythmischen Bildungsidee zugeordnet. Beispiele einer metrischen, überwiegend statischen und achsialen Raumkomposition finden sich in Dresden nur vereinzelt: in der Raumbildung der Hauptstraße,

„der neuen Königstadt“ nach 1685 (Dresden-Neustadt), in dem metrisch gebildeten Landtagsbau Paul Wallots am Schloßplatz als Elbbrückenkopf um die Jahrhundertwende — die asymmetrische Turmstellung ist auf einen glücklichen Vorschlag Cornelius Gurlitts zurückzuführen — und dem im Werden begriffenen, überwiegend metrisch aufgefaßten neuen Raumgebilde des vergrößerten Altmarktes . . .

Zum Wesen des rhythmischen Bauens, das durch eine asymmetrische Baukörpergruppierung beim Internatsbau der Technischen Hochschule an der Reichsstraße wohl erstmalig im neuen Dresden nach 1945 angestrebt wurde, gehört eine Übereinstimmung von Raum und Baukörper, von Inhalt und Werkform. Die lebendige Ausbildung der Silhouette, die bei den meisten der neuen architektonischen Freiräume fehlt, ist kein Spiel mit Bauformen, sondern eine wesentliche und notwendige Aussage rhythmischen und räumlich körperlichen Bauens.

Bei dem Studentenheim an der Reichsstraße sind Architektur und Bauplastik, wohl erstmals seit den großen Bauschöpfungen des Dresdner Stadtbaurates Erlwein in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, eine Einheit eingegangen. Die enge Verbindung von Plastik, Malerei und Farbe mit der Architektur, der Mutter aller Künste, mit Raum und Körper ist ein ernstes Anliegen beim kommenden Neuaufbau eines rhythmisch gestalteten Dresden.

Die Schwierigkeiten

Der Wiederaufbau Dresden wird seit 1945 durch Geld-, Material- und Arbeitskräftemangel unerträglich verzögert. Das Fehlen der Privatinitiative im Verein mit der starren Schwerfälligkeit der staatlichen Planung verhinderte eine lebendige Bautätigkeit. Hinzu kommt ein gerüttelt Maß an personeller Unfähigkeit, wodurch erhebliche Summen sinnlos vergeudet wurden. Das geistige Mittelmaß und Spießertum der neuen Bauherren spiegeln sich wider in ihren Werken, die jede Weite, Großzügigkeit und recht verstandene Modernität vermissen lassen. Zu dem mangelnden formalen und künstlerischen Gestaltungsvermögen tritt oft noch rein sachliche Unkenntnis. So wurden bsp. bei dem Neubau der Fachschule für Künstlerischen Tanz am Basteiplatz in Dresden-Strehlen starre, statt federnde Böden eingebaut, die dann alle wieder herausgerissen werden mußten. Fähige Architekten, Bildhauer und Wandmaler müssen sich entweder der kleinbürgerlichen Parteibauweise beugen oder auf jede Mitarbeit verzichten. Von dem Genossen Professor Henselmann, dem unseligen Erbauer der Stalinallee in Berlin, kursiert ein Witz, der auch auf die parteiamtlichen Baufunktionäre in Dresden zutrifft: Henselmann spaziert bei schönstem Sonnenschein auf der Stalinallee mit aufgespanntem Regenschirm. Da trifft er einen Bekannten, der ihn sofort fragt: „Warum halten Sie denn einen Schirm über sich?“ Darauf Henselmann: „Ach, man kann ja nicht wissen. Vielleicht regnet's in Moskau“.

Aus einem internen Bericht über das Baugeschehen in Dresden, den die Oberbauleitung der Stadt dem Oberbürgermeister erstattete, ist zu entnehmen, daß der Gesamtinvestitionsplan 1955 nur mit 74,3 % erfüllt wurde. Die Untererfüllung bezieht sich vor allem auf den Wohnungsbau. Beim Anlauf des Planes 1956 waren bei Baubeginn noch nicht einmal alle Projektunterlagen fertiggestellt. Und dies trotz einer aufgeblähten, schmarotzenden

Planbürokratie! Auch Mechanisierung und Industrialisierung werden in diesem Bericht als „weit hinter den gesteckten Zielen zurückgeblieben“ bezeichnet. Immer wieder versuchen die Träger der zentralistischen Befehlswirtschaft, deren Unzulänglichkeit sich bis zum Überdruß erwiesen hat, einzelne Symptome der Krankheit mit eben den Mitteln zu kurieren, die sie recht eigentlich verursachten. Nur die Beseitigung der lähmenden Wirtschaftslenkung, deren Beibehaltung für die SED jedoch eine *conditio sine qua non* ist, könnte auch der Bauindustrie aufhelfen. Sie ist jedoch undenkbar, ohne die Vernichtung der gesamten SED-Herrschaft in Mitteldeutschland, denn ebenso wie die Freiheit ist die Diktatur unteilbar.

Die historischen Bauten

Die Semperoper wurde teilweise restauriert, befindet sich jedoch noch im Anfangsstadium des Aufbaus, der z. Z. wegen der forcierten Wiederherstellung der Gemäldegalerie ganz eingestellt ist. Der Zwinger wurde weitgehend wiederhergestellt. Die Arbeiten gehen weiter. Taschenbergpalais, Japanisches Palais, Palais im Großen Garten und Schloß erinnern die Dresdner als Ruinen, an die keine Hand gelegt wurde, an die Schreckensnacht vom Februar 1945. Die Frauenkirche kommt dem Betrachter ihres Schutthaufens, der noch liegt wie am ersten Tag, nur als Erinnerung vor das geistige Auge. Die Schloßkirche wurde soweit renoviert, daß wieder Gottesdienste darin abgehalten werden können. Seit über einem Jahr dient auch die Kreuzkirche wieder ihrer Bestimmung, wenngleich Altar und Seitenportale noch vollendet werden müssen. Auch braucht die Kreuzkirche dringend eine Orgel, denn das Leihinstrument kann nur als Notlösung gewertet werden.

Auf der Brühlischen Terrasse, dem „Balkon Europas“, eilt nur noch ein Teil der Kunststudenten in die Akademie, von der verschiedene Abteilungen nach dem Sachsenplatz verlegt wurden. Das angrenzende Albertinum dient Kunstaussstellungen, mußte aber kürzlich auch für eine Ausstellung westlichen Diversanten- und Spionagematerials herhalten, die der SSD mit viel Geschick inszeniert hatte. Die neuen Uniformen der „Nationalen Volksarmee der DDR“ konnten am gleichen Ort bewundert werden.

TH — größter Bauherr

Der größte Bauherr in Dresden ist die Technische Hochschule, deren Bauten weitgehend das Gesicht der Stadt bestimmen. In 11 Jahren wurde aus dem zerstörten Dresden vornehmlich eine Hochschulstadt. Zu dem „Barkhausen-Bau“ an der Helmholtzstraße kam das Physikalische Institut sowie ein Hörsaalgebäude hinzu. Auf der Teplitzer Straße entstand aus der Ruine des ehemaligen Lehrerseminars das Lehrgebäude „der Arbeiter- und Bauern-Fakultät.“ Auf der Hohen Straße wurde ein Konsultationsgebäude für das Fernstudium ausgebaut und das Maschinenlaboratorium, der Zeunerbau und das Elektrotechnische Institut wieder auf- und umgebaut. Ein weiterer wichtiger Abschnitt war im Jahre 1952 die Inbetriebnahme der Hochspannungshalle, die dem Institut für Starkstromtechnik angeschlossen wurde. Schließlich konnte auch im Institut für angewandte Botanik der Forschungsbetrieb aufgenommen werden. Weiter wurde das Institut für Thermodynamik errichtet

und das Energieprogramm der TH wesentlich erweitert, um eine zusätzliche Stromlieferung zu sichern. In den Jahren 1954/55 entstand das Institut für Schwachstromtechnik, das in diesem Jahr noch wesentlich erweitert werden soll. Die Baumaßnahmen an der Fakultät für Leichtbau schreiten voran, und reges Leben spürt man in der neuerbauten landtechnischen Versuchsanstalt auf der Räcknitzhöhe, die sich in 16 Einzelobjekte aufgliedert. Je 18 Millionen DM wurden in den Jahren 1954/55 diesem Objekt zur Verfügung gestellt. Allein im Jahre 1955 kamen zwei physikalische Institute und Teile des Mathematischen Instituts hinzu.

Durch den rapiden Aufbau der einzelnen Institute der TH wurde die internetsmäßige Versorgung der Studenten für Dresden ein Problem. Obwohl im vergangenen Jahr auf der Reichs- und Güntzstraße Studentenheime entstanden, reichen die Unterkunftsmöglichkeiten bei weitem nicht aus. Weitere Institutsneubauten sind vorgesehen, z. B. die Fakultät für Kerntechnik am Zellischen Weg, zu deren Gunsten finanzielle Mittel für Neubauten von Studentenwohnheimen verbraucht werden, obwohl gerade die Unterbringung der Studenten ein schon heute unbewältigtes Problem ist.

Die verhältnismäßig großen Entfernungen zwischen Hörsaal und Übungsraum konnten die Studenten während der akademischen Pause von 15 Minuten kaum bewältigen. Dadurch ergab sich die Forderung einer möglichst starken Konzentration des Zentrums der Hochschulanlage. Die Ausweitung des Hochschulgeländes bis unmittelbar an den Nürnberger Platz hatte eine starke Belastung des Verkehrsnetzes in diesem Raum zur Folge. Da die Dresdner Verkehrsbetriebe jedoch nicht wissen, woher sie zusätzliche Busse und Straßenbahnen bekommen sollen, werden sich wohl noch lange an den Haltestellen und in den Verkehrsmitteln Zustände erhalten, die menschenunwürdig sind.

Die Schwerpunkte der Bautätigkeit

Die drei Zentren der Bautätigkeit heißen in diesem Jahr: Zentrum — Striesen — Südvorstadt. Dabei wird natürlich das Baugeschehen rund um den Altmarkt im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Das Problem der Entrümmung ist allmählich etwas in den Hintergrund getreten. Die 10 Millionen, die zur weiteren Beseitigung der Steinhalden zur Verfügung stehen, nehmen sich, gemessen an der Summe für den Wiederaufbau, schwächlich aus.

Die Grimmaerstraße, die einseitig neu bebaut zu haben sich die Stadtverwaltung lange Zeit gerühmt hat, ist heute nicht mehr allein das Ziel aller derjenigen, die den Wiederaufbau Dresdens bestaunen wollen. Allzu lange war sie es wirklich.

Bei der künftigen Gestaltung des Zentrums ist der Bau von vier Kinos vorgesehen, außerdem die Errichtung eines Operettentheaters am erweiterten Altmarkt zur Prager Straße hin. Auch der Ratskeller soll später wieder in Betrieb genommen werden. Ferner ist am Altmarkt ein Hotel mit 320 Betten geplant, das sich voraussichtlich unmittelbar an die Kreuzkirche/Ringstraße anschließen wird. Das Hotel „Excelsior“ am Hauptbahnhof soll erweitert werden.

Im Stadtteil Striesen wurde der Grundstein für 500 Wohnungen gelegt. In der Südvorstadt werden zahlreiche Wohnungen schlüsselfertig, und weitere 400 Wohnungen werden im Rohbau am Ende des Jahres fertiggestellt sein. Wie aus den Bauplänen hervorgeht, werden in diesem Jahr insgesamt 614 Wohnungseinheiten, 3 Ateliers, 17 Läden, 2 Cafés und 5 Garagen schlüsselfertig. Hinzu kommen noch 799 Wohnungseinheiten des Zusatzplanes. In diese Zahl sind die wiederaufgebauten und neu erstandenen Wohnungen der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften und der einzelnen Betriebe nicht einbezogen. Die knapp 100 Mitglieder zählende Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft des VEB Zeiss-Ikon legte neuerdings den Grundstein für ihr erstes Wohnhaus. Als Baugelände waren ihr Grundstücke an der Heubner- und Müller-Berset-Straße zugewiesen worden. Bis zum Herbst 1956 sollen die ersten der bis 1960 insgesamt geplanten 150 Wohnungen bezugsfertig sein.

Auf der Blochmann- und Trittmannstraße wird der II. Bauabschnitt der Einraumwohnungen abgeschlossen. Zum Teil wird auch das Studentenwohnheim auf der Blasewitzer Straße mit der Mensa fertig, und das Hörsaalgebäude der Medizinischen Akademie des Johannstädter Krankenhauses öffnet ebenfalls noch in diesem Jahr seine Pforten. In der Südvorstadt wird eine Schule entstehen, und das Lingnerschloß wird zum Klubhaus der Intelligenz umgestaltet werden. Das Italienische Dörfchen wird seine alte Außenfassade erhalten, während die Innenräume soweit wiederhergestellt werden, daß Anfang 1957 900 Sitzplätze (einschließlich Garten) zur Verfügung stehen. Im Südosten der Stadt entsteht gegenwärtig eine moderne Tierklinik, die in erster Linie dem landwirtschaftlichen Nutznießer dienen soll.

Es gibt in Dresden nur einen intakten Bahnhof, den Neustädter. Der Wettiner, jetzt „Bahnhof Mitte“, wurde seiner Stahlkonstruktion beraubt, die in die Siemens-Martin-Öfen des Stahlwerkes Riesa wanderte. Stahl ist knapp, wie fast alles in der SBZ. Auf die unüberdachten Bahnsteige rieselt der Regen.

Das Wohnungsproblem ist in Dresden katastrophaler als in jeder anderen sowjetzonalen Stadt, was ihren Rat nicht daran hinderte, Anfang Mai 1956 dem Bau eines Fallschirmabsprungturmes für die Gesellschaft für Sport und Technik zuzustimmen, der nun auf dem Gelände Lingnerallee/Lennestraße errichtet wird. Mögen doch die Wohnungslosen vom Turm springen, vergessen dann vielleicht für immer ihr unbequemes Anliegen!

Das Nationale Aufbauwerk

Einen ganz besonders raffinierten Erpressungs- und Ausbeutungsversuch stellt das sogenannte NAW dar. Das oberste Geschäftsprinzip dieser Institution heißt „Einsparung auf Kosten der Werktätigen“. In diesem Jahr sollen in Dresden Werte in Höhe von 4,5 Millionen DM geschaffen werden. Die gesamte Bevölkerung ist gehalten, durch „freiwillige“ Aufbaustunden, Geld- und Sachspenden mitzuhelfen. Den künftigen Mietern der neuen Häuser sind im Rahmen des NAW besondere Aufgaben zugedacht. Der Bauschutt soll künftig von ihnen selbst entfernt, Grünanlagen vor den Gebäuden sollen von ihnen selbst angelegt werden. 3,2 Millionen DM sind für Reparaturen und Erneuerungen im staatseigenen Grundstückssektor der Stadt für 1956 vorgesehen. Von dieser Summe schlägt das NAW-Komitee eine Einsparung

von 500 000 DM vor. Die Bewohner der staatlichen Grundstücke sollen deshalb ebenfalls „freiwillige“ Einsätze wie Einfriedungs-, Erdbewegungs- und Planierarbeiten durchführen.

Der erste Sekretär der SED-Stadtleitung, Heinz Kubach, kritisierte den im Rahmen des NAW zögernden Fortgang der Enttrümmerungsarbeiten auf der „Straße der Befreiung“, früher Hauptstraße, und die zweijährige Bauzeit für die Ernst Thälmann Straße. Auf der gleichen Konferenz bemängelte Oberbürgermeister Weidauer die miserable Ausgestaltung der Schaukästen, Werbetafeln und Schaufenster, den Schmutz, der überall herumliegt und die Geschmacklosigkeiten der „Sichtwerbung“, die allenthalben das Stadtbild trüben.

Daß sich Täter über ihre eigenen Schandtaten beschwerten und Abhilfe fordern, ist ein Novum, ein zynischer Beitrag zur makabren Dialektik der roten Ideologen, nach der Methode „Haltet den Dieb“. Der Wiederaufbau Dresden hält keinerlei Vergleiche aus mit dem westdeutschen Städte. Auch innerhalb der SBZ steht Dresden an letzter Stelle beim Aufbau. Immer wieder stellt sich die Frage: „Wie sähe Dresden heute aus, wenn es 1945 unter westliche Jurisdiktion gekommen wäre?“ Ein müdes Lächeln huscht über die Gesichter der Dresdner, die davon träumen. Die einmalige Chance, aus der zerstörtesten Stadt Deutschlands ein weithin sichtbares und wirkendes Beispiel für modernes, künstlerisches, hygienisch und soziologisch fundiertes Bauen zu machen, wurde von den Kommunisten „plangerecht“ vergeben. Engbrüstige Häuserchen, dem dumpfen Geist der „guten Stube“ entsprungen, werden spätere Generationen an die Herrschaft Moskaus in Dresden erinnern.

MITTERNACHT

Ach, du wirst mich verraten
Eh noch die Hähne krähn,
An der Wand der langnasige Schatten
Wird all die schlafenden Taten
Und deine Lüge erspähn.

Im Kreis der flackernden Kerzen
Wandert die Zeile und schwankt,
Die mitternächtigen Schwärzen
Dröhnen wie Glocken so ernen,
Am Traume bist du erkrankt.

Dem purpurnen, violetten
Weine vermischt sich mein Blut,
Was du verrätst, wird dich retten,
Trinke! Es fallen die Ketten,
Entsteige der stygischen Flut!

Oda Schaefer

Die Perversion von Rechtsordnungen

Ein Buch wie das *Fritz von Hippels, Die Perversion von Rechtsordnungen* (Tübingen 1955, J.C.B. Mohr-Verlag), aus der Hand eines akademischen Rechtslehrers, haben wir lange erwartet. In der neueren staatsrechtlichen Literatur hat der Begriff der „Perversion“ die Tendenz, zu immer umfassenderer maßgeblicher und kritischer Anwendung zu gelangen. Was hat man nicht alles mit dem Worte Demokratie zu rechtfertigen versucht! Das fängt schon mit der Erklärung der Menschenrechte durch die Jacobiner in Frankreich an. Dort lassen sich zwei Hauptrichtungen der Menschenrechte unterscheiden: Einmal die sich an die englischen Rechtserklärungen anschließenden despotenfeindlichen Theorien Montesquieus, die, von festen Grundsätzen ausgehend, die Bewahrung des Eigentums als ein Hauptinteresse des öffentlichen Wohles behandeln — und ein zweites Mal: die jacobinischen Menschenrechte Rousseaus, die den Bürger und Menschen und sein Eigentum unter die Entscheidung der *volonté générale* stellen, indem sie das Eigentum praktisch vogelfrei machen und den Menschen und Bürger mit allem seinem Zubehör zum Staatssklaven erniedrigen.

Von dieser schon von Lavater und später vor allem von dem Staatsrechtler Jellinek ausgehenden Erkenntnis aus, liegt es nicht so weit ab, wenn der Bruder des Autors der hier besprochenen Abhandlung schon früher zu dem Ergebnis gelangte, daß Rousseau sich als eines der hauptsächlichen ideologischen Vorbilder der Sowjetdemokratie bestimmen läßt; nicht grundlos läßt sich diese als einen Volksstaat im Sinne Rousseaus bezeichnen. (E. v. Hippel, *Krise des Staatsgedankens*, Stuttgart 1950, S. 45). Schon der Rousseausche Begriff des öffentlichen Wohles läßt die Annahme fester und ewiger Grundsätze, wie sie sich mit den angelsächsischen Menschenrechten vereinigen, nicht zu. Die für Europa maßgebende Fassung der sozialistischen Idee hängt jedenfalls mit dem Begriff der wandelbaren politischen Machtverhältnisse eng zusammen, wie schon einer der reifsten Juristen der Weimarer Zeit, der auch bei von Hippel angeführte Rechtsphilosoph Radbruch in seiner Kulturlehre des Sozialismus von 1927 betont, wenn er die Demokratie als diejenige Staatsform bestimmte, die keiner politischen Machtverschiebung Widerstand leistet und ihr sofort zu politischem Ausdruck verhilft und einer jeden die Sanktion des Volkswillens der Mehrheit gewährt (v. Hippel, S. 42). Nur mit dem Begriff des Politischen kann das öffentliche Wohl im Sinne der Jacobiner in Einklang gebracht werden. Von hier aus geht eine sehr klare Ursprungslinie des östlichen Kommunismus von Rousseau aus, weiter über Lassalle, der das Juristische als noch viel politischer als das Politische selbst erklärt, insofern als es zugleich den Begriff des Sozialen enthält, schließlich zu Karl Marx, der den Wechsel der wirtschaftlichen Verhältnisse als die eigentliche unabhängige Variable erklärt, der die juristische Variable folge. Damit ist auch die Grundlage für die Lehre geschaffen, daß der souveräne Volkswille als *volonté générale* „seiner Natur nach“ unüberprüfbar sei. (Evers, *Der Richter und das unsittliche Gesetz*, Berlin 1955, S. 15). Nahe verwandt mit dem Begriffe des

Politischen ist in dieser Verbindung der des Gemeinwohles und des öffentlichen Rechtes.

Wie vom Gemeinwohl so spricht man beständig von den großen öffentlichen Interessen, vom öffentlichen Recht, das dem Privatrecht vorgeht, von der *res publica*, vom Gedanken des großen Reichs, vom ganzen Volk. Aber nur zu häufig stecken hinter dieser Rede nur abstrakte Begriffe ohne wirkliches Leben! Das große Reich ist nichts, wenn man es loslöst von den einzelnen Provinzen. Das Volk ist nichts, wenn man es von den Bestandteilen trennt, die es zusammensetzen. Mit den Rechten der Teile verteidigt man zugleich das Recht des ganzen Volkes; denn dieses ist in jedem seiner Teile enthalten. Beraubt man den Teil Schritt für Schritt dessen, was er Kostbares besitzt, so wird er als Opfer zur namenlosen Masse verschmolzen, um damit zugleich die Vorwände für die Opferung anderer Teile zu verstärken. So gibt man auch der abstrakten Vorstellung des öffentlichen Wohls die lebendigen Wesen preis. Dem Volk als Masse opfert man das Volk der Individuen.

Wir haben hier die Vorstufen jener Perversion des demokratischen Gedankens in dem Wirkungsbereich der Sowjet-Ideologie, die von der wirklichen Ehrfurcht vor dem Volksgedanken weit weg führt, wie sie etwa in der Liebe zur Vergangenheit im Geiste des romantischen Zeitalters die Gebrüder Grimm pflegten, oder von Savigny wach gehalten wurde. Savigny sah das Recht im Lichte der Geschichte. Nach ihm stammte es aus dem inneren Wesen der Nation und entwickelte sich, wie jede ihrer Lebensäußerungen, als Glied eines höheren Ganzen. Wie dieses unauswechselbar war, so waren auch die sie beherrschenden Grundvorstellungen ewig und unveränderbar durch die Politik. Sie nahmen etwas von den naturrechtlichen Vorstellungen an, die freilich auch ihr universalistisches Element in sich trugen. Das Rousseau-Marxsche Erbe macht sich bei den Ostvölkern auch darin geltend, daß die Perversion des menschenrechtlichen Begriffes des Politischen auf die Sowjet-Prinzipien übertragen (vgl. A. Vyshinski, *The law of the Soviet State*, New York 1951, S. 19) und ihr anti-demokratischer Charakter als demokratisch erklärt wird, die Rechtsgrundlagen der westlichen Völker aber als anti-demokratisch.

Die Rechtsgrundlagen der neueren deutschen Rechtsauffassung sind in der Zeit der Befreiungskriege gelegt worden. Die Gedanken Savignys gingen zunächst vom Gewohnheitsrecht aus, in dem die Gebräuche und sittlichen Anschauungen des Volkes ihre Verkörperung gefunden hatten und starke Beziehungen zum alten christlichen Naturrecht bestanden. Vor allem die Erfahrungen mit der Perversion des Rechtes in den verschiedenen totalitären Staaten erschütterte die in ihnen herrschende positiv-rechtliche Theorie, die behauptete, daß das Recht allein vom Gesetzgeber gesetzt und staatlich sanktioniert werden müsse. Hegel hat dann in Deutschland die rechtsphilosophische Versöhnung des Rechtes und des Gesetzes versucht: Auch die staatliche Legislative ist nichts anderes als das übrige Recht: eine menschliche Schöpfung und entspringt derselben Wurzel wie diese. Gesetz gehört zum Staat, und dieser ist die Welt, die der Geist sich gemacht hat. Ist der Staat zu einer gesetzlich entwickelten, systematischen Gesetzgebung fortgeschritten, so ist mit der Unterordnung der Gesetzgebung unter das Recht der Gedanke der bürgerlichen Freiheit erfüllt. Den Widerspruch, der in der Unterordnung des Einzelnen unter die höchste Gewalt

des Staates liegt, löst die Macht der Gesetze. (Rechtsphilosophie § 122 und G. Bückling, Grundlagen des subjektiven Rechtes, Gierkes Untersuchungen Heft 146, Breslau 1933, S. 79). Der Unterschied der beiden Formen des objektiven Rechtes — Gesetz und Gewohnheit — ist aber in den Anfangszeiten des modernen Staates doch nicht so leicht überwunden worden, wie es die Endformulierung der beiden rechtsphilosophischen Führer der geschichtlichen Rechtsschule annehmen lassen sollte. Die Erkenntnis des qualitativen Unterschiedes des Ursprunges der objektiven Rechtsquellen führt zu Vorbehalten nicht nur bei Savigny, der schon 1814 seiner Zeit den Beruf für die Gesetzgebung absprach, und der vielmehr die Aufgabe des Juristen darin erblickte, die volksmäßig nationalen Anschauungen vom Recht, die schon Justus Möser liebevoll beachtete, das Recht der Gewohnheit also, weiter zu entwickeln, während ihm der weise Gesetzgeber zu einem Popanz wurde. In der Folge haben sich dann vom Standpunkte der Hegelschen Schule aus Bedenken gegen den Ausgleich der Savignynschen und Hegelschen Rechtsphilosophie ergeben. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte der Greifswalder Justizrat Gustav Lenz, der Vater des bekannten Berliner Historikers, das Neuartige des Hegelschen Versuches, die Gültigkeit des Rechtes auf den staatlichen Willen zu stützen, fest, erkannte aber gleichwohl die Weitsicht der Hegelschen Willensauslegung an; ja, er sah die eigentlich große rechtsphilosophische Leistung seines Meisters in der Erkenntnis, daß das römische Recht den Begriff des subjektiven Rechtes aus dem bewußten Willen zum Ausdruck brachte: „Solange Römisches Wesen dauert, ist der Wille der Einzelperson alleiniger Grund und Quelle des Rechtes. Auch in dem Jahrhunderte hindurch währenden Verfall bleibt das Prinzip selber unangetastet: freilich, je länger die Agonie anhält, desto mehr sich abschwächend, nie jedoch bewußt und absichtlich aufgegeben. Nur in dem Staatsrecht des sinkenden Römertums fängt eine Anschauung an, sich geltend zu machen, welche an das moderne Autoritätsprinzip erinnert. Es ist nicht bedeutungslos, daß Cäsar auch der erste Princeps ist: in dieser fast modernen Heroengestalt, der höchsten Incarnation des Römertums überhaupt, konzentriert sich das Römische Wesen mit seiner Verstandesschärfe und Willenskraft; er — der erste und doch der einzige Cäsar — ist zugleich Roms Achilles und Alexander.“ (G. Lenz, Recht des Besitzes, Berlin 1860, S. 26 f). Diese unbeugsame Starrheit des Willens einer Klasse sieht Lenz als die eigentliche weltgeschichtliche Leistung der römischen Jurisprudenz an, die auch völkerrechtlich einen Zustand einführte, in dem immer neue Städte und Bevölkerungsgruppen mit den angestammten Bestandteilen des Staates verschmolzen wurden und dem römischen Recht den Weltcharakter verliehen. Das Verhältnis des nationalen Volksrechtsgedankens zum universalistischen Gesetzesbegriff zu verfolgen — in England schon bei Burke hervortretend in dem Gegensatz der Geburtsrechte des Engländer (birthright), die er den allgemeinen Menschenrechten Rousseaus vorzog — würde eine reizvolle Untersuchung ergeben. Wenn wir uns aber auf Deutschland beschränken, so knüpft an diesen Zwiespalt die eigentlich stichhaltige Kritik an, die der historischen Schule von ihren eigenen Anhängern entgegengesetzt worden ist. Von dem Unterschied zwischen Volksrecht und Gesetz ausgehend, vertritt schon Stahl (P. Weiglin, Juristischer Spaziergang, Berlin 1955, S. 67) die Ansicht, daß im Begriff der Volkssouveränität die

Verneinung der Ordnung des eigentlichen historischen Volksrechtes enthalten sei, daß aber gleichwohl der Staat liberal verwaltet werden müsse, und nicht nach Polizei-Willkür: und ähnlich wird heute in moderner Wendung hervorgehoben, daß die Anerkennung der tatsächlichen gewohnheitsmäßigen Übung im Rechtsbewußtsein der Volksgesamtheit nur ein verschwommenes, wandelbares massenpsychologisches Phänomen des Seelenlebens (G. Boehmer, Grundlagen der bürgerlichen Rechtsordnung II 1 Tübingen 1951, S. 124) an die Stelle sinnvoller Ordnung setze, wie dies der Überhöhung der physischdinglichen Natur, etwa der weltwirtschaftlichen Entwicklung über die moralische Weltordnung entspricht.

Immerhin hatten vor dem Durchdringen der deutschen klassischen Philosophie erhebliche Schwierigkeiten bestanden, um die beiden Quellen des objektiven Rechtes — Gesetz und Gewohnheit — zu jener „Einheit des Begriffes“ zu verschmelzen, in der sie sich für das moderne westeuropäische Bewußtsein schließlich als tragfähig erwiesen haben. Voraus ging ein langer Kampf in den westeuropäischen, vor allen angelsächsischen, Ländern um die Frage des Vorranges der Gewohnheit oder des Gesetzes. Der Einfluß der englischen, auch in den nordischen Ländern anzutreffenden bevorzugenden Bewertung des Gewohnheitsrechtes machte sich bei Savigny wie bei Puchta insofern besonders bemerkbar, als bei ihnen die Neigung besteht, dem Gesetz eine im Verhältnis zur Gewohnheit nur unterstützende Rolle zuzuweisen. (Gleiche Gedankengänge in Frankreich, vgl. Martin, das Schlußzitat dieses Aufsatzes.) — In England war die ursprüngliche Lage gleich, da hier das im common law ruhende Gewohnheitsrecht die Freiheiten und Rechte des englischen Bürgers umfaßte. „Magna charta is such a fellow, that the will have no sovereign.“ Die zentralistisch eingestellten Juristen suchten dagegen dem Gesetz den Vorrang zu sichern, indem sie auf die Eigenschaft des Trägers der Souveränität hinwiesen, dem *Befehl* — ohne Rücksicht auf den *Gesetzesinhalt* — Verbindlichkeit zu gewähren. Führer auf diesem Gebiete war in Deutschland Hegel, der in seinem Jugendwerke über die deutsche Verfassung theoretisch zu allen jenen übersteigerten Folgerungen kam, wie sie dem totalitären Macchiavellismus eigen zu sein pflegen, der später aber zu jenen ausgleichenden Formulierungen gelangte, wie sie in seiner Rechtsphilosophie zutage traten.

Die zentralistische Einstellung des jungen Hegel erklärt sich wie bei Macchiavell aus seiner außenpolitischen Beurteilung der Lage seiner Heimat am Ende des 18. Jahrhunderts, die sich etwa an der Kritik des Reichsfürstentums Samuel von Pufendorf orientierte, der das Reich ein monstrum nannte, und ihm reichliche Beschneidung der sorgfältig beachteten Privilegien und Gerechtsame halb öffentlich- und halb privatrechtlichen Charakters verordnete, wie sie eine wirksame militärische Zusammenfassung aller Kräfte gegen die von Westen und Osten vordringenden Großstaaten erforderlich machte. In dieser Beurteilung waren sich damals die großen Führer der Nation einig. So zuwider Hardenberg auch das revolutionäre Frankreich war, er fürchtete Rußland nicht weniger, und das Bündnis Preußens mit dem Zaren ist ihm lästig und unheimlich gewesen. Stein hat das gleiche in einem Brief an den Grafen v. Münster, den englischen Vertreter auf dem Wiener Kongreß, deutlich gemacht: „Ich habe nur *ein* Vaterland, das ist Deutschland, und da

ich aus alter Verfassung ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm, und nicht nur einem Teile desselben von freiem Herzen ergeben . . . mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark wird, um seine Unabhängigkeit wiederzuerlangen, und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europas.“ (Jur. Spaziergang in Berlin, S. 41.)

Die in der deutschen idealistischen Philosophie Hegels versuchte Herstellung der Einheit des Rechtsgedankens im höheren Kulturbewußtsein der Nation hat auch in der Außenpolitik die scharfe Cäsar zwischen volksmäßigem Gewohnheitsrecht und souveränem Gesetzesrecht nicht dahin ausgleichen können, daß die Unterschiede der Herkunft in der Bewertung des Rechtscharakters des objektiven Rechtes die Frage des gegenseitigen Rangverhältnisses hätte vergessen lassen können; denn ebenso wie in Bezug auf die heutige völkerrechtliche Lage aus der totalitären Überlieferung der Staaten der politische Gegensatz begründet wird, ebenso ist in innenpolitischer Beziehung die Frage aufgetaucht, ob die in den neuen deutschen Verfassungen gegebenen Garantien für die Unverletzlichkeit der bürgerlichen Rechtsordnung (Freizügigkeit, Meinungsfreiheit, Eigentum) durch parlamentarische Gesetze gebrochen werden „können“. Mit rechtlicher Wirkung nach der Verfassung nicht; aber wohl bestehen Bestrebungen, daß der Träger der Souveränität aus seiner Befehlsgewalt die Garantien der Verfassung brechen kann, wie ja in der Tat schon an sich nach den wirklichkeitsnahen Worten eines ihrer Ausleger diese Garantien nur schwache „juristische“ Seidenfäden sind, die eine selbstbewußte Parlamentsmehrheit leicht wird zerreißen können; und doch sind sie auch nach diesem Ausleger nicht ganz wertlos. Denn sie bieten gegenüber einem vorübergehenden Ansturm antidemokratischer Gruppen einen nicht zu verachtenden Schutz, und überhaupt gewährt die gebundene, verfassungsrechtlich geordnete Demokratie „den Nationen die relativ beste und dauerhafteste Chance, in Frieden und Freiheit nach Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu streben“ (R. Thoma, Wesen und Unterscheidungsformen der modernen Demokratie, Bonn, S. 39 f.).

Bei der Frage nach der rechtlichen Unangreifbarkeit der Grundrechte durch die Legislative wird das Problem eine gewisse Rolle spielen, ob die Grundrechte sich auf ihren Ursprung aus dem Gewohnheitsrecht berufen dürfen, und ob dieses aus seiner geschichtlichen Herkunft sich auf die Rangüberlegenheit gegenüber dem Gesetzesrecht, welches das wirksamste Herrschaftsmittel des fürstlichen Trägers der Souveränität, und später der Volksvertretungen geworden ist. Gesetzgebung ist bewußte objektive Rechtsschöpfung und als solche als köstlichstes Kleinod unter den Rechten des Herrschers schon von den Souveränen der ostasiatischen Großreiche vor 2½ Jahrtausenden beansprucht worden. Die alten Herrscher der chinesischen Dschou-Dynastie stützten sich auf die festen li, auf volksnahe Sitte und Moral, die spätere Gesetzesschule dagegen auf die zentralistischen Anordnungen von Gewaltherrschern wie Schi-huang di, den die konfuzianischen Gelehrten der nachfolgenden Jahrtausende verurteilten. Ebenso folgte in Indien dem dharmasastra mit seinen festen Grundsätzen (dharma gleich lat. firmus, fest) das arthasastra des Kautilya — eine Art Fürstenspiegel der indischen Maurya-Dynastie, der den weltlichen Nutzen (artha) der Rechtsbildung durch Gesetz im Interesse der

machtpolitischen Ziele des indischen Maurya-Reiches zugrundelegte, das der Griechen Megasthenes so lebendig beschrieben hat. Die Geschichte Ostasiens in den letzten sechs vorchristlichen Jahrhunderten gibt ein überraschend getreues Vorbild der Rechtsprobleme Alt-Europas wieder. Hier Naturrecht und Volksüberlieferung und dort der Gesetzesbefehl, der der staatlichen Machtpolitik dient, und ihr entspringt.

Die heutige Neigung zum Naturrecht hängt mit dem Schrei nach Gerechtigkeit zusammen, der nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges auf Grund des schmerzlich erfahrenen Unrechtes die ganze Menschheit erfüllte. Diese Form der Perversion hat auch v. Hippel mehrfach gestreift, so besonders, wenn er von der Herrschaftsordnung des „Inhaltsleeren“ spricht, die sich auf die Befehle des Souveräns stützt, die bestimmte inhaltliche Qualitäten für den Gültigkeitsanspruch des Rechtes aber nicht voraussetzt, wie solche schon im römischen Rechte in dem Worte von der *ars boni et aequi* gefordert wurden.

Indessen beschränkt sich das Buch keineswegs auf diese heute besonders interessierenden Formen der Unrechtsmöglichkeiten. Andere Möglichkeiten behandelt der Verfasser in weiteren Kapiteln. Dabei beschränken sich die Betrachtungen keineswegs auf die Unrechtsfragen des Nazitums, sondern der Verfasser behandelt gleichgelagerte Fälle auch in den westlichen Ländern und in früheren Geschichtsperioden, z. B. im biblischen Zeitalter. In der Tat wird das Wesen der Rechtsverkehrung, die Gemeinsamkeit der Charaktere dieser Erscheinung, durch Vergleiche, die auf das allgemein Menschliche und das Bedrohliche dieser Erscheinung hinweisen und ihre Verbesserungsmöglichkeiten hervortreten lassen, anschaulicher werden, als wenn nur ein Sündenbock erhalten muß. So sehr uns bei allen heutigen rechtlichen Untersuchungen immer die bange Frage nach den Kennzeichen der innen- und außenpolitischen Rechtsvorgänge des kommunistischen Ostens begleitet, und uns prüfen läßt, ob wirklich alle jene Eigenschaften, mit denen ein Montesquieu den despotischen Staat bekleidete, für den russischen Osten aufs Exempel stimmen, so werden wir doch an den Möglichkeiten einer Beseitigung des Unheiles nicht verzweifeln dürfen, und uns daran erinnern müssen, daß schon Lavater in einer gleich aussichtslos erscheinenden Lage wie heute an den führenden Kopf der französischen Revolution, den edlen Herault de Sechelle, 1793, die Worte richtete: „Ihr tyrannisiert die Menschen tausendmal mehr als eure Tyrannen, auf deren Trophäen ihr euch mit dem Rufe erhebt: Lebe wohl, Tyrannei! . . . Euer Schicksal wird schrecklich sein, weil ihr der Rechte des Menschen spottet, die ihr überall anführt . . . Werdet menschlicher und zwinget Eure Brüder nicht, Eure Sklaven zu sein unter dem Namen der Freiheit . . . Alle Könige und Könige der Erde zusammen geben nicht so viele Beispiele des abscheulichen Despotismus, wie Ihr seit Jahren gebet.“ — Und nach Osten gewandt hielt schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts der französische Sarbonne-Professor Henry Martin den Moskauern gegenüber folgende Grundsätze Europas vor: „Die europäische Gesellschaft beruht auf der Freiheit des Individuums, auf der Familie und dem Eigentum. Diese erscheinen als Prinzipien, die vor den geschriebenen Gesetzen vorhanden waren, und über diesen Gesetzen stehen. Das Gesetz regelt ihre Formen und Grenzen nur, indem es sie als dem Inhalt nach als schon bestehend anerkennt.“ (H. Martin, Rußland und Europa, übersetzt Hannover 1869, S. XXVII.) —

Ungesühnte Verbrechen

Der Fall Helmut Hirsch

Der Mord an Helmut Hirsch ist nur eines von bisher ungesühnten Nazi-Verbrechen im Ausland. Weitere Berichte werden folgen. D.R.

In einer Unterredung des tschechoslowakischen Gesandten in Berlin mit dem Reichsminister Göring im April 1937 wies dieser darauf hin, daß in letzter Zeit mehrere Anschläge auf das Leben Hitlers vereitelt worden wären. Mehrfach sind von den Nazis ähnliche Nachrichten verbreitet worden, aber die Welt hat so gut wie nichts weiter über diese Dinge erfahren, da die Prozesse stets hinter festverschlossenen Türen stattfanden und die Öffentlichkeit über Hinrichtungen in Deutschland nur unterrichtet wurde, wenn es dem Regime opportun erschien. Es gibt einen Fall dieser Art — und es ist wahrscheinlich, daß sich die Bemerkung Görings auf ihn bezog — in dem besonderen, von den Nazis nicht vorhergesehene Umstände es möglich machten, die Fragwürdigkeit eines solchen Verfahrens zu beleuchten. Es ist der Fall Helmut Hirsch, dessen Vorgeschichte sich in Prag abgespielt hat.

Ungefähr Mitte Januar 1937 erschien auf dem Büro der „Liga für Menschenrechte“ in Prag eine seit einem Jahre mit ihrer Familie dort lebende Emigrantin aus Stuttgart und gab an, daß ihr Sohn Helmut Hirsch, geboren am 27. Januar 1916 und seit einem Jahre Student der Architektur an der Prager Deutschen Technik, seit dem 20. Dezember verschwunden sei. An diesem Tage habe er das Haus seiner Eltern in Sportausrüstung und mit Skiern verlassen, um die Festwoche im Gebirge zu verbringen, und seitdem habe man nichts mehr von ihm gehört. Sie bat, da die Familie in großer Sorge sei, Nachforschungen anzustellen und zu ermitteln, ob ihr Sohn nicht vielleicht nach Deutschland verschleppt worden wäre. Die Liga wandte sich daraufhin durch das Internationale Rote Kreuz an die Polizeibehörde in Stuttgart und erhielt nach etwa 14 Tagen von dort die Nachricht, daß die Familie zwar früher dort gelebt habe, aber ins Ausland verzogen sei. Über den Verbleib des Sohnes sei nichts bekannt.

Auch der Prager Polizei hatten die Eltern Anzeige über das Verschwinden ihres Sohnes erstattet, und diese stellte fest, daß Helmut Hirsch am 20. Dezember auf Grund eines von der Deutschen Gesandtschaft in Prag ausgestellten Visums in seinem Interimspasß nach Deutschland gereist sei und die Grenze ohne Gepäck an der Zollstation Eger überschritten habe. Weitere Ermittlungen ergaben, daß sich der junge Hirsch an die Gesandtschaft mit dem Ersuchen gewandt hatte, ihm ein Visum auszustellen, da er „seine kranke Mutter in Stuttgart besuchen“ wolle. Acht Tage später war dem Gesuch stattgegeben worden, obgleich Hirsch lediglich in dem Besitz eines Interimspasses war.

Viele Wochen vergingen, ehe man weiteres über das Schicksal des Verschwundenen erfuhr. Am 21. März meldet der Deutsche Rundfunk, Helmut

Hirsch sei vom Volksgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden. Im Auftrage hochverräterischer Kreise des Auslands sei er nach Deutschland eingereist, um hier Sprengstoffattentate zu begehen. Zwei im Auslande hergestellte Höllenmaschinen habe man in seinem Besitz gefunden und beschlagnahmt. Gegen wen die geplanten Attentate gerichtet gewesen sein sollten, wurde nicht gesagt. Gerüchtweise verlautete zunächst, daß eines Hitler gegolten habe. Ein weiter unten erwähntes Telegramm des State Department in Washington spricht allerdings von Attentatsplänen gegen den nürnbergischen Gauleiter Streicher.

Die Nachricht von diesem Urteil rief bei allen, die Hirsch kannten, stärksten Unglauben hervor. Hirsch galt im Kreise seiner Freunde als ein ruhiger, verträumter Mensch, der sich wenig um Politik gekümmert hatte. In Deutschland hatte er sich der Bündischen Jugend angeschlossen und zu seinen Kameraden enge freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Zwei der früheren Stuttgarter Freunde sollen ihn einmal in Prag besucht haben. Mehrfach hatte er selber seinem Vater gegenüber den Wunsch geäußert, die Kameraden in Stuttgart aufsuchen zu dürfen, doch hatte dieser die Bitte stets abgelehnt. Für jeden, der Helmut gekannt hatte, stand es fest, daß die dem Urteil zugrunde liegenden Behauptungen nicht der Wahrheit entsprachen.

Wie die Prager Polizei weiter feststellte, hatte Hirsch eines Tages durch Zufall die Bekanntschaft von Funktionären der „Schwarzen Front“ gemacht und auch Dr. Otto Strasser und seinen Sekretär Grunov kennen gelernt. Die Ermittlungen ergaben, daß Grunov von der Absicht Helmut Hirschs, nach Deutschland zu fahren, unterrichtet gewesen ist, wo er, wie Grunov zugab, Angehörige der „Schwarzen Front“ aufsuchen sollte. Ferner bestätigte Grunov, daß Hirsch ohne Gepäck, ohne Propagandamaterial und selbstverständlich ohne Explosivstoffe abgefahren war. — Wie konnte also dem Spruch des Volksgerichtshofs die Behauptung zugrunde gelegt werden, daß Hirsch zur Begehung von Terrorakten nach Deutschland gereist und Höllenmaschinen in seinem Besitz gefunden worden wären? Darüber wurden bald interessante Einzelheiten bekannt.

Durch Grunov hatte Hirsch im Büro Strassers einen angeblich zur „Schwarzen Front“ gehörigen Mann kennen gelernt und aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Dabei waren scharfe Worte gegen Hitler und andere Nazis, vermutlich auch gegen Streicher, gefallen. Auch von seiner Absicht, in Stuttgart einen Freund zu besuchen, dürfte Hirsch gesprochen haben. Wie sich später herausstellte, war dieser Mann ein Gestapospitzel namens Moeksch aus Cottbus i./S., der nach mehrwöchiger Anwesenheit in Prag nach Deutschland zurückkehrte und der Gestapo einen genauen Bericht über seine Tätigkeit gab. Als dann von der Deutschen Gesandtschaft in Prag in Berlin angefragt wurde, ob man Hirsch ein Besuchervisum erteilen könne, wurde sofort die Zustimmung gegeben, obgleich mit Bestimmtheit angenommen werden kann, daß sofort festgestellt worden ist, daß der angegebene Zweck der Reise nicht stimmen konnte. Man wollte sich dieses Menschen bedienen, um gleichzeitig die Judenheit und die Strasserbewegung vor den Augen der Welt bloßzustellen und die Tschechoslowakei, die Attentätern Asyl gewähre, zu belasten.

Die Gestapo war offensichtlich davon unterrichtet, mit welchem Zuge Hirsch

in Stuttgart eintreffen werde. Moeksch wurde angewiesen, auf einer deutschen Station in denselben Zug einzusteigen. Unterwegs haben sich dann beide „getroffen“, und beim Aussteigen in Stuttgart bat Moeksch den ohne Gepäck reisenden Hirsch, ihm einen seiner Koffer zu tragen, der dann bei der Verhaftung an der Bahnhofsperre in den Händen des Hirsch gefunden wurde. In diesem Koffer befand sich das „Beweismaterial“, das man nicht nur gegen Hirsch, sondern auch zur Kompromittierung der „Schwarzen Front“ und der Tschechoslowakei benötigte. Gegenüber der Tatsache, daß der Koffer in Händen von Hirsch gefunden wurde, mußte alles Bestreiten als Lüge erscheinen.

Im Prozeß trat dann ein ungenannt gebliebener Zeuge gegen Hirsch auf, der ihn auf das schwerste belastete, indem er die Gespräche zu Protokoll gab, die er mit dem Angeklagten in Prag geführt haben wollte. Dieser Hauptbelastungszeuge war kein anderer als Moeksch.

Hirsch hat nach seiner Verurteilung aus dem Gefängnis Berlin-Plötzensee Briefe an seine Angehörigen gerichtet, die so deutlich den Stempel der Wahrschuldhaftigkeit tragen, daß vor ihnen die so geschickt aufgebaute Beweisführung zusammenbricht. In dem ersten Brief, den die Eltern Ende März erhielten, heißt es: „Euch diesen Brief zu schreiben, gehört zum Schwersten, was ich je tun muß. Bitte verzweifelt nicht! Erstens ist ja noch immer Hoffnung auf einen Gnadenerweis, und zweitens muß schließlich ja jeder einmal sterben. Bedenkt doch, wie schön mein Leben war. Denkt an alle meine Fahrten durch Deutschland, Holland, die Slowakei und die Karpathen. Denkt an die Freundschaft, die ich genossen. Freundschaft bis in den Tod. Und dann noch das herrliche letzte halbe Jahr bei Euch in Branik und alle Eure Liebe und Güte. Wieviel schöner war das alles als ein Leben grau von Anfang bis Ende. Nicht auf die Länge des Lebens kommt es an, sondern auf die Intensität. Und intensiv ist bei mir jeder Augenblick. Und wie das Leben war, so auch der Tod... Euch habe ich soviel abzubitten, daß ich Euch so belogen habe und, ohne ein Wort zu sagen, einfach abgereist bin. Glaubt mir, das Herz war mir zentnerschwer dabei. Bitte verzeiht mir. Erst in dieser schweren Zeit habe ich gemerkt, wie unermesslich lieb ich Euch alle habe, wie ich mit jeder Faser verwurzelt bin mit Euch...“

Ein paar Wochen später kam ein zweiter Brief, an die Eltern und seine Schwester Käthe gerichtet. Nur ein paar Stellen seien aus diesem erschütternden Schreiben angeführt: „...Lieber Vater, die Schuld trifft die Leute, die leichtsinnig und verantwortungslos die Bereitschaft eines saudummen Jungen ausgenützt und ihn endlich hundsgemein verraten haben, und mich selbst, weil ich im entscheidenden Augenblick nicht energisch genug nein gesagt habe und mich über mein innerstes Mißtrauen habe hinwegtäuschen lassen. Aber das könnt Ihr mir glauben: Hand und Gewissen sind — und wären — sauber geblieben. Nicht Vaters Schuld muß ich büßen, sondern die Schuld und Nervosität unserer Zeit und Umgebung, gegen die ich oft genug gepredigt habe und der ich im letzten Moment doch erlegen bin. Die ganze Sache ist ein Gemisch von Dummheit, Leichtsinn, Unentschlossenheit und Gemeinheit und keine Spur von Heroismus oder so etwas. So bleibt mir nichts übrig, als mich darein zu ergeben und durch meine Haltung zu zeigen, daß ich diese Nervosität überwunden habe...“

Ganz so reibungslos, wie die Nazis es sich vorgestellt hatten, ging die Sache aber nicht ab. Plötzlich trat die Regierung der USA auf den Plan und reklamierte den bis dahin „staatenlosen“ Helmut Hirsch als ihren Staatsbürger. Der Vater von Helmut Hirsch hatte, bevor seine Nationalität durch langen Aufenthalt im Ausland erst strittig und dann verloren worden war, einen amerikanischen Paß besessen. Nach seiner Übersiedlung nach Prag hatte er um Wiederanerkennung der USA-Staatsbürgerschaft nachgesucht, aber erst nach Verschwinden seines Sohnes war das Gesuch für die Familie genehmigt worden.

Am 22. April 1937 erhielt der USA-Botschafter in Berlin, Dodd, ein Telegramm des State Department in Washington, das ihn ersuchte, den Nachweis der Schuld wegen des angeblich geplanten Mordes an Streicher zu fordern und Bestrafung entsprechend den amerikanischen Gesetzen zu verlangen. Nach internationaler Gepflogenheit werden in solchen Fällen die Akten dem Vertreter der intervenierenden Regierung zur Einsichtnahme vorgelegt. Im Falle Hirsch verweigerte dies die deutsche Regierung, obgleich sie mehrfach darum ersucht wurde. Am 27. April war ein hoher Beamter des Auswärtigen Amtes beim Botschafter Dodd zum Lunch geladen und bemerkte der Tochter Dodds gegenüber, daß Hirsch beabsichtigt habe, Hitler zu ermorden; deshalb könne die Strafe nicht gemildert werden. Hirsch werde hingerichtet werden, obgleich er nicht einmal versucht habe, den Plan auszuführen. Am 30. April wandte sich der Botschafter in einem Briefe an den Chef der Reichskanzlei, Staatssekretär Meißner, und bat um Strafmilderung, da Hirsch die ihm zur Last gelegte Absicht weder ausgeführt noch auch nur einen Versuch dazu unternommen habe. Wochen vergingen, ehe er eine Antwort erhielt. Als Dodd am 29. Mai, einem Samstag, abends in seine Wohnung zurückkehrte, fand er ein „vertrauliches“ Schreiben des Staatssekretärs Meißner, worin dieser ihm mitteilte, daß keine Milde möglich sei und Hirsch hingerichtet werde. Noch am gleichen Abend rief der Botschafter den Staatssekretär an, doch war dieser nach Auskunft seines Hausverwalters nicht zu Hause. Am folgenden Montag begab sich Dodd zu Herrn v. Neurath ins Auswärtige Amt und bat ihn, Hitler dazu zu bringen, daß er die amerikanischen Gesetze respektiere. Neurath versprach, mit Hitler am folgenden Tage zu reden und, wenn nichts anderes zu erreichen sei, wenigstens um Aufschub zu bitten. Am 2. Juni suchte Botschafter Dodd auch Staatssekretär Meißner persönlich auf. Er unterstrich die Ungesetzlichkeit, einen Mann hinzurichten, für dessen Schuld kein Beweis erbracht sei. Staatssekretär Hull habe in einem neuen Telegramm nochmals um Aufschiebung der Hinrichtung, bzw. wenn der Schuldbeweis geliefert worden sei, um Umwandlung der Strafe in lebenslängliche Haft ersucht. Meißner erwiderte, der Beweis liege vor, daß Hirsch das Parteihaus in Nürnberg in die Luft sprengen und Streicher habe töten wollen, aber er gab zu, daß die amerikanischen Gesetze berücksichtigt werden sollten. Er, Meißner, werde am folgenden Tage Rücksprache mit Hitler nehmen und ihn von der Forderung Hulls unterrichten, befürchte aber, Hitler werde ihr nicht stattgeben und auch nicht in eine Verschiebung der Hinrichtung einwilligen.

Da inzwischen auch Herr von Neurath mit Hitler gesprochen haben mußte, ging Dodd am 3. Juni abermals ins Auswärtige Amt, wo der Schwiegersohn des Außenministers, Staatssekretär von Mackensen, ihn empfing und ihm mit-

teilte, daß von Neurath den Fall zwar mit Hitler erörtert habe, dieser aber nicht gewillt sei, die Vollstreckung des Urteils zu vertagen. Am folgenden Tage werde Hirsch bei Sonnenaufgang hingerichtet werden.

Durch den Generalkonsul Jenkins ließ Dodd das State Department in Washington von der Entscheidung Hitlers verständigen, und dieses wandte sich nochmals direkt mit der Bitte um Aufschub an die Reichskanzlei. Auch dieser Schritt blieb erfolglos wie alle übrigen. Um 5 Uhr abends stand fest, daß Hirsch nicht mehr zu retten sei. Zusammen mit Konsul Geist begab sich der Generalkonsul ins Gefängnis, um Hirsch noch einmal zu sprechen, aber nach zweistündigem Warten wurde ihnen mitgeteilt, daß sie ihn nicht sehen könnten, da er nicht selbst den Wunsch geäußert habe. Nach deutschem Recht sei dies eine ausreichende Begründung, um einem Besucher den Zutritt zu einem zum Tode Verurteilten zu verweigern. Niemals hatte man einem Vertreter der amerikanischen Regierung gestattet, den Verurteilten unter vier Augen zu sprechen.

Auf Grund der alarmierenden Nachrichten des amerikanischen Botschafters hatte die Familie Hirsch ihren Prager Rechtsbeistand Dr. Jaroslav Drabek am 2. Juni gebeten, nach Berlin zu reisen, um seine Bemühungen zur Rettung ihres Sohnes mit denen der USA-Regierung zu vereinen. Drabek fiel die traurige Aufgabe zu, die Eltern telefoniſch von der bevorstehenden Hinrichtung ihres Sohnes zu verständigen.

Nach Mitteilungen von Gefängnisbeamten hat Helmut Hirsch die Nachricht, daß Hitler seine Begnadigung abgelehnt habe, mit Ruhe aufgenommen. Er bat, eine Tasse Kaffee trinken, einige Briefe schreiben und einen Rabbiner sehen zu dürfen. — Er ist in den Tod gegangen, wie er geglaubt hatte, sterben zu können: als ein tapferer Mensch.

MITTEN UNTER UNS

Ein Mensch hat einen anderen erschlagen,
das große Morden begann:
Wir alle wurden Mörder.

Mordkommission,
steht auf einem Schild
im Polizeigebäude.

Mordkommission,
schrillt das Telephon
Tag und Nacht.

Mordkommission:
Wir haben eine Leiche gefunden,
tot und nackt.

Der Mörder war zu den Fahnen geeilt,
er hatte das Töten als Handwerk erlernt
und wurde freigesprochen...

Horst Bingel

Die deutsche Sprache im Dritten Reich

Rede gehalten in London Ende 1942

Wir veröffentlichen diese Rede Heinrich Fischers als Gruß zum 60. Geburtstag des freiheitlichen Schriftstellers und Bewahrers des Werkes von Karl Kraus. D. R.

Es mag auf den ersten Blick fast blasphemisch erscheinen, heute, da in jeder Stunde von Hitlers Henkern Menschen getötet und mißhandelt werden, über den Mord an der Sprache und die Mißhandlung des Wortes zu reden. Trotzdem ist der totale Krieg Hitlers gegen die deutsche Sprache — der einzige vielleicht, den er unabsichtlich führt — nicht nur literarisch oder artistisch gesehen von Bedeutung. Seit der Romantik war es ein besonderes Verdienst deutscher Ästhetiker, die tiefen, fast magischen Wechselwirkungen aufgezeigt zu haben, die zwischen Sprache und Leben eines Volkes bestehen. „Der oberflächliche Vergleich der Sprache als eines Spiegels des Lebens“, so hat Friedrich Schlegel geschrieben, „wird ihr nur zum kleinsten Teil gerecht. Ein Spiegel formt nicht das Antlitz. Gerade das aber ist das Wesen und die Wirkung der Sprache. In tausend unsichtbaren Adern dringt sie in den Volkskörper ein: je schöner, je reicher und lebendiger ihr Strom, um so tiefer regen sich im Volk wie im Einzelnen die Gedanken; er spricht nicht nur besser; er handelt besser.“

Einhundertfünfzig Jahre lang hat das Wissen um diese Macht der Sprache die größten Männer deutschen Geistes beherrscht. Sie, die von Goethe bis Schopenhauer die erbarmungslosesten Kritiker ihres eigenen Volkes waren, haben in dem einen Punkt, der deutschen Sprache, ihren höchsten, ja oft ihren einzigen Anlaß zum Nationalstolz gesehen. „Die Sprache ist der einzige entscheidende Vorzug, den die Deutschen vor anderen Nationen haben“ — so sagt Schopenhauer. Und Karl Kraus: „In keiner Sprache läßt sich tiefer denken, als in der deutschen.“ — Einhundertfünfzig Jahre haben sie ängstlich darüber gewacht, daß kein Unberufener den natürlichen Strom ihrer Sprache eindämmen oder ihn künstlich erweitern sollte. Heute stünden sie sprachlos vor dem, was in den letzten zehn Jahren geschehen ist.

Nicht von der Literatur-Sprache in Hitler-Deutschland ist hier die Rede, sondern von der Volks- und Alltagssprache, von dem Phänomen, wie der reichste Wortschatz der Welt jetzt auf knapp 500 Worte reduziert erscheint; wie die gleichen vorgekauften Phrasen mechanisch immer wiederkehren — in allen Reden, Leitartikeln oder Frontberichten; vor allem aber in der Sprache, nein, in dem Gerede einer Jugend, die schon in der Öde dieses sprachlichen Kasernenhofes aufgewachsen ist. Man weiß, wie abhängig der Deutsche heute von seinen Vorbildern und Führern ist. So ist er oder wird er natürlich auch in seiner Sprache von ihnen abhängig. Heute spricht die Jugend Hitler-

Deutschlands wie Göring oder wie Keitel oder im besten Fall — wenn sie intellektuell ist — wie ein billiger Kalenderabklatsch des Alten Fritz. Und nie noch in der Geschichte der Menschheit — selbst wenn man die Epoche der Neandertaler mit einbezieht — haben Staatsmänner und Volksführer in einer solchen Sprache geredet wie diese hier. Später einmal, in den Schulen eines anderen Deutschland, wird man diese Reden analysieren und als abschreckende Beispiele sprachlicher Verkommenheit zitieren. Etwa einen Satz des Reichsmarschalls Göring über die Luftangriffe der Royal Air Force, gesprochen am 4. Oktober 1942: „Glauben Sie nur nicht, wie furchtbar das für mich ist und manchmal kann ich kaum, also auf gut deutsch, aus der Haut muß ich fahren, wenn ich nicht den Vergeltungsschlag sofort üben kann.“ — Oder die Sprache des Führers selbst, die aus der gewandten Hausknechtsironie immer dann ins Lallen kommt, wenn er notgedrungen auch einmal von Dingen sprechen muß, die ihn gar nicht interessieren, zum Beispiel von Kultur — 10. Dezember 1940: „Ich möchte, daß wir die schönste und beste Kultur bekommen. Ich möchte, daß das Theater für das ganze Volk und nicht nur für die oberen Zehntausend wie in England da ist, und überhaupt die ganze deutsche Kultur dem Volk zugute kommt.“ Warum sollte eine Hitler-Jugend sich um sprachlichen Ausdruck bemühen, wenn ihr geliebter Führer mit so wenig Worten sein Auslangen findet und sich ja doch, wenn Begriffe fehlen, zur rechten Zeit das Wort „einmalig“ einstellt, das einmal, nämlich 600 Jahre lang, ein Adverb war, bis es 1933 zum Adjektivum umkommandiert wurde. Diese Wortarmut der hitlerdeutschen Führer, dieses papageienhafte Nachplappern in ihren Reden hat heute schon im deutschen Volk zu einer sprachlichen Verarmung sondergleichen geführt. Vor kurzem hat sich sogar die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ darüber beklagt, daß der Wortschatz der deutschen Jugend nur noch aus zwei Wörtern bestehe — knorke und prima.

Hand in Hand mit dieser Verarmung der Sprache geht freilich eine Bereicherung, die vielleicht noch gefährlicher ist. Sie ist militärischen Ursprungs; und jeder Tag bringt neue Wort- und Satzbildungen, die sprachlogisch oder auch nur im Begriff nicht durchzudenken sind. „Jeder Lumpenhund ist Herr über die Sprache“ — dieser Satz Schopenhauers hat jetzt erst seine wahre Gültigkeit erlangt. Wieder erinnert man sich, wie hundert Jahre lang die Meister des deutschen Wortes vor künstlichen Neubildungen der Sprache wie vor einer Geschwulst des Gehirns gewarnt haben. Jakob Grimm: „Von der langsamen ruhigen Entwicklung unterscheide ich den durch äußere Ursachen herbeigeführten und beförderten Verfall einer Sprache. Bei edlen blühenden Volksstämmen geschieht ihre Bewegung ganz verdeckt. Die Sprache verwilderter Stämme dagegen schwankt von ungleichen Schwingungen.“ Und noch eine Bemerkung Schopenhauers: „In den Londoner ‚Times‘ ist über die Zulässigkeit des neuen Wortes ‚telegram‘ durch sechs Blätter in ausführlicher Darlegung pro und contra disputiert worden. In Deutschland macht man kürzeren Prozeß: falls einem Narren irgendeine neue sprachliche Ungeheuerlichkeit einfällt, so schreibt er sie sofort hin und hundert anderen Narren gilt sie als Autorität.“ — Was wohl Schopenhauer heute sagen würde, nach zehn Jahren Hitler- und Keitel-deutsch, nach dieser Sprachbereicherung durch OKW-Sondermeldungen und sogenannte „Frontberichte“. Was er wohl sagen

würde zu den täglich neuen Mißbildungen, die durch Rundfunk und Presse in das Ohr und Herz des deutschen Volkes einströmen: zu „Kradschützenbataillonen“ und „Rollbahnen“, zur „Arbeitseinsatzlenkung“, „Igelstellung“, „Riegelstellung“, zu „Bunkern“, „Landsern“ und „Lastern“, zum „Althenneneieranfall“ (der keine Krankheit ist, sondern die Eier, die alte Hennen legen), zur „Großraumwirtschaft“, zur „Frachtraumnot“ und zum „Kohlenklau“? Zu diesem ganzen militärischen und militaristischen Kauderwelsch, das in jeder Minute aus dem Deutschlandsender kommt, wie etwa dieser Satz, gesprochen vor ein paar Tagen: „Kampfkräftige Nachhuten deutsch-italienischer Verbände sorgten dafür, daß in dem Schutz des Minenschleiers, den sie zwischen die Panzerarmee Rommels und die Aufklärungskräfte Montgomerys legten, sich das schnelle Absetzen der Kampfverbände und der schwerfälligen Trosse nahezu reibungslos, nicht stoßweise, sondern gleichmäßig fließend vollzog.“ —

Und nun bedenken Sie, daß solche Sätze keine komischen Auswüchse, keine „Wippchen“-Stilblüten sind, sondern sozusagen die „natürliche“ Sprache Hitler-Deutschlands, die Tag für Tag — 3600 Tage lang — in das Leben des deutschen Volkskörpers eingedrungen ist. Der ewige Wechselstrom zwischen Leben und Sprache geht unbeirrbar weiter: in den Folterkammern der SS werden neue Scherz- und Schimpfworte geboren, die durchs Land wandern und empfängliche Ohren zu neuen Foltern verleiten. Die Sprache schafft eine allgemeine Selbstverständlichkeit der Bestialität, besonders, wenn sie sich als „kernige Soldatensprache“ ausgibt und solche Mundart von oben her grinsend gefördert wird. In der Zeitschrift „Das Reich“ hat Kulturminister Goebbels den aufschlußreichen Satz geschrieben: „Schimpfen ist der Stuhlgang der Seele“. Welch ein Geständnis! Aber Goebbels ist zu bescheiden. Seit zehn Jahren ist nicht nur das Schimpfen, sondern auch das Sprechen der Naziführer der Stuhlgang ihrer Seele. Sie haben die Sprache zu einer Latrine gemacht. Und — kein Zweifel — es wird Generationen brauchen, um das deutsche Wort wieder von dem Geruch der klobigen Engstirnigkeit, der tierischen Grausamkeit und der dünkelfaften Lüge zu reinigen, mit dem sie es besudelt haben.

„Das Fehlen jeder Spur von Kavalierschaft in unserem Volksgemüt ist das, was uns so unbeliebt macht. ‚Der große Knote in der Weltgeschichte‘.“

Theodor Fontane

Goethes Weg zu Mozart

Ein Beitrag zum Mozart-Gedenkjahr

Ob Goethe musikalisch gewesen oder nicht, diese Frage hat Generationen beschäftigt und viele Druckerschwärze gekostet. Das Verhältnis des Dichters zu Beethoven und Schubert, die sich an ihn gewandt, seine Gedichte in Musik gesetzt haben und von ihm nicht so aufgenommen wurden, wie wir es uns rückschauend wünschen würden, ist oft beleuchtet worden. Goethes Mozart-Erlebnis war völlig anderer Natur. Zwar hat Mozart 1785 Goethes Gedicht „Das Veilchen“ in Musik gesetzt, eine persönliche Beziehung zu dem Verfasser jedoch nie gesucht. Der Eindruck, den der vierzehnjährige Goethe vom in Frankfurt gastierenden siebenjährigen Wunderknaben aus Salzburg empfing, war entgegen der Bemerkung des Greises in einem Gespräch mit Eckermann, daß er sich „des kleinen Mannes mit seinem Degen noch recht deutlich erinnere“, recht äußerlich. Er entsann sich wirklich nur des Knaben, der einen Degen tragen durfte, nicht des Kunstgenusses, den er bot, und Nannerl war in seiner Erinnerung zum Knaben geworden. Goethe erkundigte sich bei seinem Schwager Vulpius auf einem im Nachlaß erhaltenen Zettel, wann Mozart mit seinem Bruder in Frankfurt aufgetreten sei.

Ungeachtet der Spärlichkeit der Berührungspunkte zu Mozarts Lebzeiten ist die Wirkung des Frühvollendeten auf Goethe nicht zu unterschätzen. Es kann sich nicht darum handeln, zu untersuchen, ob und in wiefern Goethes Musikalität durch sein Mozart-Erlebnis entwickelt, gefördert, vertieft wurde. Es fragt sich, ob Mozarts Musik die Schöpferkräfte Goethes angeregt und beeinflusst hat.

Ein Jahr nachdem der Salzburger Meister „Das Veilchen“ komponiert hatte, 1786, begab Goethe sich mit dem Vorgefühl, das er seiner Mutter anvertraute, nach Italien: „Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben“. Der Staatsbeamte war wieder Künstler geworden und außer der Antike und eigenen Versuchen im Zeichnen und Malen beschäftigte ihn die Musik. Sein in Zürich ansässiger Landsmann Philipp Christoph Kayser, ein Jahr älter als Mozart, traf in Rom mit ihm zusammen, und Goethe schrieb für ihn den Text zu dem geplanten Singspiel „Scherz, List und Rache“. „Alles unser Bemühen ging verloren, als Mozart auftrat“, bekannte Goethe später, „Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.“ Genau so erging es dem Komponisten Reichardt mit seiner Musik zu Goethes „Claudine von Villabella“. Selbst der Liebling des Weimarer Publikums, der anspruchslosgefällige Dittersdorf, sah sich entthront, als die „Entführung“, wie Goethe sich ausdrückte, „Epoche machte“. Aber erst die „Zauberflöte“ ist für den Dichter zum wichtigen Erlebnis geworden. Er als Freimaurer bewertete den Text Schikaneders anders als das breite Publikum, das seine Freude an den Wohl-

klängen und dem märchenhaften Geschehen gleichfalls nicht verhehlte, so daß das Stück in Weimar zweiundzwanzig Mal während einer Spielzeit gegeben wurde und nach Goethes Aussage „eigentlich nur dem Theatermeister Mühe machte“. Trotz dieser häufigen Aufführungen ließ Goethe sich bei seinem letzten Besuch bei seiner Mutter 1797 „Die Zauberflöte“ in Frankfurt nicht entgehen, angekündigt als „Operette in zwey Aufzügen“ mit der Hinzufügung: „Die Musik ist vom Kapellmeister Mozart“.

Was die Jagemann von Weimarer Aufführungen der „Zauberflöte“ aus der Zeit erzählt, in der Goethe das Theater leitete, klingt einigermaßen unglaublich. Als die drei Genien „fanden hier drei Seminaristen Verwendung . . . denen man die struppigen Köpfe mit plumpen, einfarbigen Rosenkränzen zierte und die Backen purpurn schminkte wie Ostereier . . . Die Hauptsache war, daß sie die Palmzweige wie Szepter von sich weghielten und gelegentlich damit den Takt schlugen.“ Die schwangere Königin der Nacht habe in den Kulissen gesungen, während ihre Stellvertreterin auf der Bühne die entsprechenden Bewegungen machte, indes Papageno angesichts der Löwen Sarastros die Melodie „Mag der Sultan Saladin“ aus Richard Löwenherz angestimmt hätte. Am unverkennbarsten enthüllen diese boshaften Zwecküberreibungen der Jagemann ihre Lügenhaftigkeit in der Bemerkung: „Solche von Goethe ausgehende Ideen belachte das harmlos-gutmütige Publikum, es lachte auch, wenn Goethe von seinem Stuhl inmitten des Parterre sich erhob und mit donnernder Stimme rief: ‚Man lache nicht!‘“

Die drakonischen Strafen für unbotmäßige Künstler, Hausarrest oder gar Landesverweisung, lassen Rückschlüsse auf deren oft unmögliches Gehaben zu, nicht jedoch auf Duldung oder mangelnde Autorität von seiten Goethes. Daß „Die Zauberflöte“ für diesen weit mehr bedeutete als ein märchenhaftes Spektakel, beweist jenes merkwürdige Fragment „Der Zauberflöte zweiter Teil“, das der Dichter uns hinterließ.

Wirkt es nicht ein wenig peinlich und auf jeden Fall ahnungslos bis zur erschreckenden Naivität, daß Goethe einen zweiten Teil der Zauberflöte plante und sogar mit Hilfe Ifflands viele Jahre hindurch vergebens den Komponisten dafür suchte? Es ist bei oberflächlichem Hinschauen noch weit merkwürdiger als Schillers Vorhaben, den Text des Don Juan zu einer Ballade zu gestalten. Wie konnte jemand, und sei er Goethe, vier Jahre nach Mozarts Tod die „Zauberflöte“ fortsetzen wollen und einen konkurrenzfähigen Komponisten suchen!

Wer nun aber das Fragment und die Epoche, aus der es stammt, genauer betrachtet, gerät aus der Verwunderung und dem Befremden ins Staunen. Es ist eben jene Epoche, in der Goethe von Schiller gedrängt wurde, den Faust wieder in Angriff zu nehmen und der Gewaltsamkeit des Jüngeren mit dem Geständnis begegnete: „Mit diesem letzten (Faust) geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden“. Schiller ließ nicht locker. Er war „oft hinter Goethe her“, ja er hinterstellte Cotta, durch lockende Angebote den „Faust“ voranzutreiben.

Es ist nun ebenso augenfällig, wie sehr die Euphorionszene im Zweiten Faust einer Opernszene ähnelt, als es merkwürdig anmutet, welche Tiefen

das Fragment „Der Zauberflöte zweiter Teil“ enthält. Der „Gang zu den Müttern“ scheint sich vorzubereiten, das Kind im gläsern-leuchtenden Sarge, der nicht ohne Tötung des Knaben geöffnet werden kann, ist wie ein Vorwegnehmen des Homunculus in seiner gläsernen leuchtenden Kugel und, ohne Beziehung zu Lord Byron, ohne tödlichen Sturz, hebt sich der geflügelte Genius über die Mächte der Finsternis hinweg dem Lichte, der Freiheit entgegen.

So erweist sich das eigenartige Fragment als ein Präludium zum großen Spiel von Helena und damit verliert es alles Peinliche, Groteske und wird zu etwas Geheimnisvollem. Indes Schiller gewaltsam drängte, lockten die Töne der Zauberflöte Goethe wieder an sein Faust-Fragment.

Was will damit verglichen Knebels überlieferte Äußerung bedeuten, die „Königin der Nacht“ in Goethes Zauberflöte sei „eine feine und stechende Hieroglyphe auf Frau von Stein“! Sie ist für Goethe „ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebär“.

Damit ist Goethes magische Beziehung zur „Zauberflöte“ behutsam angedeutet, sie, die sich auch in „Hermann und Dorothea“ offenbart. Denn weshalb ist es gerade die „Zauberflöte“, an die hier erinnert wird? Und noch ein drittes Mal, in der „Pandora“, beschwört Goethe Tamino und Pamina vor unsere Augen in den Versen:

„Aus den Fluten schreitet Phileros her,
aus den Flammen tritt Epimeleia.“

Es war in dieser noch eigenschöpferischen Epoche des Dichters nicht die Aufgabe von Mozarts Genius, ihn in die Gefilde der Musik zu führen. Seine Töne leiteten Goethe zugleich höher und tiefer in sein eigenes Reich.

Erst der alte, der späte, der weise Goethe nahm passiv und lauschend Mozarts Musik in sich auf. Begegnungen mit diesen Klängen hat er in Weimar, Gotha und Erfurt immer wieder gehabt. Als Frau von Staël in Weimar weilte, wurde in dem ihr zu Ehren veranstalteten Konzert Mozart dargeboten. Die Jagemann sang aus Don Juan, der Gothaer Kammermusikus Schlick und seine schöne Frau Regine spielten die B-Dur-Sonate für Cello und Violine, die Mozart einst für sie geschrieben. Auch das Erfurter Musikfest 1811, dem Goethe beiwohnte, stand im Zeichen Mozarts, und die Weimarer Bühnenkünstler mühten sich eifrig um die Erlernung der italienischen Sprache, um 1813 den Don Juan italienisch singen zu können.

Trotz alledem hat man das Gefühl, Mozarts Einmaligkeit sei Goethe erst in den letzten zwölf Lebensjahren durch die Vermittlung Zelters und Mendelssohns ganz zu Bewußtsein gekommen. Er ist im Briefwechsel mit Zelter gerade inbezug auf Mozart ganz der Lauschende, Empfangende, und Zelter ist es, der immer wieder auf Mozart zu sprechen kommt. Nie hat er — wie könnte sich seine ehrfürchtige Liebe jemals eines solchen Versuchs vermaßen! — Goethe zu belehren gewagt. Aber es hätte ein Herz von Stein und ein vermauertes Ohr dazu gehört, von den Worten nicht bewegt zu werden, die Zelter für Mozart gefunden hat. Liebevoll ging er in Wien dessen Erden Spuren nach und hielt mit „frommem Schauer“ das Heft mit Mozarts Lehrsystem für seine Schüler in Händen. Fähigkeit zur Ehrfurcht vor dem Großen war Zelters schönster Wesenszug. Als er auf einer Reise einen überheblichen

Musikdirektor über den Generalbaß dozieren hörte, spottete er, dieser erwarte, daß Mozart, Haydn und Händel von den Toten auferstünden, um zu ihm in die Schule zu gehen, und er hat dem Mann denn auch „zu verstehen gegeben, er sei ein artiger, freundlicher Mann und werde ihm den Hals brechen, wenn er ihm die guten alten Regeln angreife.“

So impfte er auch seinem Schüler, dem Knaben Mendelssohn, Ehrfurcht vor Mozart, diesem „wunderbaren Menschen“ ein. Als er Felix zu Goethe brachte (1821) wollte der Greis seine Wünsche dem Verständnis eines Knaben anpassen und bat um ein Menuett. Leuchtenden Auges fragte Felix, ob es „das schönste, das es auf der Welt gibt“ sein dürfe und spielte dann das Menuett aus Don Juan. Nun traute ihm Goethe auch zu, die Ouvertüre spielen zu können, aber Zelters Schüler meinte, so wie sie geschrieben stünde, könne er sie nicht darbieten, und ändern dürfe man an sowas nichts. Dann spielte er die Ouvertüre des Figaro, während der Greis lauschend dicht am Instrument verharrete.

Mit der ihm eigenen Systematik hatte Goethe zwei Jahre zuvor, 1819, einen Aufenthalt in Berka benutzt, um sich von Schütz täglich drei bis vier Stunden in historischer Reihenfolge, Bach, Beethoven, Händel, Mozart und Haydn vorspielen zu lassen. Auch Mendelssohn hat ihm bei seinem letzten Besuch Haydn, Mozart und Gluck vorgespielt.

Dem späten Goethe war die Bedeutung und Größe Mozarts bewußt geworden und seine erschlossene Seele vermochte nicht nur das Berückende, Liebliche dieser Musik aufzunehmen. Als Eckermann äußerte, er erhoffe noch immer einen Komponisten für den „Faust“, antwortete der Achtzigjährige:

„Es ist ganz unmöglich. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise enthalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des Don Juan sein; Mozart hätte den Faust komponieren müssen.“ Ein anderes Mal sagte er zu seinem Jünger: „Wenn man alt ist, denkt man über die weltlichen Dinge anders als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum Besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht ... so stellten sie den Mozart hin als etwas Unerreichbares in der Musik.“

Im März 1832 saß Zelter in Berlin an seinem Schreibtisch und erzählte nach seiner Gewohnheit seinem Freund die jüngsten Ereignisse. Er hatte die vom Fürsten Radziwill komponierte Ouvertüre zu „Faust“ gehört und schrieb nun: „Der Komponist hat zu solcher Ouvertüre eine ernsthafte Klavierfuge von Mozart (eine sogenannte Studie) erwählt, ihr ein Kopfzeug aufgesetzt und am Ende eine lange Coda daran geschwänzt; da sie sich denn im Gespann von Posaunen und desgleichen fortbewegen und (nicht ohne Geißel) mitziehen muß, wie ein unwilliges Pferd vor einer Karthaune.“

Ein verballhornter Mozart als Ouvertüre zum „Faust“ ist Goethe erspart geblieben, denn diese Schilderung Zelters hat ihn nicht mehr erreicht. Am selben Tage, an dem sie niedergeschrieben wurde, war Goethe aus dieser Zeitlichkeit in jene Sphären entrückt worden, aus der ihm in seinem letzten, kurz zuvor geführten Gespräch mit Eckermann die Namen entgegengeleuchtet hatten: „Mozart, Raphael, Shakespeare.“

Jean Moréas

Zur Physiognomik der Epoche um 1900

Jean Moréas war 1856 in Athen geboren und ist 1910 in Paris gestorben. Sechziger und Siebziger von heute rechnen ihn zur Generation der Väter. Genauer: zu den Protagonisten ästhetisch-aristokratischer Konzeption vom Ende des verflissenen, vom Beginn des neuen Jahrhunderts (der im Grunde auch noch *fin de siècle* war).

Unnötig, näher darzutun, wie der Anspruch jener Konzeption durch die Ereignisse der Jahrzehnte seit 1914 beseitigt, wie er, jedenfalls in seinen künstlichen, seinen fiktiven Zügen, widerlegt worden ist.

Indes: Moréas, seit 1886 eines der Häupter des sich selbst als revolutionär begreifen wollenden Symbolismus, eines Symbolismus, der jedoch nicht wußte, für *was* denn eigentlich er Symbole setzte; Moréas, seit 1891 Haupt der von ihm gegründeten neoklassizistisch-konservativen „Ecole Romane“, aber erst um die Wende des Jahrhunderts, mit seinen „Stances“ ganz zu sich selbst gekommen, wiewohl auch da kein rein originaler Genius, sondern „Alexandriener“, wie Franz Rahut definiert, das heißt einer distinguierten Konventionalität fast nie ganz ledig — dieser Dichter also hat noch um die Mitte der Zwanziger Jahre leidenschaftliche, zum Teil geradezu ausschließliche Verehrung genossen. Die offenkundige Reinheit der Form, eine Reinheit, die sich von Antike und Renaissance herleitete, insbesondere die noble Einfachheit, Geradheit der Aussage, auch ihre strenge Erzogenheit wird wahrscheinlich aber auch zum dauernden Besitz derjenigen rechnen, die noch Verlangen empfinden, Gedichte (und gar Gedichte einer abgewiesenen Epoche) zu lesen.

Zudem wird es vielleicht auch immer etwas zu bedeuten haben, wenn ein Dichter ein Herr gewesen ist. Es wird am Ende gerade dann etwas bedeuten können, wenn eine Welt, die noch Herren kannte, untergegangen sein wird (wobei der Begriff nicht in einem feudalen oder sonstwie ständischen Sinne verstanden sein will, sondern im Sinne persönlicher, ja persönlich-einsamer Souveränität — mochte ihr im Falle dieses Dichters und seiner Zeitgenossen auch etwas Desperat-Forciertes anhaften).

Es wäre schließlich also doch nicht ganz und gar an dem, daß man sagen müßte, eine Figur wie Moréas sei durch die letzten Jahrzehnte, die ihn zwar fast vergessen haben, schlechthin ausgelöscht.

Im „Figaro Littéraire“ hat einer der vorzüglichsten Kenner französischer Lyrik, Yves-Gérard Le Dantec, die Aufmerksamkeit unserer Tage unlängst denn wieder auf Moréas zurückgelenkt. Zwar nicht mit vorbehaltloser Bewunderung, die verfehlt sein würde. Moréas selber wollte sich allen Ernstes für den größten französischen Dichter halten. Unbedenklich nannte er sich auch den letzten Nachfahren des Pindar, des Platon, der Spartaner von den Thermopylen. Le Dantec aber findet im Werk eines Dichters, dessen Selbstgefühl ihm „etwas Rührendes, Knabenhaftes“ zu haben scheint, zum wenigsten doch eine

Reihe von Strophen, die er „den zeitlosen Meisterwerken französischer Poesie“ zurechnet.

Für die heute Älteren, die den Horizont ihres ausgedehnten Lebens ab-
leuchten und sich damit auch über ihre eigene geistige Herkunft, ihr eigenes
Dasein, ihre Irrtümer, ihre Wahrheiten, über Gewinn und Verlust ihres
Lebens Rechenschaft geben wollen — für diese ist Moréas allein schon deshalb
merkwürdig, weil sie an seiner trotz des zeitlichen Abstandes von den „Par-
nassiens“ auf seine Weise auch noch „parnassischen“ Figur ermessen, wie
weit sie seit dem zeitgeschichtlich-logischen Tode des Dichters (vor 1914) durch
die Brutalität der Tatsachen von allen Erscheinungen dieser Gattung hinweg-
gerissen worden sind. Und wahrhaftig: wie hätte die sublimierende Haltung,
nach 1914 größtenteils eben nur doch Allüre, den Ereignissen, die seither
kamen, standhalten, wie ihnen Widerpart bieten können? Dies ist eine der
Lehren, die den heute Alternden, in dergleichen Vorstellungen etwa noch
Aufgewachsenen von massiven Wirklichkeiten her zuteil geworden sind. Da-
hin gehört übrigens auch die Erfahrung, daß es nicht genug war, ein künst-
lerisch bewegter Heide zu sein oder sein zu wollen, — dem Christentum mehr
oder weniger auszuweichen, ohne recht begriffen zu haben, was es ist.

Moréas war Grieche. Sein eigentlicher Name war Yanni Papadiamantopulos.
Zu diesem Namen hat der Dichter (dessen Familie aus dem Epirus stammte)
das Folgende angemerkt: „... ein langer Name, für mesquine Geister fast
lächerlich. Er bedeutet einfach: Diamant. Das „Papa...“ besagt, daß es unter
meinen Ahnen einen Priester gegeben hat. Das „... pulos“ ist ein Aequivalent
des irischen O, des schottischen Mac, des slawischen „... skij“ oder „... witsch“.
So bin ich: Sohn eines Diamanten, in dessen Familie ein Priester gewesen ist...“

Der Vater hatte den Jungen in Deutschland erziehen lassen wollen (bis
1862 hatte das griechische Königtum des Wittelsbachers Otto gedauert), aber
der Sohn tat alles, um nach Frankreich zu kommen. Es gelang ihm — und
in solchem Grade, daß er sich dem französischen Wesen, dem Pariser Stil
völlig anglich.

Es wurde gesagt, ästhetischer Aristokratismus, aristokratischer Ästhetizis-
mus sei die Formel seines Naturells, seiner Bildung, seiner Poesie geworden
(die im striktesten Sinne „Artefakt“ heißen muß). In der Tat entstand diese
Poesie — wie sonst etwa das Werk d'Annunzios, der „Cyrano“ Rostands —
als eines der letzten Widerspiele gegen ein dem Massenhaften, dem Egalitären
zutreibendes Zeitalter. Indes: stellt man dies fest, so muß man auch wahr-
haben, daß Moréas, wie durch den Hunger, so durch jegliche Entbehrung
hindurchgegangen ist — von verborgenen Leiden des Gemüts gar nicht zu
reden. Diese sehr faktische Folie seiner Dichtung darf nicht übersehen werden.
Von ihr her schon empfängt nämlich auch noch die stolze Dialektik seiner
exklusiven Haltung etwas Mehr-als-Ästhetisches — etwas Wirkliches.

STANZEN

Ne dites pas: la vie est un joyeux festin;
Ou c'est d'un esprit sot ou c'est d'une âme basse.
Surtout ne dites point: elle est malheur sans fin;
C'est d'un mauvais courage et qui trop tôt se lasse.

Riez comme au printemps s'agitent les rameaux,
Pleurez comme la bise ou le flot sur la grève,
Goûtez tous les plaisirs et souffrez tous les maux;
Et dites: c'est beaucoup et c'est l'ombre d'un rêve.

Sagt nicht: das Leben ist ein schieres Freudenmahl;
So redet blöder Geist und so die niedre Seele.
Sagt vollends nicht: es ist ein endlos Jammertal;
So spricht, vorzeitig matt, der trübe Mut, der scheele.

Lacht, wie im frühen Lenz sich das Gezweige regt,
Weint wie die Flut am Strand und wie die scharfe Bise,
Genießet alles, so von Leid wie Lust bewegt;
Sagt: es ist viel — und Traum, der seinen Schatten ließe.

Quand je viendrai m'asseoir dans le vent, dans la nuit,
Au bout du rocher solitaire,
Que je n'entendrai plus, en t'écoutant, le bruit
Que fait mon coeur sur cette terre,

Ne te contente pas, Océan, de jeter
Sur mon visage un peu d'écume:
D'un coup de lame alors il te faut m'emporter
Pour dormir dans ton amertume.

Komm' ich durch Nacht und Wind, damit die Einsamkeit
Des Felsenhaupts mein Sessel werde,
Dann hör' ich dich, o Meer, nicht wie das Herz mir schreit
Von Ort zu Ort auf dieser Erde,

Dann sei dir nicht genug, mir eine Flocke Schaum
Ins Angesicht heraufzusenden:
Ein Wogenprall — und fort! Enthoben durch den Raum
In bittren Wassern schlafend enden.

Compagne de l'éther, indolente fumée,
Je te ressemble un peu:
Ta vie est d'un instant, la mienne est consumée,
Mais nous sortons du feu.

L'homme, pour subsister, en recueillant la cendre
Qu'il use ses genoux!
Sans plus nous soucier et sans jamais descendre
Evanouissons-nous!

Du Rauch, gleichmütiger, den Lüften Spielgefährte,
Ich bin verwandt mit dir:
Dein Leben, flugs dahin, und meines, das verzehrte,
— Aus Feuer kamen wir.

Der Mensch der Notdurft mag verbrauchte Kniee biegen,
Klaub' Asche sich zuhauf!
Wir aber sorgen nicht, sind nie hinabgestiegen
— Wir lösen uns hinauf!

Allein: du mit den Worten . . .

Zum Tode Gottfried Benns

Fast ebensobald nach seinem 70. Geburtstag wie der ihm freundschaftlich verbundene Ernst Robert Curtius ist nun auch Gottfried Benn dahingegangen, unmittelbar hinter der Schwelle, die der Psalm dem Menschenleben zuerkennt. Erschreckend hatten sich in den letzten beiden Jahren die Reihen der großen Alten gelichtet. Benn, der immer einsam gewesen, hatte noch größere Einsamkeit auf sich zukommen gefühlt. Die Freude am späterlangten, weit über Deutschland hinausreichenden Ruhm hatte bei ihm die skeptische Einsicht nicht verdrängen können, daß er — der große Anreger der Moderne — nun schon historisch geworden war. Seine letzte öffentliche Rede hatte dem Altersschicksal des Künstlers gegolten. Eine autobiographische Elegie zwischen Lorbeerkübeln auf einem Podium wäre nicht seine Sache gewesen. Lebensabend — das bedeutete für Benn nicht geruhende Idylle, sondern äußerste Nötigung: die zwingende Vollendung des Werks. Sie konnte nur aus Verzicht wachsen, aus dem Verzicht auf Kompromisse, auf Ruhm, auf Sicherung, auf Feiern und Dekorierungen. Altern — das hieß: mit stetig schwindender Flamme dennoch immer glühender den Stoff des Lebens einschmelzen zur Form. Erst in solchem Bemühen versöhnte sich das Biologische mit dem Geistigen. Schon selbst in den Schattenkreis eingetreten, hatte er am Ende jener Rede den jungen Dichtern den Rat gegeben: „Lesen Sie Hiob und Jeremias und halten Sie aus! Sie machen sich Feinde, Sie werden allein sein, eine Nußschale auf dem Meer. Aber geben Sie nicht SOS!“ Er selbst hatte nie nach Rettung verlangt, die von außen kam. Schwer hatte er von seinen künstlerischen Anfängen ab das „Unvereinbare“ in sich ausgetragen: die Zucht preußisch-protestantischer Herkunft, die kühle Kausalität positivistischer Wissenschaft, den Rausch und die Melancholie mythischer Untergänge. Die Sprengkraft dieser Widersprüche überwand er einzig im Wort: in der Ausdruckswelt. In solcher Lage wird das Gedicht zu einem morphologischen Maßstab. „Heute ist der Satzbau das Primäre“, so sagte er einmal und meinte damit eine Artistik im metaphysischen Sinne. Gewiß eine Herausforderung für die vielen, die bei diesem Wort einzig an jonglierte Teller denken. Sie zu schockieren, ihnen die falsche Sicherheit unter den Füßen wegzuziehen, war notwendige Voraussetzung für die poetische Wahrheit. Als einen unbehaglichen Monomanen mußten ihn „die sanften Bauchredner der Synthese“ empfinden, in einer Epoche des „Gesprächs“ und der „zwischenmenschlichen Begegnungen“, in der Entscheidungen zerredet, Einsichten verwässert und die Kunst „ansprechend aufbereitet“ wurde.

Härte gegen sich selbst und Härte gegen das Werk hatte er in seinen Monologen immer wieder vom Künstler gefordert und für sich selbst verwirklicht: „Nach außen starr sein und schweigen, jeden Zug des Gehabens, der mimischen Besonderung, dämpfen. Innen mit Kompressor arbeiten, schichten, schneiden, schälen — bis der Ausdruck dasteht wie die verborgene, nie hervortretende, ewig unbekannt bleibende Gestalt.“

Als er zu schreiben begonnen hatte, war er fünfundzwanzig Jahre alt gewesen: Pastorensohn aus der Priegnitz, der seine Kindheit in einem Dorf der Neumark zugebracht, fern von allen nervösen Großstadtreizen, ohne jedes zivilisatorische Trauma. Zuerst Theologie als Studienfach, doch bald schon die Medizin. Mit Rücksicht auf die elterlichen Geldverhältnisse zum Militärarzt bestimmt: „In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs . . .“ Die häusliche Umwelt war alles andere als ästhetisierend. Und so schmeckten auch die eigenen Anfänge beileibe nicht nach Literatencafé oder Bohème. Ihre Grenzmarken hießen vielmehr: Pépinière, Garnisonsgottesdienst, Kaisermanöver und Kasino. Nicht Montmartre, sondern Döberitz — eine festgefügte Welt aus Rangliste, Physicum, Dreiklassenwahlrecht und den vielbeschworenen „heiligsten Gütern“.

Woher stammten da bei dem jungen Kgl. Preussischen Sanitätsoffizier Verse und Bilder, wie sie in dem Bändchen „Morgue“ standen, das Alfred Richard Meyer in Berlin-Wilmersdorf verlegte: Enthüllung des Verfalls, Aufstand, Aufschrei, Empörung gegen alle scheinbürgerliche Glätte und begütigende Schönrednerei? „Kunst machen“ (welch befremdlicher Terminus allein, in einer Zeit, die noch die „Muse“ bemühte), Kunst machen hieß für den jungen Dermatologen Benn, die Säkularisation vollenden, der Zeit zum Bewußtsein verhelfen, daß sie krank sei. Euphemismen sind im Munde eines Arztes Verbrechen; wer zu heilen unternimmt, muß das Neue wollen. „Die Gewißheit, daß es diese Wirklichkeit nicht gäbe“, verläßt Benn hinfort nicht mehr. „Fünfunddreißig Jahre und total erledigt“ — so schreibt er 1921, dem Jahr, in dem erstmals seine „Gesammelten Schriften“ in Druck gehen. Das Gefühl einer schicksalhaften Vergeblichkeit ist auch in den „happy twenties“ — den glücklichen zwanziger Jahren bei ihm nicht zu übertönen. Es ist die Endphase des bürgerlich-liberalen Niederganges in Mitteleuropa, das Berlin des letzten Jahrzehnts vor der nationalsozialistischen Herrschaft. Was beschwört dieses Stichwort alles herauf! Den eilfertig erborgten Glanz nach den Notjahren der Inflation, den Wiederanschluß dieses Landes und dieser Stadt an die Welt durch die maßvoll vernünftigen Kräfte in der ersten Republik. Zugleich aber auch den krebshaft wuchernden Nationalismus, die zivilisatorisch drapierte prosperity und — das nicht zu verdrängende Gefühl, kurz vor der Peripetie zu leben. Erschüttert von Krisen, gepeitscht von Sensationen, hektisch in Beifall wie Ablehnung trafen damals — auf eine kurze Zeit — in dieser nüchternsten Hauptstadt die Ströme des europäischen Schicksals zusammen. Hier flocht sich der Mittelpunkt des unheimlichen Spinnennetzes, darin, auf eine knappe Entscheidungsspanne, die Zukunft des Erdteils hing: dieses mürbere Gewebe mit seinen noch verborgenen Bahnen aus Tränen, Blut und Trümmerschutt, die so bald sichtbar hervortreten sollten. Doch noch erschien die Perspektive beruhigend, ja glanzvoll: Berlin im Licht — Schmelingsiege — Die Grüne Woche — Deutsche Luftschiffe rund um die Welt! Mitten in jenem fiebernden Organismus saß dieser Mann Gottfried Benn in seiner Kassenpraxis in der Belle-Alliance-Straße, der neben seinen Sprechstunden und Hausbesuchen ein paar Bände Prosa und Lyrik geschrieben hatte, Essays, in denen er das stolze Bewußtsein seiner Zeit, ihren Apparat aus Schlagworten unerbittlich zerfaserte, während er in seinen Versen eine Welt aufsteigen ließ aus Süden, Bläue und den Mythenschatten uralter Völker. Doch auch dies nicht

zu Trost und Berauschung, sondern zu noch stärkerer Anfechtung. In einem Aufsatz „Saison“ hat Benn dies Berlin am Ende der zwanziger Jahre geschildert: Staat und Individuum treibt die beginnende Enge zu immer neuen Improvisationen, immer neuen Maßnahmen der Sicherheit, Fürsorge, Hygiene. Jeder drängt zu dem großen Abzahlungsgeschäft mit dem Schicksal, weil er empfindet, daß es so nicht mehr lange weitergehen wird. Und er, Benn, soll vor einem aufgestellten Mikrophon sagen, ob die Dichter die Welt ändern könnten . . . ?

An Ende der zwanziger Jahre beruft man ihn in die Sektion für Dichtkunst bei der Preußischen Akademie der Künste. Das vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts beginnt. Man schreibt 1931. Noch immer dominiert die glänzende Generation des Positivismus auf Lehrstühlen, Parlamentssitzen, Parteitribünen. Nur zu bald wird die Flut eines meuchlerischen Nationalismus sie hinwegfegen. Mit billiger Demagogie wird er ihre Überzeugungen und ihre Arbeitsresultate als „volksfremd“, ihre Kunstauffassungen als „entartet“, ihre Philosopheme als „undeutsch“ brandmarken. Abseits davon entsteht währenddessen Benns Genese unserer geistigen Gestalt, eine Biologie des Tragischen, der Umriss der „Dorischen Welt“. An dieser Stelle jedoch hat der eifrige Leser Nietzsches und Spenglers die Tragkraft seiner Thesen überfordert: sein Formwille war etwas völlig anderes als der Züchtungswahn des NS-Staates. Ein verhängnisvoller Irrtum, dem sehr rasch tiefreichende Enttäuschung folgte. Auf seinen Wunsch als Militärarzt reaktiviert, verließ er Berlin und kehrte erst nach mehreren Jahren aus Hannover wieder dorthin zurück. Nach einem Zwischenspiel in der Bendlerstraße, erlebte er die letzten Kriegsjahre und den Zusammenbruch als Oberstarzt beim Ersatzheer, wo ihn in Landsberg an der Warthe die russischen Panzer erreichten.

Das „Doppelleben“ war beendet. Er stand vor dem Nichts und zugleich vor dem Neuen. Vor zehn Jahren, 1936, war sein letzter Versband erschienen. 1943 in hundert Exemplaren dann noch ein kleiner Privatdruck: „22 Gedichte von G. B.“ — unter die Hand an die nächsten Freunde verteilt. Doch auch nun, nachdem der Zwang weggefallen, drängte er sich nicht an die Rampe. Denn er wußte: aller Konformismus müsse unweigerlich das Ich zerfressen. Der schöpferische Mensch werde auch in Zukunft leben müssen wie Prometheus auf seinem Felsen. Ihm ist nicht Bewahrung, sondern Opfer vorgeschrieben. Jegliche künstlerische Vollendung konnte nur aus einer Werk-Gesinnung kommen, die „sich selbst lebte“. War Ausdruck bereits Schuld? So fragt er sich: „Ist vielleicht Kunst zu schaffen, überhaupt eine untiefe Reaktion? Ist nicht schweigend an der menschlichen Substanz leiden — tiefer?“

Was war ihm, dem Sechzigjährigen, geblieben nach diesem Kriege, nach dem Verlust seiner Heimat und der nächsten Menschen? Nur eines: das Wort. „Allein du mit den Worten, und das ist wirklich allein . . .“ Aus dieser Einsamkeit kamen nun seine Diagnosen unserer Welt: die kälteste und dabei feurigste Gedanken-Prosa, die seit Nietzsche in unserer Sprache aufgetreten war, niedergeschrieben im Ordinationszimmer einer dämmerigen Parterrewohnung im Bayerischen Viertel Berlins: „Der Ptolemäer“, „Ausdruckswelt“, „Drei alte Männer“ und „Die Stimme hinter dem Vorhang“ — Anfechtungen, Provokationen, Schocks für all jene, denen Dichtung „schöne Literatur“ war.

Benn aber bedeutete das Gesetz der Kunst ein Gesetz gegen das Leben, Stil das abiologische Prinzip. Er war kein Dichter, mit dem sich Festakte dekorieren ließen oder dessen Verse zwischen die Sätze des Forellenquintetts paßten. Als ewig beunruhigender Widersacher alles Selbstgenügens und jedes Hedonismus' blieb er in der für ihn notwendigen Abgeschlossenheit. Nur ein paar Reisen noch durchbrachen sie in diesem letzten Jahrzehnt; ein Frühling in Meran, ein Preisgericht in Genf, ein Familienbesuch in Kopenhagen, der Bühnenerpreis in Darmstadt, Reden in Knokke, Stuttgart, München und Köln, dazwischen der 65. Geburtstag in Wiesbaden in engstem Freundeskreis. Doch jedesmal folgte rasch die Rückkehr nach Berlin, so, als habe er sich schon zulange in der Fremde verweilt. Dort schließlich überstand er — nur dem äußeren Anschein nach von schwerer Krankheit notdürftig erholt — den Siebzigsten, schon umdüstert von der Ahnung nahen Abschieds, bis ihn an der Jahresmitte die immer mehr angewachsene Müdigkeit in den längsten Schlaf hinübertrug. Unter den letzten Strophen findet sich eine, die aus der Ernüchterung im Hiersein zum Verlangen jenseitiger Erkenntnis vordringt: „Ach, eine Fanfare, doch nicht an Fleisches Mund, daß ich erfahre, wo aller Töne Grund.“ Kein Revozieren, keine Konversion, auch hier nicht, wo das unausdenkbare Dunkel begann. Vielmehr die äußerste Konsequenz des Künstlers.

Über den Zügen seiner Totenmaske jedoch, die Prüfungen, Bitterkeit und Daseinstraue nicht verhüllt, scheint ein fernes Lächeln zu liegen — die Gewißheit, sich treu geblieben zu sein, die Zuversicht, das Seine vollendet zu haben.

Für Goethe lag der über den Wert des Daseins entscheidende Gegensatz nicht in den Worten Freiheit und Gebundenheit, sondern in Kultur und Barbarei. Die staatliche Tätigkeit sollte nach seinem Wunsch in engen Grenzen bleiben, der beste Staat wäre eigentlich nur Ordnungs- und Wohlfahrtspolizei. Nicht geneigt, der öffentlichen Anforderung sein Bestes aufzuopfern, sah er doch die politischen und gesellschaftlichen Tatsachen sehr klar, wie er im ganzen, was die Deutschen betrifft, schließlich gegen Bismarck recht behalten hat. Die Werke des Genius leben, wenn die des Staatsbaumeisters zerfallen sind. Weil aber auch die größten irdischen Schöpfungen nicht zeitlos sein und den Moment abstreifen können, so ist im Vollbringen des Dichters das Zeitalter nicht gleichgültig und sein Verhältnis in ihm mehr als ein biographischer Zufall. Goethes Geist widersprach dem Geschehnis, das in seiner Periode die Menschen hin- und herriß, das glühende Metall sollte wieder erkalten und erstarren, denn die Arbeit der Kultur bedarf Ruhe.

Bernhard Guttman über den politischen Goethe. Der Essay ist in der Sammlung „Das alte Ohr“ (Frankfurt/Main 1955, Societäts-Verlag, 394 S. DM 16,80) enthalten, die man als ein Dokument nobler Geistigkeit immer wieder mit Bewunderung zur Hand nimmt.

Lob der Zypresse

Provenzalische Impressionen

Wie in der Weite des Südens die Luft satter, klingender wird, man sich ihrem linden, wohligen Hauch überläßt, der alles mit einander heilig und innig vermählt, so ist man berauscht von der Schönheit und Daseinsfülle südlichen Lebens.

Die Provence ist ein fast lateinisches Land, erinnerungsschwerer, geschichtlicher Boden, mit ernstem Lachen, mit heller Poesie und edlen, strengen Formen. Ihr künstlerischer Genius ist bis in unsere Tage erhalten geblieben. Hier widerfährt mir die Entdeckung des Südens, als hätte ihn noch niemand entdeckt, so intensiv und unmittelbar berührt mich alles. Seine Städte wuchsen aus dem Felsen empor und bewahren dessen Färbung. In der Härte des Gesteins bleibt die antike Seele eingeprägt; sie trägt ihre Züge. Sie macht die Schönheit der Frauen aus, das unbewußt Anmutige, den Klang ihres Lachens, die Würde ihres Ganges; sie macht den Stolz der Männer aus mit dem weiten mediterranen Blick, an Steppe und Meer gewöhnt die leicht gewordene Sicherheit derer, die sich schon in der Vergangenheit ausgesprochen und bewiesen haben. Ich vernehme diese Seele noch in den schlanken dunklen, leise vom Winde bewegten Zypressen, ich atme sie ein in den Düften. Sie findet sich wieder in dem wunderbar patriarchalischen Leben des Gutshofes, wo dem kargen Boden die Frucht abgewonnen wird in stetigem Fleiß, wo die Sonne mit tropischer Glut auf die Erde brennt.

I.

Vor dem innern Auge ersteht ein Bild von Courbet: „Le Château des Papes“ (London, Tate Gallery), aus dem Felsen gehauen, mit ihm verwachsen, lehmfarben, in Licht getaucht; ein Himmel darüber, der sich wie eine Glocke wölbt, von seidigem Blau, das am tieferen Horizont in ein Blau mit weißlicher Tönung übergeht — so lag Avignon in Sonne getaucht, deren beglückende und bedrängende Wirkung das Lebensgefühl reicher macht. Palast der Päpste — als Feste und Residenz ein außergewöhnliches Beispiel militärischer und ziviler Baukunst des Mittelalters, von Benedikt XII. und Klemens VI. über dem stolzen Fluß in die Landschaft gebaut, Frömmigkeit, Größe und Macht ausstrahlend. Breit und träge fließt die Rhône vor der Stadt. Ihre gewaltigen Kräfte, von der Technik entfesselt, verleihen dem Lande seine Fruchtbarkeit. Auf ihren Wassern wurden griechisch-römische Zivilisation nach Gallien getragen, zu ihren Gestaden brachten Mönche das Christentum. Hannibal überquerte sie; hier erneuerte Barbarossa die Privilegien der Stadt Avignon. Mme. de Sévigné schilderte die hier weit und offen stehende Welt in Briefen

an ihre Tochter. Aber den Wanderer zieht es fort auf den Burgwall, von wo der Blick über gelb-rote Dächer gleitet, die geformt sind aus halbrunden übereinander gelegten Ziegeln, mit Schiefer und Mörtel ausgefüllt nach provenzalischer Art — dennoch ein italienisch anmutendes Bild, Florenz oder Siena vergleichbar. Dieses Gelb und Rot, sich der provenzalischen Erde anpassend, von Sonne überglänzt, wird zu tiefem Orange, allenthalben unterbrochen von den hellgrünen Tupfen schlanker Kiefern mit dichten flachen Kronen: ein zauberhafter Anblick.

Zwischen Strom und Stadtmauer, auf dem breiten Promenadenweg, geht unter Schatten spendenden Platanen ein junger Mensch an mir vorüber, barfuß, die leiche, armselige Jacke über der Schulter, die Nase römisch-fein gebogen, über der hohen Stirn dichtgelocktes braunes Haar, im Auge Weite und Traum; mit nichts in der Hand als einem langen frischen Brot und einer Melone als Mittagsmahl — ein Bild mittelmeeerischer Genügsamkeit.

Drüben, am andern Ufer, jenseits der „Brücke von Avignon“, *unter* deren eleganten Bögen die Jugend tanzt, in Villeneuve — les — Avignon, ist alles zu bewundern: in Gärten versteckte Landhäuschen — Tür und Tore offen, frei, reich und behütet — Mais- und Zuckerrohrfelder, die Stille, die wunderbar am Wasser gelegene Burg Saint-André aus dem 14. Jahrhundert, das Karthäuserkloster im „Val de Bénédiction“, oder eine kleine Madonna, aus Elfenbein geschnitzt, wie sie aus dem Halbdunkel der Stiftskirche Notre-Dame herniederschaut.

II.

Auf der alten Römerstraße nach Nîmes, in der üppigen Ebene des Comtat, das unheimliche Erlebnis eines Waldbrandes, wenn sonnendurchtränkte Eukalyptusbäume, Fichten und Zypressen, wie von unsichtbarer Hand entzündet, in rasender Geschwindigkeit zu Asche, sorgsam gepflegte Olivenhaine im Augenblick ein Raub der Flammen werden. Es schmerzt, sie brennen zu sehen, zumal man in diesem wilden, glühenden Schauspiel plötzlich Bedeutung und Schönheit dieses eindringlichen Baumes, der Zypresse, ermißt. Sie vermag — keine ist wie die andere! — eine ernste Ordnung in die Landschaft zu bringen. Überall ist sie Mahnung, ob hoch über dem Dach eines Hauses, ob auf sorglich bebautem Felde dem Brausen des ungestümen Mistral Einhalt gebietend, oder die letzte Ruhestätte des Menschen bewachend, ob lebendige Wand an Rebenhängen: die Zypresse gibt der provenzalischen grau-gelben Hochebene ihr Gepräge und strahlt Ruhe von Jahrtausenden aus.

Ein Ort, an dem sich die Schönheit der Landschaft auf gnadenvolle Weise mit der Schönheit der von Menschen geschaffenen Formen verbunden hat, mit jenen Bauwerken, die uns nicht nur um ihrer aesthetischen Vollendung willen erheben, welche vielmehr auch die Kraft haben, uns dem Zeitlosen und Ewigmenschlichen zu verbinden, ist der Aquädukt über dem Flüschen Gard, ein Zeichen römischer Größe — in der Provence ist sie immer gegenwärtig. Er ist der unvergeßlichste aller römischen Bauten Galliens, ausersehen, Nîmes mit Quellwasser zu versorgen. Die harmonischen Proportionen der drei übereinander gelegenen Arkadenreihen, über deren höchster das Wasser geleitet wurde, erfreuen das Auge. Die schimmernden Steinblöcke spiegeln sich in den klaren Fluten, ein entzückendes Spiel des Lichts. Wo einst römische Söldner

lagerten im Flußtal, zelten die Menschen unserer Tage. Zu dem festabgegrenzten Lagerplatz gehört eine spärliche Wasserleitung anstelle römischer Renn- und Streitwagen, Motorrad und Auto. Ein bescheidenes Mahl: Brot, Oliven, in frische Blätter gehüllter Ziegenkäse, ein Becher Wein — heute wie ehemals. Alsdann Aufbruch, Weg in unbekannte Ferne, auf der im Sonneglast liegenden königlichen Straße nach Nîmes, der alten Brunnenstadt Colonia Nemausa. Vierfache Baumreihen Föhren säumen ihre Straßen und Plätze, eine lebendige, Handel treibende Mittelstadt, voll Stolz auf ihre antiken Schätze. Die Arena, ein Stück steingewordene Harmonie, blieb respektvoll erhalten; makellos in der Reinheit ihrer Ruinen, dient sie modernen circensis, den Stierkämpfen, oder es treten aus ihrem Schatten Racines Gestalten. Einbezogen in das warme, pulsierende Leben der Stadt, hat sie wieder eine Aufgabe zu erfüllen.

Es ist spät nachmittags; die Sonne wirft lange Schatten auf die „Maison Carrée“ mit den vielleicht edelsten korinthischen Säulen außerhalb Griechenlands. Im „Jardin de la Fontaine“ zu Nîmes begegne ich zum ersten Male Gruppen junger Männer, die sich mit dem harmlos-heiteren „jeu des boules“ vergnügen, ein Metallkugelspiel, das mit seiner Eigengesetzlichkeit die Unterhaltung des Feierabends bildet, in jener sorglosen Beschaulichkeit und in schönen Bewegungen ausgeführt, die in vergangenen Zeiten den Diskuswerfer auszeichneten. Die intensive Sonne erlaubt das Fußballspiel nicht. Im Abendwind, nach vollendetem Tagewerk, finden sich die Männer zum Spiel zusammen. In allen Ortschaften sollte ich die kleinen, im Oval aufgestellten Gruppen antreffen: sonntags um 3 Uhr Wettkampf gegen das Nachbardorf — dann folgt ein Schoppen Wein und jene passionierte Diskussion über Technik, Sieg oder Niederlage, die jede sportliche Leistung begleitet.

III.

Jenseits der Rhônebrücke liegt Beaucaire, vom 13. bis 19. Jahrhundert ein berühmter Markt. Etwas von der Atmosphäre jener Vergangenheit schwebt über dieser Stadt. Die Gemeinde führt ein stilles Leben, scheinbar noch ganz in die alten Zusammenhänge der hergebrachten Gebräuche und Sitten eingebettet; in Wahrheit aber in ihrem Innern und tiefer, als sie selbst es weiß, aus jenen Zusammenhängen gelöst. Am Ufer, unter den prächtigen Ulmen, auf schweren Steinblöcken, dem ursprünglichsten Sitz aller Völker und Zeiten, ist es gut zu verweilen. Die Zeit scheint still zu stehen da, wo einst buntes Markttreiben herrschte. Ein paar Frauen waschen am Fluß; Zigeunerwagen, arm und verwahrlost, stehen umher. Man taucht ein in die Ruhe und Beschaulichkeit des Ortes, der aber ein verstecktes, heißes Leben führt. Eine liebenswürdige Frau geleitet die Fremde zu einem Restaurant. Hier wird mir die schmackhafteste Mahlzeit auf meiner Wanderung durch den Süden vorgesetzt: eine ratatouille, das provenzalische Gemüsegericht aus Aubergines, Paprikaschoten, Kürbis, Tomaten, Lorbeerblatt und Zwiebeln, zubereitet mit Olivenöl. Hernach einen Salat aus Früchten, der duftet wie der Garten Eden: Kirschen, Melonen, Birnen und Pfirsich, mit einem Likör fremdartig nur eben benetzt. Das Mahl ist so leicht, so unbeschwerend, daß, wer ihm zuspricht, nur heiterer und beschwingter davon werden kann.

IV.

Arle!

O, tu que siés estado
Tout ço que l'on pou èstre,
La metroupôli d'un Empèri,
La capitalo d'un Reiaume,
E la matrouno de la liberta . . .

Frédéric Mistral

In dem von Mansart erbauten Rathaus, dem man ein Glockentürmchen im Stil Renaissance aufgesetzt hat, sind diese Verse in den Stein gemeißelt. Die Magie der Vergangenheit atmenden Stadt ist geheimnisvoll, und sie zieht den Wanderer in ihren Bann.

Die beiden Säulen des Theaters, die Arena, alle diese Ruinen bedeuteten nichts in Rom, am Forum, am Palatinum oder Coliseum. Aber, Rom angenommen, gibt es wohl kaum einen Ort auf der Welt, der eine stärkere Bewegung vermittelte, denn Arles. In Arles ist die Antike überall lebendig — selbst das Moderne paßt sich ihr an; es ist, als erwarte die Stadt, daß man lateinisch zu ihr spreche. Darum wohl hat das Provenzalische dort einen so reinen und angenehmen Klang; die Stadt ist ein bäuerliches Rom und das Provenzalische ein ländliches Latein.

Bei Arles kann die Landschaft auch großen Frieden ausströmen. Van Gogh muß dies gefühlt haben draußen vor der Stadt, in welcher die letzte große Epoche seines Lebens anbrach. Sonnenblumen blühen in den Vorgärten und auf den Feldern, reifes Korn wogt im Winde — es sind Bilder, wie er sie uns, den Nachgeborenen, in überirdischen Farbvisionen geschenkt hat. Die Erinnerung an seinen tragischen Aufenthalt im Süden verblaßt in den Gedanken der Menschen. Kaum, daß einer nach seiner Wohnstätte fragt. Gewiß, sie besteht nicht mehr; „La maison jaune“, das gelbe Haus, auf der Place Lamartine Nr. 2 wurde ein Opfer deutscher Bomben — mit 1200 anderen des Ortes — anno 1944. Auch die reizende Zugbrücke, „Le Pont“, die er zu malen liebte, wenn Matrosen mit ihren Mädchen am Ufer des kleinen Flüsschens sich ergingen, sie mußte moderner Technik weichen. Entschwunden ist die Farbigkeit und Schlichtheit jenes Bildes, das wir lieben. Fabriken und Getreidesilos erheben sich am Ufer, kahle Zweckbauten aus Sandstein, verschmelzend mit der Erde. Und doch — wer um diese Dinge, diesen Deuter seiner Zeit weiß, den wird sie unnennbar anrühren, diese kleine Stadt, „wo die Sonne wie nirgendwo brennt“ und von wo „die moderne Malerei ihren Ausgang nehmen wird“, wie er prophetisch sagte.

Die köstlichste Stunde des Tages naht, wenn die Sonne sinkt, wundervolle Kühle sich über der Stadt ausbreitet. Geräusche verklingen. Licht und Schatten schwinden wie durch einen Zauber dahin; es herrscht eine schimmernde Dämmerung. Dann umfängt den Wanderer auf der gallo-romanischen Gräberstraße „Les Alyscamps“ der Atem der Stille und Entrückung. Die schmucklosen Steinsärge mit griechisch-dachförmigen Deckplatten sind von erhabener Größe. Zypressen bewachen sie, ein Friedhof, der von antiker Würde bis in unsere Tage nichts eingebüßt hat. Welche Hoffnung nahmen sie vom Leben

in den Tod? Der Mensch kann sich dem Göttlichen nur im Schweigen nähern. Das unwandelbare, Unzerstörbare, die Größe des Gebetes wird fühlbar.

Die Erinnerungen an einst und das Sehnen nach jenem Unendlichen entschwinden in der Lebendigkeit und Helligkeit eines neuen Tages. Wer den Sonnabend-Markt auf der „Promenade des Lices“ in Arles nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Töpfe, Nägel und Käse, von der Einkaufstasche bis zu den haricots verts, von 26 Sorten Bonbons über Lotterielose und Kakteen, lebenden Hühnern und Kaninchen, gibt es alles hier: ein lachendes, vielfarbiges Bild, erhellt und erheitert durch die feilbietenden Stimmen der Händler und munter feilschenden Zurufe der Hausfrauen mit südlicher vivacité und provenzalischem Scherz. Schlank und stolz, ruhig bedachten Schrittes, in irgend einer Weise majestätisch wirkend, gehen die Arlesierinnen einher, im langen Faltenrock, ein Spitzenjabot über der Bluse, mit seidenem gesticktem Bande um den vollen natürlichen Haarknoten. Aus der Umgebung kommt die Bevölkerung in die Stadt, die Männer stehen beieinander, tätigen ihre Geschäfte mit Freunden, erhandeln eine neue Weste oder Blumensamen. Wenn es Mittag schlägt vom Rathausturm, zerstreut sie sich, diese hungrige, erregte, fröhlich-gelassene Menge. Sie ist genügsam; ihr freies, einer reichen Natur zugekehrtes Leben erlaubt ihr schlichte Vergnügungen.

V.

Urweltlich-pflanzenhafte Stille und Frühe lagert über der Camargue, herrlich in ihrer Einsamkeit; einst römische Kornkammer, heute ertragreiches Reisfeld. Aus Kanälen, Lagunen und Flußarmen der Rhône erstand eine der originellsten Landschaften Frankreichs. In metallisch-fahlem Grau schimmert die unabsehbare Fläche des Etang du Vaccarès. Es fehlt der sphärische Ton — aber auch hier klingt es. Sumpfkolben rascheln im Morgenwind. Der Gardian, Hüter reicher Rinderherden, auf weißem Pferd, wie sie hier anzutreffen sind, singt ein schwermütiges Lied. Soeben ist er von seinem Hause mit dem strohgedeckten Dach, dieser seltsamen Wohnstätte mit nur einem Fenster, aufgebrochen, die „manades de taureaux“, seine Stierherden mit leuchtendem Fell und schreckenenerregenden Hörnern zu bewachen.

Die Sonne steigt; Wege, Pfade und Dünen sind in Licht gebadet. Das grüne Band der Rhône ist Ausgangspunkt einer unermesslichen Weite. Horizont, Fluß, die Unendlichkeit — in einem einzigen Augenblick verschmelzen sie, und die Camargue erscheint unter ihren beiden Aspekten: dem Bild und dem Geist. Eine geheimnisvolle Stärke liegt über ihr. Aus den silbernen Spitzen des Schilfs ragen Reiher, Flamingos, marokkanische Störche, Wildenten, Ibisse aus Ägypten heraus. In diesem wilden, traurig-schönen Land, wo man am besten tut, auch ein Pferd zu besteigen, mit seinen eigenen Gesetzen, Bedürfnissen und grenzenlosem Lebensraum — hier sind die Männer groß, lebhaft, mit feinen Haaren und spöttischem Mund — ihrer viele sind heute noch halbe Analphabeten — von überschäumender Freude, auch launisch wie Meereswinde, empfindlich, verträumt, schwer zu begreifen. Hier ist die Wilderei zuhause; sie ist Tradition, Vergnügen und Bedürfnis der Rasse.

Ist kein Pferd zur Stelle, geht man zu Fuß dem Meer entgegen im morgentlichen Frieden: ohne Eile, mit ruhigem Schritt. Am sandigen Strand von Saintes-Maries de la Mer liegen kleine bunte Boote, rote und grüne und blaue,

so hübsch in Form und Farbe, wie wir sie kennen, seit Vincent sie gemalt hat. Am Gelände zahlreiche Fremde. Sie zelten, und ihre Anwesenheit trägt nichts bei zur Pflege des malerischen Fischerdörfchens. In den Gassen und Gäßchen mutet's spanisch an mit farbigen Fensterläden, Zwergpalmen, über die Straßen gespannten Wäscheleinen. Zigeunerhaft-schlanke Mädchen und Frauen huschen vorüber. Aus der mächtigen romanischen Kirche, einem trotzig-mystischen Bau, dringt Duft von Wachs, Honig, Weihrauch. In mysteriöses Halbdunkel wie in einen Mantel, wie in die Geheimnisse von Jahrhunderten gehüllt, steht sie, nach der Überlieferung die Reliquien der beiden Marien, Marie Jacobäas, der Schwester der Mutter Jesu und Marie Salomes, Mutter der Apostel Johannes und Jacob des Älteren, bewahrend. Deren schwarze Magd Sarah erkoren sich die Zigeuner zur Schutzpatronin. Zu ihrer Ehre veranstalten sie im Mai und Oktober Volksfeste provenzalischen Charakters. Dies pittoreske Fischerdorf wählte Mistral als Hintergrund für den pathetischen Tod seiner Heldin Mireille.

VI.

Über einen schmalen, von Mauern umschlossenen Gartenweg gelange ich in die Stadt Aix, die römische Bäder- und Brunnenstadt Aquae Sextiae. Einst Hauptstadt der Provence hat sie die in der Klassik ihr verliehene Geschlossenheit, Harmonie und Würde bewahrt. Sie hat das Aussehen einer Provinzstadt des 17. Jahrhunderts. Touristen zu Rad und zu Wagen kommen und fahren wieder davon: sie vermögen nicht, das Antlitz des Ortes zu verändern, lassen keine noch so heutige und flüchtige Spur. Um die Stunde der Siesta oder im Abendsonnenschein sitzen ihre Bewohner auf dem von dichten Laubkronen überdachten Cours Mirabeau, träumen oder plaudern, nehmen sich Zeit, dem Leben zuzuschauen. In solcher Muße gewinnt der Südländer etwas für sein Gemüt: das seelische Gleichgewicht. Daher haben seine Schritte einen unbeschreiblichen Rhythmus, gleich fern von Hast und Langsamkeit; seine Gebärden sind ohne Ungeduld.

Der kühle Hauch, der allzeit die Straßen von Aix erfüllt, steigt aus den Schalen der Brunnen empor, die wie ein Symbol der unendlichen Fülle des schöpferischen Lebens erscheinen, das von je diese Stadt auszeichnete, ihren Kunstsinn förderte und deren heilende Wasser den Menschen ein Segen sind.

Mit genialem Griff werden zur Nacht Fontainen, Glockentürme und Häuserfronten erleuchtet; kein Laternenpfahl stört die Einheit der Straßenzüge. Aus Baumkronen ein unsichtbarer Scheinwerfer, vom Dachfirst indirektes Licht, matt gehalten; bisweilen aus kunstvollem schmiedeeisernem Arm über dem Hauseingang eine Laterne. Stille. Ausgestirnter Himmel. Schwarze Kätzchen huschen ins Tor. Ein Bühnenbild zu Molière. Das Spiel kann beginnen.

Tiefblauer Mittag steht über dem Land. Fern im Süden sind die Umrisse der Montagne Sainte Victoire sichtbar. Auf einem Felsvorsprung, dem „Mas Mazonod“ gegenüber, hat Paul Cézanne die so geliebte Hügelkette mit den feinen Proportionen in Aquarell und Öl festgehalten, im Schatten sommerlicher Föhren und Eichen. Ich sitze unter dem Gezweig, nicht sattsehend mich an dem Bild, das sich bietet. Über dem versonnenen Weg steht eine einzelne Pinie, ein einsam-königlicher Baum; sie mag uralte sein, aber die Anmut,

mit der sie emporwächst und ihre beiden Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhält, hat etwas von ewiger Jugend. Kornschwere Äcker, Wiesen und dunkle Wälder breiten sich aus. Cézanne, Sohn der Stadt Aix und dieser Landschaft, hat ihre Farbgebung auf das Tiefste und Zärtlichste erspürt und in dieser stillen Landschaft die Wunder des großen Weltbaus geahnt. Er hatte, gleich viel, wo er lebte, die heimatliche Provence vor Augen, und zu ihr, in seine Vaterstadt, ist er zurückgekehrt, sie nie mehr zu verlassen. Das mönchisch-bescheidene Atelier in der Rue Paul Cézanne, dem früheren Chemin des Louves, das er sich 1901 hatte errichten lassen, bewahrt seine Malutensilien — Vasen für die Stilleben, seinen Capemantel, den breitkrepfigen Hut, sein Taschenmesser — und wird aus dem amerikanischen Cézanne-Gedächtnisfonds erhalten. Es befindet sich in der Obhut der Universität von Aix.

Vor der Stadt, eingebettet in ein „florentinisches“ Tal, liegt der provenzalische Gutshof, „lou mas“. Rebberge und Weinkeller, Herden, Zuckerrohr- und Maisfelder gehören zu ihm. Aus Stein gebaut, langgestreckt, mit flachem Dach, die schlichte Fassade von wenigen Fenstern unterbrochen, steht es, ein Haus, das beschützt und dessen Mauern zugleich seelische Geborgenheit ausstrahlen. Unter der Pergola spielt sich das Leben der Familie ab. Auf Torpfosten provenzalischer Anwesen stehen Vasen mit Kakteen, zumeist drei Sorten in einem Topf, von den Jahreszeiten gepflegt. Diese Gefäße gleichen antiken Ölkürgen, sind unwandelbar in der Form, fest und gediegen, so wie der Schritt des Landmannes über die Erde. Der Eigentumsbegriff romanischer Völker drückt sich am stärksten aus in den solche Besitzungen umschließenden Mauern. Indessen sind die Besitzer — oder ihre Gärtner — sehr freundlich, wenn man sie um die Erlaubnis einzutreten fragt. Zu Mißtrauen vor allem Fremden gesellt sich bald eine besondere Form der Gastlichkeit.

VII.

Im warmen, belebenden Sonnenschein wandere ich auf St. Rémy zu. Farbig übersprüht leuchtet das Land unter dem Schimmer reifender Tomaten, blühender Zinnien von einer nie gekannten Pracht und Größe. Provenzalische Obstgärten gedeihen im Schutz der schwarzen Zypresse zu beiden Seiten der Landstraße. Gelber Salat, Zwiebeln, smaragd-grüner Lauch wächst — wie muß es hier im Frühling sein? — Hinter dem Mäuerchen leuchten Gladiolen wie feurige Schwerter.

Seltene Augenblicke ungeheurer Erschütterungen verleiht die Provence. Von der Mairie, dem Rathaus, führt der Weg in gerader Linie nach St. Paul de Mausole. Eineinhalb Kilometer. Die Sonne steht im Zenith. Die Wanderung wird beschwerlich, mühsam der Anstieg. Vielleicht soll das so sein. Am Ende des Weges liegt das Haus, in dem ein Künstler mit dem Höchsten rang, das zu erreichen ihm gegeben war. Von der Eingangspforte des Klosters St. Paul de Mausole führt ein sauberer Gartenpfad mit Tamarisken und Kaktus zu einem Kapellchen; feierlich liegt es da, ein wenig vergessen im Trubel der Zeit. Links zu ebener Erde, im Dunkel des Kreuzganges vier steinerne Kammern, gefängnishaft in ihrer Dumpfheit. Ihrer eine erlebte das traurigste Schicksal, die berauschendsten Farbtriumphe. Hier verbrachte Vincent ein volles Jahr, 1889/1890. Vom Fenster seiner Zelle ein herrlicher Blick

über die Felder, und hier, in ländlicher Einfachheit, scheint ihm dieser einzigartige Garten, die Landschaft, über die dunklen Stunden hinweggeholfen, scheint seine Seele zuweilen besänftigt zu haben. Das Gebäude, das noch heute der Unterbringung der im Geiste Gestörten dient, ist von der provenzalischen Mauer eingefast, in deren Inneres kein fremdes Auge zu dringen vermag.

Man verläßt das Grundstück beklommenen Herzens. Vor dem Tore leuchtet die Sonne wie flüssiges Gold, überflutet zwei frei und heiter aufsteigende römische Bögen. Ein Hain tausendjähriger Olivenbäume säumt die Straße. Hundert Schritt über den Weg hinaus erstet das antike Glanum aus den Trümmern. Eingerahmt ist dieses Bild von den Alpilles, einer niederen Bergkette, die uns van Gogh kennengelehrt. Das Vernichtend-Tragische in Vergangenheit und Gegenwart, das diese Landschaft und Sonne in sich bergen, erlebt man hier wie in einem Schauer. Das Urtümliche ist lebendig, und der Einbruch der Technik ist Entweihung. Einfachheit ist das Signum der Provence, und den Ernst der großen Wirkung der Sonne versteht man nur dort. Aus seiner Seele Not und dem Schaffensdrang sah van Gogh die Provence, zeigte er uns die Dunkelheit ihrer Zypressen. Ihr Anblick ist für den Menschen erregend. Aber sie mutet uns doch, uns Heutige, viel zutraulicher an. Eine gewisse Note Schwarz, eingebettet in ein durch die starke Luft, die über der Erde weht, belebtes Blau, erschauen wir sie in der Landschaft. Zwischen Rhône und Alpilles, vom frühen Morgengrauen bis in die pathetischen Schatten des Abends, halten sie in der Ebene zwischen St. Rémy und Maillane eine feierliche Versammlung ab. Das Wort verstummt vor so viel Ernst, gibt der Stille nach und will nicht enden, die Harmonie und Reinheit zu preisen.

Der Wanderer auf seinem Wege sammelt sich sogleich vor diesem schönen, in den Himmel ragenden Dämon. Schwer von Melodie und Traum, in sich ruhend, gibt ein jeder Baum seine Silhouette auf, sich wiederzufinden im andern in vollendeter Schönheit. Die Zypresse lebt von allen vor ihr gelebten Lebens, bewundert und betrachtet von ganzen Geschlechtern. Sie bereitet die Seele auf die süße Majestät des Todes, hilft ihr, ewige Wiedergeburt zu vollziehen, sich zu erneuern. So empfangen sensible Seelen von den schlanken Zypressen mit heimlichem Wort ihr beunruhigendes Lied.

FISCHFANG

Fischfang unter den Bäumen.
Zander, Karausche wie zwei
Träume im treibenden Kätscher,
Gleiten an Händen vorbei.

Ruhige Augenblicke:
Schwärzliche Schilfhaut des Stroms
Dehnt sich zu glänzender Schuppe,
Blitzend im Sprung des Phantoms.

Wasser und Licht beieinander,
Summe der Zeit, die vergeht,
Wenn hinterm offenen Fischmaul
Lauernd das Schweigen steht.

Karl Krolow

Drei Tage in Broome

Wir entnehmen mit freundlicher Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Beitrag über das farbenprächtigste und seltsamste Städtchen Australiens, dem in Kürze erscheinenden Australienbuch des bekannten Reiseschriftstellers. Es heißt „Viel Kängurus und wenig Menschen. Australien: Neue Welt von Morgen?“ und erscheint im Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg (252 S. 54 Aufnahmen, 2 Karten. DM 12,50).

„So, nach Broome wollen Sie?“ sagte mein Nachbar in Mac-Robertson-Millers uralter Dakota. „Dann vergessen Sie alles, was Sie bisher in Australien gesehen haben. Broome ist die farbigste Stadt im ganzen Kontinent.“ Wie recht er hatte!

Unter uns lagen die einsamen, trockenen, menschenleeren Kimberleys. Zur Rechten bespülte die Timor-See eintönig und fast ohne Schaumkämme vielgezackte Küsten. Kurz nach der Zwischenlandung im „Rinderhafen“ Derby sahen wir in der Ferne den Eisernerzberg von Yampi-Sound; dann wieder eine weitgeschwungene Bucht, diesmal am Indischen Ozean. Gegen steile rote und türkisfarbene Felsen brandeten lange gischende Meereswellen. Um die schimmernd blaue Bucht lagen Mangroven-Dschungel. Häuser strahlten weiß herauf aus einem Meer von Oleanderbüschen, Dattelpalmen und anderen tropischen Gewächsen. Die Poincianablumen standen flammendrot am Ufer.

Ein kleines, freundliches Städtchen dehnte sich anheimelnd und zutraulich auf der Landzunge. Es ist das einzige Gemeinwesen auf dem ganzen Kontinent, das keine Rassenschanke kennt, in dem die „Australien-für-die-Weißen-Politik“ nicht geübt wird und Menschen aller Farbschattierungen friedlich zusammen leben: Broome, das Perlenfischerstädtchen, ist die berühmte Ausnahme von der australischen Regel.

Drei Tage verbrachte ich in Broome und lernte dabei so ziemlich alle seine zwölfhundert Bewohner kennen, ihre Berufe, ihre Gewohnheiten, ihre seltsamen Lebensschicksale. Es war Sonnabend, als ich ankam. Nachdem ich an der Bar die ersten Verbindungen angeknüpft hatte, sah ich mir das Städtchen an. Es bestand aus drei Teilen: der Hafenseite mit der weit in das Meer ragenden Mole, dem Zentrum, zwei Straßenzeilen mit den üblichen Holzhäusern, zwei Hotels, Läden, Post, Gericht, Polizei und Gefängnis und einer kleinen katholischen Kirche. Den dritten Teil bildete *Chinatown*, eine Zusammenballung von kleinen Läden und Wohnhäusern an sandigen Straßen, bewohnt von chinesischen Kaufleuten, japanischen und malayischen Perlenfischern, indonesischen Arbeitern, Mischlingen aller Farbschattierungen. Etwas abseits lagen hinter einem Hügel verborgen die baufälligen, dreckigen Löcher der Eingeborenen.

Es gab ganz schöne Entfernungen zwischen den drei Stadtteilen. Auf den staubigen Straßen von einem zum anderen zu Fuß zu gehen, gehörte hier entschieden nicht zum guten Ton. Es war auch wirklich nicht das Richtige bei 33 Grad im Schatten und einer von stahlblauem Himmel niederbrennen-

den Sonne. Ich sah mir zunächst einmal die kleine, vertrocknete Parkanlage zwischen dem Continental-Hotel und der weitgeschwungenen Bucht an. In ihrer Mitte stand, durch eine verrostete Kette geschützt, eine alte, mit Grünspan überzogene Seekiste. Sie war das Denkmal für den Entdecker Westaustraliens, den Seeräuber Dampier, der an dieser Stelle zum ersten Male an Land gegangen war und es verflucht hatte wegen seiner Öde, Einsamkeit und Unfruchtbarkeit.

Auf dem Wege zur Stadt überholte mich ein Wagen. „Wohin möchten Sie, *mate*?“ fragte ein riesiger Australier. Daß ich mir zu Fuß die Stadt ansehen wollte, verstand er nicht. „Steig' ein, der Preis ist zwei *bob* (Schilling)“, sagte er und öffnete die Tür zum Sitz neben sich.

Es war Wally Robinson. Er ist so etwas wie eine öffentliche Einrichtung in Broome und repräsentiert ein höchst seltsames Transportunternehmen. Wally ist nämlich Besitzer und Fahrer einer der zehn Kraftdroschken von Broome. Also eine Taxe für je hundertzwanzig Einwohner, und jede Fahrt, gleichgültig wie weit sie ging und wie lange sie dauerte, kostete den Standardpreis von zwei Schillingen. Da es Sonnabendnachmittag war, die Geschäfte geschlossen, die Perlenfischerboote ausgefahren waren und der Rest der Bevölkerung in der Bar hockte, hatte Willy Zeit. Für den Standardpreis von zwei Schillingen nahm er mich Stunden auf seiner Tour mit.

Broome hatte keine städtischen Verkehrsmittel, die seine drei Teile miteinander verbinden. Dafür hat es seine Taxis. Wally erklärte mir — später hat es mir eigener Augenschein bestätigt —, kein Eingeborener gehe hundert Schritt zu Fuß, so lange er noch die zwei Schillinge für eine Taxe hat. Sehr häufig lassen sie die zwei Schillinge anschreiben bis zum nächsten Zahltag der Perlenfischer. An Zahltagen ist Wally gleichzeitig Bank und Wechselstube. Er löst den schwarzen oder sonstwie farbigen Passagieren ihre Lohnschecks ein. Er kennt jeden Bewohner von Broome und jedes Haus, mag es auch nur über einen sandigen Buschpfad zu erreichen sein.

Zuerst glaubte ich, Wally wolle dem Neuling einen Bären aufbinden, doch ich hatte später Zeit und Gelegenheit, jede seiner phantastischen Feststellungen zu überprüfen, und sie erwiesen sich alle als richtig. Unter anderem behauptete er: Jeder Taxifahrer in Broome führt regelmäßig gewisse Touren aus, mag er nun jeden Morgen die Arbeiter zum Schlachthaus fahren und nach der Arbeit wieder zurück oder die Kranken zur Behandlung zum Arzt bringen oder für die Hausfrau Besorgungen machen. Jeder Auftrag wird zum Standardpreis von zwei *bob* erledigt. Das beste Geschäft aber sind die Fahrten der Durstigen zu den drei Hotels im Städtchen: dem *Governor Broome* am Hafen, dem *Continental* im Zentrum und dem *Roebuck Bay* in Chinatown.

In Broome gibt es, wie gesagt, keine Rassenschanke. Wer eine Taxe benutzt, muß sie mit anderen Fahrgästen teilen und zahlt, wie auch seine Hautfarbe sein mag, den Standardpreis von zwei Schillingen. Während meiner Rundfahrt mit Wally beförderte er Japaner, Chinesen, Malayen, Indonesier, Mischlinge, Eingeborene und Weiße. Und jeden nannte er beim Vornamen. Er hatte ein sehr ulkiges Signalsystem. Wenn jemand telefonisch seine Taxe bestellte, während Wally gerade unterwegs war, hißte sein schwarzer Boy zu Hause auf einem langen Mast eine Flagge. Wally fuhr dann nach Hause, nahm die Bestellung entgegen und holte den Kunden ab.

Als er mich nach zwei Stunden Herumfahren vor dem Hotel absetzte, tuckerte gerade ein Perlenfischerboot in den Hafen. Wallys Geschäft würde wieder blühen. Jedes Besatzungsmitglied würde nach einer Taxe schreien. Nach wochenlanger Taucharbeit und Einsamkeit wollte die Mannschaft sich amüsieren. Es würde am Abend großen Rabatz geben im *Roebuck Bay*, und die chinesischen Händler würden auf ihre Kosten kommen.

Abends fuhr ich zum einzigen Kino des Städtchens. Was sollte man anderes tun, wenn man nicht ewig an der Bar stehen und die Perlmutterpreise diskutieren wollte? Natürlich fuhr ich mit der Taxe für zwei Schillinge zum Kino in Chinatown. Neben dem Fahrer saßen schon zwei Eingeborene. Auf dem hinteren Sitz drängten wir uns zu fünfen. Es war ein großer Wagen, und wir drei Hotelgäste mußten die beiden Mischlingsmädchen, die uns beim Abendessen bedient hatten, auf den Schoß nehmen: sie waren es gewohnt!

Sheba Lane heißt die Hauptstraße von Chinatown, eine breite, sandige *Avenue* mit auffälligen kleinen Holzhäusern, von denen jedes eine kleine Veranda hat und ein chinesisches Geschäft beherbergt, das jetzt hell erleuchtet war. Am Ende der Straße stand das Kino, ein scheunenartiger Saal, dessen einer Hälfte das Dach fehlte. Die Leinwand und die unteren Stuhlreihen standen unter freiem Himmel. Die Zuschauer — und das Kino war am Samstagabend voll besetzt — saßen einträchtig beisammen: schwarz, weiß, braun, gelb und alle Farbschattierungen dazwischen.

Auf dem Heimweg mußten wir uns anstellen und warten, bis wir in einer Taxe Platz fanden. Wieder hatten alle Männer ein Mädchen auf dem Schoß. Es war halt ein munteres Völkchen in einem munteren Städtchen. Man nahm es nicht so genau. Und schließlich: es kostete ja nur zwei *bob*.

Als ich am nächsten Nachmittag im Garten des katholischen Pfarrhauses vor der offenen Tür stand, klang mir Beethovens V. Sinfonie entgegen. Hell und rein drangen die Töne ins Freie. Im Nu war Broome, seine Hitze, sein Staub vergessen. Die unsterbliche Musik kühlte, weckte aber auch die Sehnsucht nach der fernen Heimat. Ich setzte mich auf die Treppe und wartete, bis die Musik zu Ende war.

Dann stand ich vor dem berühmtesten Deutschen in ganz Australien: vor Pater Worms. Auf mein Klingeln kam er selbst, groß, in langen weißen Hosen und offenem weißem Hemd. Darüber trug er einen braunen Pulli. Durch randlose Brillengläser strahlten mich aus einem braungebrannten Gesicht mit silberweißer Mähne zwei fröhliche blaue Augen an. Pater Worms begrüßte mich mit rheinischem Tonfall. Wir setzten uns auf die Veranda, die in einen idyllischen Garten führte und — schwiegen für die nächste Stunde. Aus dem Rundfunkapparat kam das nächste Stück eines klassischen deutschen Konzertes. Inzwischen war der irische Priester Pater McCellon, Pater Worms Amtsbruder, erschienen. Pater Worms ist *die* Autorität Australiens in Fragen der Eingeborenen-sprache und Kultur sowie ihrer Felsmalereien. In der Internationale der Völkerkundler hat er einen bedeutenden Namen. Seine Arbeiten werden in deutschen und englischen wissenschaftlichen Veröffentlichungen laufend gedruckt. Seine Wiege stand in Duisburg. Seit siebenundzwanzig Jahren lebt er bereits in Australien und zwar ständig in Broome. Sein Sprengel ist so

groß wie die ganze Bundesrepublik, und wenn er reihum seine Gemeindemitglieder aufsucht, ist er wochenlang mit einem schweren Lastwagen im weg- und steglosen Busch unterwegs.

Pater Worms erzählte lange von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seinen Studien über die Eingeborenen. Er vertrat eine im ersten Augenblick verblüffende Theorie: Australiens *Aboriginals* sind nach seiner Meinung indogermanischer Abstammung. Sie sind eng verwandt mit den drawidischen Völkern Südindiens, die eine ebenso dunkle Hautfarbe haben, und sie sind auf einer langen Wanderung über Insulinde auf den Fünften Kontinent gekommen. Hier haben sie eine pygmäenhafte Urbevölkerung verdrängt, von der Pater Worms in Nordwestaustralien und Nord-Queensland noch Spuren und auf Tasmanien sogar noch Überreste gefunden hat. Verblüffend klang seine Behauptung: „Wenn ein Eingeborener eine Weiße heiratet und deren Kinder sich wieder mit Weißen vermischen, dann sind die Enkel völlig weiß und haben die gleiche Gestalt und die gleichen Züge wie wir.“

In seinem uralten Fordlastwagen fuhr mich Pater Worms in die Umgebung. Zuvor bat er seinen Amtsbruder, eine Suchexpedition auszuschicken, falls wir nicht zur bestimmten Zeit wieder zurück sein würden. Der alte Laster war ziemlich am Ende, ein neuer Mercedes-Diesel sollte ihn bald ersetzen. Dennoch ging es im Höllentempo am Stadtrand über furchtbare, enge Sandwege. Wenn man sie langsam durchfuhr, blieb der Wagen unweigerlich im roten, pulvrigen Sand stecken. Alle Augenblicke riß der Pater das Steuer herum, und das Fahrzeug machte einen großen Satz: dann umfahren wir den Rest einer Baumwurzel, die in dem Sand kaum zu sehen gewesen war. Zu beiden Seiten des engen Weges bot sich das übliche eintönige Bild: krüppelige Bäume, stachelige Büsche, dazwischen die gelben Blüten einer Akazie, Büffelgras — es wurde aus Pakistan eingeführt —, Disteln: *scrub*.

Wir bogen in einen schmalen Seitenpfad ab und hielten unvermittelt vor einem Fünf-Sektoren-Friedhof. In genau abgeteilten Quadraten standen hier die Gräber für die Weißen, die Japaner, Chinesen, Malayen und ganz am Rande die für die Eingeborenen. Am besten war noch der japanische Friedhof gehalten, mit seinen bunten Laternen und Urnen. Jedes Jahr einmal wird hier das *Tsuki Miro*, das Lampionfest, gefeiert. Die japanischen Einwohner von Broome fertigen vorher in wochenlanger Bastelarbeit buntbemalte Laternen an. Am Abend des Festes — es wird zur Zeit des Vollmondes im August gefeiert — werden die Lichter angezündet und in einem nächtlichen bunt-schillernden Zug zum Friedhof getragen. Weihrauchstäbchen, Nahrung und Getränke für die Toten nimmt man mit. Die Lampions werden über die Gräber gehängt, die Weihrauchstäbchen angezündet und Speisen und Getränke den Toten als Wegzehrung geopfert. Dann tanzen junge Mädchen im Kimono, und ein junger Japaner vollführt einen Schwertertanz. Nach einem Festmahl zwischen den Gräbern geht die Prozession zur Stadt zurück. Dort schließt sich der zweite Teil des Festes an: das *Bon Matsuri*. Hierzu versammeln sich die Japaner an der Bucht. Sie tragen Holzmodelle der Perlenfischerboote mit sich, auch sie geschmückt mit Lampions und mit Speise und Trank versehen, mit Schalen voller Reis, Trockenfisch und Sake, alles verziert mit Kränzen aus Oleander. Die Lichter werden angezündet, und die in vielen Farben leuchtenden Modellboote werden zu Wasser gelassen. Eine

Flotte von winzigen, bunt leuchtenden Booten wird von der Ebbe ins Meer hinausgetragen. Dort sollen sie mit ihren Speisen die Ahnen erfreuen, die als Perlenfischer draußen blieben.

Wir fuhren weiter zur Meeresbucht an der anderen Seite der Halbinsel, auf deren Südrand Broome liegt. Schneeweiß glänzte der Sand zwischen verwittertem Sandstein. Pater Worms führte mich zu einem von ihm ausgegrabenen prähistorischen Rastplatz. Er lag auf dem erhöhten Ufer unmittelbar am Strand. In dem roten Erdbreich sah man Muschelgehäuse ohne Zahl, Korallen, Seesterne, alles in glitzernden Farben. Wir fanden flache Steine, auf denen die Vorzeitmenschen die Muscheln aufgeschlagen und dabei allmählich eine Vertiefung in den Stein gekerbt hatten. Auf dem Nachhauseweg zeigte mir Pater Worms einen artesischen Brunnen. Ihm entspringt kochend heißes Wasser, das man in Rohrleitungen in die Wohnhäuser geleitet hat.

Broome wurde, genau so wie Darwin, im Krieg schwer mitgenommen. Japanische Flieger bombardierten es und zerstörten dabei den größten Teil der Sheba Lane und des Chinesenviertels. Die gesamte Einwohnerschaft war zeitweise evakuiert, weil man jeden Augenblick eine Landung der Japaner fürchtete.

Damals schimpfte jeder über die japanischen Perlenfischer, die Broome zu Ruhm und Reichtum verholfen hatten. Man befürchtete, daß sie das Städtchen an ihre ursprüngliche Heimat verraten würden und verbannte alle Japaner sofort in andere Teile Australiens, obwohl sie teilweise schon hier geboren und alle längst zu *Dinkum Aussies* geworden waren. Bei Kriegsende lag Broome da wie eine Geisterstadt. Nur langsam kamen die Einwohner zurück. Sie säuberten ihre Stadt von den Trümmern und beseitigten das überflüssige Kriegsmaterial, welches das Militär zurückgelassen hatte. Nur der „Klub der japanischen Perlenfischer“ ist noch heute ein Trümmerhaufen. Einige wenige Perlenfischerboote gingen damals auf Fang, mit Mannschaften, die man aus Malayen, Indonesiern, Chinesen und Eingeborenen zusammengestellt hatte.

Das Leben war zwar wieder zurückgekehrt, aber es war nicht mehr das alte romantische und betriebsame orientalische Leben. Nachts tönten nicht mehr aus dem Busch am Stadtrand die wilden monotonen Klänge eines *Corroborree* der Eingeborenen. Verschwunden war das exotische Gewimmel auf der Sheba Lane und das geheimnisvolle östliche Fluidum. Gewiß, es gab noch die Bretterbuden der chinesischen Händler, aber sie waren jetzt angefüllt mit Konserven, Candys und Fließbandwaren, nicht mehr wie früher mit den Schätzen des Fernen Ostens: zerbrechliche Reisschalen und Teekannen, Seidenstickereien, kostbaren Sandalen aus Singapore, Jadeschmuck aus Hongkong, bunten Kinomos aus Japan, verziert mit Drachen, Chrysanthemen und riesigen Phantasievögeln. Verschwunden waren schließlich die Leute, die all dies kauften: die Japaner, und mit ihnen das jährliche Lampionfest und das Bon Matsuri.

Geschwunden waren die Einnahmen aus der Perlenfischerei. Da das Städtchen sein Wachstum diesem seltsamen Beruf verdankte und von ihm lebte, konnte es nur wieder aufblühen durch eine Reorganisation seiner Perlenfischerei. Dafür aber brauchte man die japanischen Taucher. Die Versuche

in den Nachkriegsjahren hatten bewiesen, daß die Angehörigen anderer Nationen nicht für diesen gefahrvollen, harten Beruf zu gebrauchen waren.

Die Japaner aber waren nach Kriegsende ebenso die „bösen Buben“ für Ostasien, wie wir die bösen Buben für Europa waren. Damals konnte keiner in Australien, das noch unter dem Schock der Bedrohung durch die Japaner zitterte, die Forderung wagen, man solle die japanischen Perlentaucher wieder hereinlassen. Die Einwohner von Broome wußten das. Sie warteten ab und versuchten es einstweilen mit Notbehelfen. Aber ihr Geldbeutel litt, und die Preise für Perlmutter und Perlen stiegen phantastisch an. Man stellte den ersten schüchternen Antrag zugunsten der japanischen Perlenfischer. Das ganze Land antwortete mit einem empörten Aufschrei über die „Landesverräterei“, die sich in diesem Antrag aus Broome ausdrückte.

Die Welt drehte sich weiter. Die Japaner benahmen sich wie Musterknaben, und ihre Beliebtheit wuchs, je unentbehrlicher sie für die Rüstung Ostasiens gegen Sowjetrußland wurden — ein analoger Vorgang, der uns recht vertraut erscheint. Neue Anträge aus Broome, neue empörte Proteste, vor allem von seiten der Gewerkschaften. Dann siegte das ökonomische Interesse. Nach langen Verhandlungen erhielten die Perlenfischer von Broome die Erlaubnis, versuchsweise fünfunddreißig namentlich genannte und bekannte Perlentaucher zu engagieren. Der erste Japaner kam. Es war Joshio Murakami, dereinst Ingenieur bei der größten Perlenfischergesellschaft. Sein Boß holte ihn selbst vom Flugplatz ab, begrüßte ihn herzlich, führte ihn zum Lastwagen und sagte: „Du wirst alles am gewohnten Ort finden. Fahr' mit diesem Wagen zur Stadt. Ich komme später nach.“

Joshio tat, wie ihm geheißen, bestieg den Lastwagen, fuhr zur Stadt und befand sich eine halbe Stunde später im Gefängnis, unter der Anschuldigung, ein Geschäftsfahrzeug gestohlen zu haben! Die Angelegenheit war schnell aufgeklärt. Sie brach das Eis für die nachfolgenden Japaner.

Als nächster kam der Taucher Kino. Bei Kriegsausbruch war er vom Perlenfischerboot weg verhaftet worden, als er gerade dabei war, ein Jäckchen für die Kleinste seines Brotgebers zu stricken. Jetzt brachte er für das erwachsene Mädchen einen seidenen Kimono aus seiner Heimat als Geschenk mit.

Auch die übrigen dreiunddreißig kamen, ohne irgendwelchen Schwierigkeiten zu begegnen. Jede der fünf Perlenfischereigesellschaften erhielt sieben Japaner zugewiesen. In der ersten Saison nach dem Wiedererscheinen der japanischen Taucher stiegen die Fänge an Perlmutter von zweihundertfünfzig auf fünfhundert Tonnen, die Anzahl der Boote von sechzehn auf heute sechsundzwanzig. Kein japanischer Taucher verdiente für die sieben Monate Arbeit weniger als zehntausend D-Mark. Jeder Einwohner von Broome stimmte Loblieder auf die kleinen Japaner an und behauptete, sie seien die ruhigsten und höflichsten Asiaten in der Stadt.

Im vergangenen Jahr wurde die Anzahl japanischer Taucher verdoppelt. Zuerst gab es wieder Proteste, doch sie waren nicht sehr stark, und schnell siegten die vom Geldbeutel diktierten Überlegungen über alle rassischen, weltanschaulichen und politischen Bedenken. Die Perlenfischerei, einer der letzten romantischen Berufszweige, florierte wieder in Broome. Für drei bis sechs Monate fahren die kleinen Boote an die Ränder des Indischen

Ozeans, wo die Taucher manchmal in Tiefen bis zu hundert Metern von den Unterwasserbänken die begehrten Austernschalen losschlagen, in denen sich gelegentlich, wenn sie Glück haben, die so begehrte Perle findet. Die Perlmutterchalen werden fast ausschließlich nach den USA exportiert und erzielen dort phantastische Preise. Die Geschäftsleute in Chinatown und im Weißenviertel haben riesige Umsätze. Und es ist wieder eine Selbstverständlichkeit, daß die *lubra*, die Eingeborenenfrau, auf dem Hin- und Rückweg vier Schillinge mit der Taxe verfährt, um einen Laib Brot im Werte von zwei Schillingen im Laden einzukaufen.

Und Broome, dies seltsame, bunte, exotische Städtchen, ist wieder stolz darauf, daß in seinen Mauern Rassenunterschiede keine Rolle spielen.



FURCHT

Tod, der den wideren Kriegstraum in die Nacht der Schläfer peitscht,
läßt Mütter aufschrei'n, und ihre Arme beben
gleich Stecken dumpfer Trommeln.
Mordrausch ist Auswurf, ist Gesang der Raben und Schakalgeschrei.
Gott wird entthront und schwefelgelbes Land durchhetzt der Pestgaul.
Herr, laß Israel nicht mehr gemartert werden!
Das Lied der Grille schweigt am Herd der Welt,
und brache Äcker tragen stickige Verwesung.

(gewidmet Edouard Roditi)

Eva Schwimmer

Von Wilhelm Busch zu Al Capp

Notizen über Bilder-Bogen und comic books

Comic books gelten im allgemeinen für eine amerikanische Erfindung. Sie sind es nicht. Die broschierten, gewöhnlich zwei oder drei gezeichnete Geschichten enthaltenden Hefte stammen aus Europa. Sie gehen auf die sogenannten Bilder-Bogen zurück, die wiederum die Tafeln der Moritatensänger zu Ahnen haben. Die bekanntesten deutschen Bilder-Bogen waren die Neuruppiner. In den Münchner Bilder-Bogen erschien in der Mitte des letzten Jahrhunderts der berühmteste aller comic strips: „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch. Um 1890 übernahmen amerikanische Zeitungen solche, mehr oder weniger lustige, in der Regel aber derbe und deutliche Geschichten. Ihr Mangel an Text, ihr Reichtum an Bildern machte sie bei den sprachunkundigen Einwanderern schnell populär. Sie waren aufs beste geeignet, ihnen einen Begriff von den Problemen der neuen Heimat zu vermitteln. Vor allem lehrten die Helden der Geschichten Verhaltensweisen. Das blieb ihr Hauptanreiz bis auf unsere Tage, da sie, bis zur Unkenntlichkeit verändert, wieder zu uns zurückkommen.

Ihre Rückkehr zeigt uns die alten Bilder-Bogen in zweierlei Gestalt: als Bilderstreifen in den Zeitungen und als Broschüre, als comic book. Die Streifen geben wenig Anlaß zur Diskussion. In den amerikanischen Blättern versteht sie der Ausländer nicht, weil er die im fürchterlichsten Slang vorgebrachten Anspielungen auf Lebensgewohnheiten und politische Sorgen des amerikanischen Bürgers nicht begreift. In den deutschen Zeitungen sind sie zum Sterben langweilig, weil sie diese Beziehungen zu unseren Untugenden und zum Gemeindeleben vermissen lassen. Die Importeure haben entweder nicht gemerkt, daß der komischen Figur Mr. Harry S. Rasputintruman hier etwa ein Adenowerowskij entspräche, oder man hat vergessen, daß einige der klassischen Geschichten Wilhelm Buschs auf dem unguten Mist des Kulturkampfes gewachsen sind. Kurz: Es besteht zunächst kein Anlaß, die comic strips unserer Zeitungen zur Kenntnis zu nehmen.

Anders steht es um die comic books. Sie verbreiten sich fast unkontrollierbar mit verdächtiger Geschwindigkeit, wobei Unkontrollierbarkeit und Zirkulationserhöhung in direkter Beziehung stehen. Eine Untersuchung der Universität von Kalifornien in Berkeley zeigt, daß Amerika im Jahr 100 000 000 Dollar für comic books ausgibt und die monatliche Auflagenhöhe rund 90 Millionen Exemplare beträgt. Der Profit aus diesem Umsatz, der höher ist als der von Schulbüchern der Grund- und Mittelschulen zusammen, fließt in die Kassen von 32 Verlegern. Den Inhalt der Bücher machen nur zum Teil die Bildergeschichten aus, die auch in den Zeitungen erscheinen. Nur von diesem Teil kann man daher sagen, daß die Öffentlichkeit sie wahrnehme. Die anderen finden ihren Weg über die Kioske und die Bücherstände der

Drugstores, die Kantinen der Armee fast unbemerkt zu meist jugendlichen Lesern. Im Gefolge der army sind sie auch, ähnlich den Esquire-girls, nach Europa gekommen, wo sie schnell eine große Gemeinde fanden. Zahlen über den europäischen Umsatz existieren nicht. Wenn es möglich sein wird, sie zu errechnen, wird man das Ergebnis vervielfachen müssen, um die Leserschaft zu ermitteln. Denn schon heute läßt sich beobachten, daß einzelne Hefte ganze Schulklassen durchlaufen, ehe sie zerlesen irgendwo liegen bleiben.

Die alarmierende Nachricht, daß mehr Geld für comic books als für Schulbücher ausgegeben wird, traf in Amerika auf eine vorbereitete Öffentlichkeit. Es hatte nämlich die merkwürdige Anziehungskraft der comics auf Jugendliche schon vor Jahren zu einer hitzigen Diskussion geführt, die noch anhält. Im Mittelpunkt stand und steht die Frage nach einer Beziehung zwischen dem Ansteigen des Konsums von comics und der Erhöhung der Jugendkriminalität. Diese Beziehung ist von Pädagogen, Richtern und Ärzten häufig behauptet worden. Ihre Argumente treffen sich mit denen, die allgemein gegen schlechte Bücher vorgebracht werden. Die comic books, so heißt es, erregen das ungefestigte Kind über Gebühr, sie machen Verbrechen und kriminelle Praktiken für die Labilen zu erstrebenswerten Beispielen; Verbrecher stellen sie als Vorbilder hin, sie verbreiten Brutalität, Obszönitäten und das vulgäre Kauderwelsch der Unterwelt. Schließlich verhöhnen sie oft die ehrwürdigen Einrichtungen des öffentlichen Lebens und züchten Rassen-, Klassen-, nationale und religiöse Vorurteile.

In der Tat fehlt es nicht an comics, die solche üblen Einflüsse ausüben können. Vor uns liegt zum Beispiel ein Streifen, auf dem ein sommersprossiges und stupsnäsiges Mädchen von etwa 12 Jahren dargestellt ist, wie sie „ihre“ Geschichte erzählt. Bild 1: Eine Dame auf dem elektrischen Stuhl, im letzten Moment. (Text: In unserem Staat sterben Mörder auf dem elektrischen Stuhl. Mami kam zuerst dran . . .) Bild 2: Ein Mann auf dem elektrischen Stuhl, angstverkniffenen Gesichts. (Text: . . . dann Stefan.) Bild 3: Das freudestrahlende Kind mit Spielzeug, im Hintergrund eine Zeitung lesende Frau. (Text: Es ging, wie ich schon am Anfang gesagt habe, alles gut. Ich lebe jetzt in einem schönen Haus, mit feinen Möbeln, habe alle Puppen, die ich will, und alle Liebe die ich brauche. Das Gericht gab mich in die Obhut von Tante Käthe . . .) Bild 4: Der schlau grinsende Kopf des Kindes, ein Auge zugekniffen. (Text: . . . das ist gerade, was ich mir erhofft hatte, als ich Vater mit der Pistole, von der ich wußte, daß sie in seinem Nachttisch war, vom Schlafzimmer aus erschoss, hinunterlief, Mami die Waffe in die Hand drückte und zu schreien anfang. Ende). Es ließe sich über diese Anweisung zur Herstellung „wünschbarer“ Lebensbedingungen für Kinder, die unter einer Dreiecksgeschichte der Eltern leiden, eine Menge sagen. Außer der Aufforderung zum Mord enthält sie nämlich auch die Überzeugung, daß Kinder ein Recht auf behütete häusliche Verhältnisse haben, eine Drohung gegen die Erwachsenenwelt als solche, eine groteske und furchtbare Konsequenz der im „Jahrhundert des Kindes“ investierten Ideen. Denn natürlich sind Zeichner wie Hersteller und Verkäufer der Geschichte Erwachsene. Das schlimmste an diesen sogenannten „horror comics“ ist die entsetzliche Folgerichtigkeit, mit der das Böse sich steigert. Wer nicht hat, was er will, ergreift die nächste Gelegenheit, es

zu erreichen; um es zu erreichen, betrügt er den Bruder, um den Bruder betrügen zu können, bestiehlt er den Vater, um den Vater zu bestehlen, vergewaltigt er die Tochter, um die Tochter vergewaltigen zu können, ermordet er die Mutter — es ist die Exaktheit eines technischen Ablaufes, wie er in „Endlösungen“ totalitärer Staaten sich demonstriert.

Eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele lagen im April 1954 einem Untersuchungsausschuß des Senats vor, der nach Verbotsmöglichkeiten solchen Mißbrauches der Meinungsfreiheit Ausschau hielt. Zu einem solchen Verbot kam es nicht, doch fanden sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Hersteller zu einer Selbstkontrolle zusammen, die schon manches gebessert hat, ohne freilich den in Umlauf befindlichen Schmutz abtragen zu können. Einzelne Bundesstaaten erließen dennoch Verkaufsverbote, örtliche Bürgerausschüsse traten an die Einzelhändler heran, die ihre Grossisten beeinflussen und so schließlich auch den Verlegern das Risiko von Absatzschwierigkeiten und öffentlichen Skandalen plausibel machten. Wenn die Diskussion dennoch nicht nachläßt, so deswegen, weil die wichtigsten aller Betroffenen, nämlich Kinder und Eltern, nicht genügend „zusammenarbeiten“. In vielen Fällen sind die Eltern nicht in der Lage, den Lesestoff ihrer Kinder wirksam zu kontrollieren. Sie setzen sich nicht durch. Darauf laufen auch Feststellungen des New Yorker Psychiaters Dr. Wertham hinaus, der einer der heftigsten Gegner der comics überhaupt ist. Die Beispiele, die er in einem Buch mit dem etwas suspekten Titel „Die Verführung der Unschuldigen“ anführt, deuten prinzipielle Schäden der Familie an. „Moralische Abrüstung“, sagt Wertham, sei das A und O der comics. Er zitiert aus Gerichtsverhandlungen, in denen jugendliche Mörder aussagen, die Anweisung zu ihrer Tat comic books entnommen zu haben, und man berichtet von einem Buben, der anhand eines comic books ausprobieren wollte, wie man sich erhängt und dabei ums Leben kam.

So erschütternd Fälle dieser Art sind, so wenig sagen sie doch im Grunde darüber aus, ob nun wirklich eine Beziehung zwischen den comics und jugendlichem Verbrechen besteht. Der Junge, der das Hängen lernen wollte, hätte es auch anhand der Anweisung zum Knotenschlingen in einem frommen Pfadfinderhandbuch versuchen können, er hätte es aus hundert anderen Jugendbüchern, ja selbst ohne gedruckte Beispiele zustande gebracht. Wer zog noch nicht aus, das Gruseln zu lernen? Und wer wollte bestreiten, daß die Aussage, ein Verbrechen sei durch dies oder jenes comic zustande gekommen, eine Ausflucht des jugendlichen Kriminellen sein kann, der sich vor seinen Richtern entlasten, der seine Schuld dem Objekt zuschieben will, das nicht er ist, das als Buch ein Produkt jener Welt ist, gegen deren Kodex er sich vergangen hat? Was war Ursache, was der Anlaß solcher Übeltaten? So wiederholt sich der alte Streit der Historiker über die Verbrechen der Staatsmänner, ohne daß wir befriedigende Auskunft erhielten.

Mit der selben Eindringlichkeit, mit der die Ankläger der comics darauf bestehen, daß die Bilderbücher Böses hervorbringen, glauben ihre Verteidiger daran, daß sie Gutes tun. Beiden Standpunkten liegt die Überzeugung zugrunde, daß Bücher Taten bewirken, eine Auffassung, die ja keineswegs unbestritten ist. Die Anhänger sehen sich darüberhinaus mit den Widersachern der comics in der Front gegen „horror comics“ der oben geschilderten Art

vereint. Sie meinen aber mit Joyce Cary, dem englischen Romancier, daß nur ein geringer Prozentsatz aller Bilder-Bogen schädliche Wirkungen hat, und daß weder die comics noch die Kinder, sondern Eltern und Lehrer anzuprangern seien. Weiter halten sie „gute“ comics für unterhaltend und belehrend und sehen in ihnen eine Gelegenheit für das Kind, seine triebhafte Aggressivität abzureagieren, sich, wie durch die Lektüre von Abenteuerbüchern und Heldensagen, zu reinigen und zu steigern. Religiöse comics, die mit der selben impertinenten Logik das Gute darstellen, wie die „horror comics“ das Böse, sind recht zahlreich. Asoziale Instinkte können durch comics nur dann angeregt werden, wenn das Kind schon gestört, labil oder neurotisch ist. Diese Anregung mag durch unzählige andere Gelegenheiten erfolgen, die zu zensieren nicht möglich ist: Von Radio, Television und Film abgesehen, können der Umgang, ja der Anblick von Gegenständen des täglichen Bedarfs stimulierend wirken. Es führen also auch die Argumente für die comics von ihnen ab auf die sozialen Zustände, die sie hervorbringen. Und das ist gut so. Noch vor hundert Jahren durfte ein Staatsanwalt einer Massenmörderin die dreimalige Lektüre von Schillers „Maria Stuart“ als belastend ankreiden und so die Verantwortung von den herrschenden Verhältnissen abschieben. Uns ist das nicht gestattet, wenn auch das Stück erst vor wenigen Wochen in einem bekannten südamerikanischen Staat verboten worden ist. Damit soll weder der intime Zusammenhang geleugnet werden, der das Anarchistische im Menschen und die Literatur verbindet, noch soll behauptet sein, daß der Staat, der es als verbrecherisch verfolgt, und die Gesellschaft, die es ächtet, immer im Recht sind. Die höhere Weisheit kann auf der anderen Seite sein. Wer aber seine Kinder durch die Schrottmühle treibt, um sie zu bestrafen, darf nicht geltend machen, daß er das im „Max und Moritz“ des brutalen Wilhelm Busch so gesehen hat.

„Heissa, ruft Herr Sauerbrod, heissa, meine Frau ist tot!“ — und wir lächeln darüber. Sehen wir eine vergleichbare Szene auf der letzten Seite unsrer Tageszeitung, überlegen wir uns, ob wir schmunzeln dürfen. Buschs altmodische Figuren, sein Federstrich, sein umständliches Gehabe rühren das Publikum. Die zeichnerisch gleichwertigen, modernen und supermodernen törichten Helden eines Busch von heute hingegen berühren uns peinlich, wenn sie nicht gerade in die Tiergestalten Disneys sich verkleidet haben oder in Kellys Opossum „Pogo“. Unsere Reaktion beruht auf einem doppelten Irrtum: Wir erkennen uns in Busch nicht mehr, weshalb wir ihn gelten lassen, und wir meinen, seine direkten Nachkommen abweisen zu können, weil wir uns in ihren Narren, „sweet and brainless“, wohl erkennen. Dabei hat sich in der Technik der erzählenden und spottenden Zeichner nichts geändert. Sie fasziniert, weil das Bild, und zwar das *fortlaufende Bild*, den Leser dem Text voraustreibt. Die sparsam verwandte Schrift kommt erst an, nachdem der Leser durch einen Blick auf die Zeichnung sich schon schlauer, kenntnisreicher vorkommt als der Text. Es ist derselbe kleine Trick, der dem Filmstreifen seine Macht über die Masse erschlichen hat und dem Fernsehen den Kranz vor dem Hörfunk sichert. Der richtungsweisende Streifen, der simple Bogen ist das entscheidende Moment für die „fromme Helene“ ebenso wie für „Li'l Abner“ oder „Dick Tracy“, die beiden besten amerikanischen Strei-

fen. Was sie aber so erholsam macht, den Weisen von Wiedensahl und Al Capp, den Busch des 20. Jahrhunderts, der — natürlich! — ein Amerikaner ist und aus der *pauvreté* zu großem Ansehen und Reichtum gelangte, sind die Eskapaden ihrer Figuren, die uns den strengen Ablauf der Geschichte auflösen und Brutalität und Terror hinüberspielen ins Lächerliche. Die Schurken sind nicht bloß schuftig, sie sind auch verwirrt, selbst die Frommen haben ihre Mucken und die Heroen, ach, was sind sie doch für Narren. Bei Capp, der eigentlich Alfred Caplan heißt, kommen arbeitsscheue Arbeiterführer wie bestechliche Senatoren vor und ein Tier namens Shmoo, das aus lauter Selbstlosigkeit besteht. Seit zwanzig Jahren spiegelt seine Geschichte von dem heldischen Trottel Li'l Abner aus der Stadt Dogpatch die Geschichte Amerikas. Noch immer hat sie täglich 50 Millionen Leser; noch immer erreichen den kräftigen dunklen Mann, der von seinen Figuren erzählt wie von fernen Verwandten, auf deren Geschick er, gottseidank, keinen Einfluß habe, Briefe, Anrufe, Leitartikel der Anteilnahme und der Kritik, wie sie kaum Busch zu seinem Pater Filucius erreicht haben mögen. Und dies, obschon das Fernsehen alle Anstalten macht, den Bilder-Bogen um die Gunst des Publikums zu bringen. Was ist das für eine Gesellschaft, die auf das Eindimensionale, Richtungsweisende aus ist und zugleich Trost darin findet und Erbauung, ihre Tugenden relativiert zu sehen? Capp, nach seinem Motiv befragt, erzählte, nicht ohne Bewegung aber auch nicht ohne Einsicht in das, was die Welt honoriert, die Geschichte seiner Kindheit auf der armen Stevens-Street zu New Haven: „Wir hofften, daß die Straße, wenn alles besser würde, doch noch zum Slum sich verbessere...“ Und wie ihm als Kind ein Bein abgefahren wurde. Dann aber sprach er von der Gleichheit der Leute in jenen Tagen und von ihrer Brüderlichkeit. Wenn überhaupt eine Formel für Li'l Abner zu finden ist, dann heißt sie: zurück zur Stevens-Street!

Häufig wird den Massenbeeinflussungsmitteln die ganze Schuld an der politischen Unwissenheit des Publikums gegeben. Diese Unwissenheit ist eine Tatsache... Dem muß jedoch entgegengehalten werden, daß in der Vergangenheit die Hochgebildeten kein Monopol auf politische Wachsamkeit und Aufgeschlossenheit hatten, erst recht nicht auf Widerstand und Auflehnung gegen bestehende Verhältnisse. Auch könnte man sich angesichts der Tatsache, daß die Massenbeeinflussungsmittel ja auch einen politischen Teil haben, eher fragen, wie es kommt, daß die Menschen politisch so unwissend sind. Schließlich haben die mass media doch eine ungeheure Verbreitung, und das Bildungsniveau der Bevölkerung steigt doch ständig!

Der hervorragende amerikanische Soziologe C. Wright Mills in seiner Analyse der Angestelltenschicht „Menschen im Büro“ (Köln-Deutz 1955, Bund-Verlag. 488 S. DM 15,80). Obwohl auf amerikanische Verhältnisse gemünzt, eröffnet das Buch Zugänge zum Verständnis der Lage der Angestellten auch in Deutschland.

Zeittafel vom 15. Juni bis 15. Juli 1956

18. 6. Indonesischer Staatspräsident Sukarno in Bonn.
19. 6. Kurswechsel der kommunistischen Parteien Italiens und Frankreichs.
20. 6. Bundestag „reformiert“ Bundesverfassungsgericht (205 : 167).
22. 6. Wehretat der Sowjetzonenrepublik wird offiziell auf 1 Milliarde beziffert. (Briefwechsel Dieckmann-Dibelius).
24. 6. Gründungsparteitag der Freien Volkspartei (FVP), Preusker, in Bochum.
27. 6. Scharfe parteiinterne Auseinandersetzungen in der SED über „Personenkult“.
28. 6. Arbeiteraufstand in Posen.
29. 6. Als erster sowjetischer Stadtkommandant besucht General Tschamow den westberliner Bürgermeister.
30. 6. Zahl der verurteilten Kriegsverbrecher in alliierten Gefängnissen innerhalb der Bundesrepublik auf 60 gesunken: 31 in Landsberg, 12 in Werl und 17 in Wittlich.
1. 7. Von rund 17 800 Grenzschutzbeamten treten 9 570 zur Bundeswehr über.
2. 7. Adenauer in Rom.
5. 7. Arbeitslosenzahl auf tiefstem Stand seit der Währungsreform: 215 000 Männer, 264 000 Frauen.
6. 7. Bundestag verabschiedet Wehrpflichtgesetz (270 : 166 : 20).
8. 7. Volksfrontregierung im NATO-Staat Island.
10. 7. Eisenhower gibt erneut Präsidentschaftskandidatur bekannt.
11. 7. SPD-Parteitag für Aufhebung der Wehrpflicht, Revision der deutsch-alliierten Verträge und Umgestaltung der „verfehlten Außen- und Wehrpolitik“ der Regierung.
12. 7. Rückkehr des Schahs und der Kaiserin von Persien von einem dreiwöchigen Staatsbesuch in der UdSSR.
13. 7. Staatsbesuch Nehru in Bonn. Staatsbesuch Nasser in Belgrad.
15. 7. Westmächte für Verringerung der Truppenzahl, Sowjetunion für Einstellung der Atomwaffenversuche.

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU

In den meisten das Gesicht der Weltwirtschaft bestimmenden industrialisierten Ländern ist die Vollbeschäftigung erreicht. Infolge des Mangels an Arbeitskräften und der dämpfenden kreditpolitischen Maßnahmen läßt das Wachstumstempo der Wirtschaft nach. Da aber die Nominealeinkommen schneller steigen, als Gütererzeugung und Produktivität folgen können, bleiben die Preisaufriebstendenzen stark. Sie werden im Interesse der Stabilhaltung der Kaufkraft der Währungen mit Mitteln der Kreditpolitik der Notenbanken und die Nachfrage mit konjunkturdämpfenden Maßnahmen der Regierungen bekämpft. Die Koordinierung der Lohnpolitik mit der übrigen Konjunkturpolitik gewinnt in dem allseitigen Bestreben einer Stabilisierung der Vollbeschäftigung wachsende Bedeutung.

Die *Wirtschaftslage in den USA* erscheint immer noch widerspruchsvoll und ist besonders schwer zu beurteilen, solange der Arbeitskonflikt in der Stahlindustrie nicht beigelegt ist. In den vergangenen Monaten zeigten sich in nachlassender Nachfrage der Konsumenten und im langsameren Lageraufbau dämpfende Kräfte. Doch bleibt die Investitionsneigung in der Wirtschaft und bei der öffentlichen Hand weiter stark. Die Notenbank ist den Aufriebstendenzen zeitweise vorsichtig entgegengetreten. Aber Regierung und Industrie wünschen zur Durchführung der Investitionen eine „leichte“ Geldpolitik. Viel hängt davon ab, wie die Wirtschaft auf die erhöhte Sparneigung der Konsumenten — z. T. wahrscheinlich bedingt durch die hohe Teilzahlungsverschuldung — reagieren wird und wieweit die Finanzierung der Investitionen gelingt bzw. durch die Politik der Banken unterstützt wird. Ein drittes Problem liegt in der zu erwartenden Stahlpreiserhöhung. Wieweit sie das gesamte Preisniveau anheben und damit den Kaufwert der Währung leicht vermindern könnte, wird erst in Wochen nach Ende des Konfliktes erkennbar werden.

In *Westeuropa* verlangsamt sich das Wachstum der Wirtschaft. Allerdings ist es in Frankreich und Italien noch stark,

schwächer geworden ist es in Belgien, den Niederlanden und der Schweiz; die skandinavische Wirtschaft stagniert, und in Großbritannien hat sich das Sozialprodukt sogar etwas vermindert. Ursache dieses Prozesses ist die Ausschöpfung des Arbeitsmarktes. Weiter haben dazu beigetragen die zur Konjunkturdämpfung eingesetzten restriktiven Maßnahmen der Notenbanken sowie auch Regierungsmaßnahmen, z. B. die Drosselung öffentlicher Investitionen und auf Kassenüberschüsse abzielende Finanzpolitik. Die Überbeschäftigung führt aber noch zu Lohnerhöhungen, die über die gesamtwirtschaftliche Produktivität hinausgehen, so daß die Preissteigerungen noch nicht abgeklungen sind. Die Spannungen halten also noch an. Von weiteren Lohnerhöhungen könnten neue Störungen des Gleichgewichts kommen.

Auch in der *Bundesrepublik* verlangsamt sich das Wachstum der Wirtschaft, ebenfalls infolge Erschöpfung des Arbeitsmarktes. Die Nachfrage bleibt weiter hoch, tendiert eher noch zu steigen. Auf Teilgebieten läßt sie nach, teils in Anpassung an den Güterausstoß, teils weil die restriktive Kreditpolitik die Finanzierung erschwert und verteuert. Diese leichten Entspannungen dürfen nicht überbewertet werden. Denn die nachlassende inländische Nachfrage nach Ausrüstungsinvestitionen wird vorerst durch stärkere Auslandsnachfrage wettgemacht. Der sinkenden Kaufkraft der Unternehmungen (Kostensteigerungen bei einigermaßen gehaltenen Preisen, sowie Kreditverteuerung und -verknappung) steht eine kräftige Erhöhung der Massenkaufkraft aus Lohn- und Rentenerhöhungen und aus der saisonalen Zunahme der Beschäftigung gegenüber. Die „Überhitzung“ auf dem Investitionssektor — sie war im letzten Herbst der Anlaß für Dämpfungsmaßnahmen — wird nicht stärker; dafür verstärken sich die Spannungen bei der Konsumnachfrage und zwischen Preisen und Kosten. Da immer noch — insgesamt gesehen — die Nachfrage der Erzeugung vorausleitet und weil im Herbst und im nächsten Frühjahr aus Steuersenkung, aus dem sozialen Sektor und der Auflösung bis-

her stillgelegter Fonds weitere und kräftige Erhöhung der Nachfrage zu erwarten ist, hat die Konjunkturpolitik weiterhin die Aufgabe, das Wachsen der Nachfrage zu verlangsamen und gleichzeitig für Erhöhung des Güterangebots zu sorgen. Denn zwischen Regierung und Notenbank besteht völlige Übereinstimmung darüber, daß der Kaufwert der Währung erhalten bleiben muß.

Zur Lösung dieser Aufgabe trägt das Regierungsprogramm nichts Wesentliches bei. Aus innen- und außenpolitischen Gründen ging man weder an die Drosselung der öffentlichen Investitionen heran, noch wagte man Durchgreifendes bei Zöllen und Abschreibungen. Das Programm gibt der Politik der Notenbank keine wirksame Stütze und Entlastung. Dabei wird immer deutlicher, wie notwendig solche Ergänzung wäre.

Einer der wichtigsten Vorgänge von April bis Juni war der hohe Überschuß in der Handels- und Zahlungsbilanz. Er hat schwerwiegende Wirkungen auf die Währungs- und Kreditpolitik, ebenso auf unser Verhältnis zu den anderen Ländern der OEEC. Trotz kräftig gestiegener Einfuhren wuchs unser Außenhandelsüberschuß, da die leicht inflationären Tendenzen mancher Länder und unsere Preisstabilität ein günstiges Gefälle für unsern Export schufen. Unser hohes Zinsniveau und ausländische Spekulationen auf eine Aufwertung der D-Mark führten zu so starkem Einströmen von Auslandsgeld, daß die verschärfenden Maßnahmen der BdL vom Mai unerwartet schnell wettgemacht wurden.

Die Notenbank kann solcher Kompensation auf die Dauer nicht untätig zusehen. Ihre Möglichkeiten wirken zweischneidig. Kreditverteuerung (Diskonterhöhung) vermindert nicht nur die Inlandnachfrage, sondern lockt gleichzeitig „heißes“ Auslandsgeld an. Die Erhöhung der Mindestreserven verengt unmittelbar den Kreditspielraum für Investitionen der Privatwirtschaft (und für die Lagerhaltung). Nun gebietet die Notwendigkeit, das Güterangebot zu erhöhen und für die Deckung der künftigen Nachfrage vorzusorgen, mindestens arbeit- und kostensparende Investitionen. Die Restriktionspolitik der Notenbank wirkt solchen Vorhaben entgegen. Insofern steckt in der Kritik der Industrie ein richtiger Kern. Die Nachfrage, die aus der Verausgabung der öffentlichen Gelder und aus der Massenkaufkraft der

kleinen Einkommen fließt, wird hingegen von den Maßnahmen der Notenbank kaum getroffen. Würde die öffentliche Hand — wie in andern Ländern — ihre Nachfrage einschränken, auf Kassenüberschüsse hinarbeiten, statt angesammelte Überschüsse gerade jetzt auf den Markt zu bringen, so würde von dieser Seite her die Nachfrage nach Gütern und Arbeitskräften sich vermindern und die Notenbank brauchte auf dem ihr direkt zugänglichen Gebiet weniger scharf zuzugreifen.

Bei dem Bemühen, die Wirtschaft auf der Vollbeschäftigung zu stabilisieren, gewinnt die Lohnpolitik steigende Bedeutung. Die über den durchschnittlichen Produktivitätszuwachs hinausgehenden Lohnsteigerungen schaffen gleichsam „zusätzliche“ Nachfrage, erhöhen die Kosten, verstärken den Preisauftrieb und können je nach den Umständen einen schärferen Gegendruck der Notenbank erfordern. Eine Einordnung der Lohnpolitik in die allgemeine Konjunkturpolitik ist bei uns, wie in den andern Ländern, noch weniger gelungen als die Abstimmung von Notenbank- und Regierungsmaßnahmen.

In der Bundesrepublik berühren zusätzlich zum Lohnproblem die Bemühungen der Gewerkschaften auf Kürzung der Arbeitszeit das Problem der Steigerung der Gütererzeugung. Wenn die Tarif-Vereinbarungen zu einer Verkürzung der betrieblichen Arbeitszeit — wie wir erwarten — und nicht nur zu einem früheren Einsetzen der Überstundenzuschläge führen, so muß zur Erzielung des gleichen Güterausstoßes die Leistung in der kürzeren Zeit gesteigert werden. Von einem nach den Betriebsverhältnissen sehr verschiedenen liegenden Punkt ab wird der Ausgleich nur durch arbeitssparende Investitionen zu erreichen sein. Vom Problem der Steigerung der Gütererzeugung aus gesehen, mündet der Drang nach Arbeitszeitverkürzung irgendwie in das vorher behandelte Investitionsproblem. Es erscheint uns daher nicht unbedenklich, wenn man in einer Zeit vorausseilender Nachfrage Schritte tut, die wenigstens für eine gewisse Zeit nicht zu einer Steigerung der Erzeugung, unter Umständen sogar zu einer Verminderung führen könnten. Außerdem wird wahrscheinlich die Arbeitszeitverkürzung die kleineren Unternehmen schwerer treffen als die größeren, weil diese meist mehr Möglichkeiten innerbe-

trieblicher Leistungssteigerungen verwirklichen und dazu eher Kredit erhalten können, als mittlere und kleine Betriebe.

Die Gefahren für die Gesamtwirtschaft, die aus dem plötzlichen Sprung von 48 auf 45 Stunden bei unserer Überbeschäftigung, bei der Kredite, bei den Spannungen zwischen vorausseilender Nachfrage und nur noch schwer zu steigernder Produktionsmenge und jenen zwischen Kosten und Preisen entstehen und auf die man nicht genügend Rücksicht nimmt, werden im Herbst zum Zentralproblem unserer Wirtschaftspolitik werden. Sie werden die Erhaltung der Kaufkraft der D-Mark und die Steigerung der Gütererzeugung ernstlich erschweren. Um die soziale Spitzenstellung des Bergmannes aufrechtzuerhalten — unerlässlich, um nicht wieder Abwanderungstendenzen hervorzurufen — ist der Kohlenbergbau gezwungen, ebenfalls die Arbeitszeit zu verkürzen. Ein Rückgang der Förderung und die Erhöhung der teuren Importe aus den USA sind zu befürchten. Gleichzeitig erhöhen sich die Kosten der Förderung. Dies und die Notwendigkeit, finanziell für stärkeren Ausbau neuer Förderungsmöglichkeiten zu sorgen, wird zur Erhöhung der Kohlenpreise (oder verstärkten Staatssubventionen) zwingen. Flankiert von der Arbeitszeitverkürzung im Bergbau auf der einen und der Metallverarbeitung auf der anderen Seite wird die eisen-schaffende Industrie ebenfalls die Arbeitszeit verkürzen müssen. Eine Kohlenpreiserhöhung und die höheren Kosten der kürzeren Arbeitszeit werden die Bemühungen um Erhöhung der Stahlpreise verstärken. Wenn nicht alles täuscht, bringt uns die Arbeitszeitverkürzung in wenigen Wochen Preiserhöhungen bei nachlassender Produktion in den Grundstoffindustrien, löst Kräfte auf Aufweichung der D-Mark aus, denen die Notenbank kaum wirksam begegnen kann.

Unsere großen Überschüsse in der Außenwirtschaft sind gleichzeitig eine starke Belastung für die internationale Zusammenarbeit in der OEEC. Unsere Schuldnerländer denken an ihr Recht, sich gegen weitere Verschuldung uns gegenüber durch Reduzierung des Liberalisierungssatzes zu schützen. Sie haben die Frage einer Aufwertung der D-Mark aufgeworfen. So rührt unsere extreme Gläubigerposition an die Grundlagen der

OEEC. Denn sie gefährdet die Aufrechterhaltung der bisherigen Liberalisierung und die Inangriffnahme des weiteren Zieles: die noch stärkere Befreiung der internationalen Güterströme durch systematischen Zollabbau.

Unsere Regierung und die Notenbank erklären, unsere Überschüsse seien noch nicht eindeutig „struktureller“ Art. Ehe grundsätzliche und schwerwiegende Entscheidungen getroffen würden, empfehle es sich, die weitere Entwicklung noch einige Zeit abzuwarten. Das erscheint berechtigt. Die Wirtschaftsentwicklung mancher Abnehmerländer läßt die Möglichkeit offen, daß deren Nachfrage bei uns nachläßt und unsere Ausfuhr sinkt. Der Spekulation auf die Aufwertung traten Regierung und Notenbank mit der Erklärung, sie werde nicht erfolgen, entgegen, ohne damit allerdings das Thema aus der Welt schaffen zu können. Die scharf ablehnende Antwort Großbritanniens auf die — ungeschickte — Anregung von Minister Erhard zu einem Gespräch über Änderung der Währungsparitäten und fast noch mehr der lahme Ausgang der Sitzung des Ministerrates der OEEC, bei dem es zwar zu keinem Rückschlag aber wegen der mehr eng nationalen als europäischen Haltung Frankreichs und der Großbritanniens erst recht zu keinem Fortschritt in den Bemühungen um weitere Lockerungen der Handelsbeziehungen (aber auch deshalb zu keinen massiven Vorwürfen gegen die Bundesrepublik) kam, bringen fürs erste Ruhe in die internationale Diskussion. Aber die Fragen bleiben.

Das Funktionieren, ja der Sinn der OEEC und der EZU hängen davon ab, daß weder Schuldner noch Gläubiger in extremer Position verharren; ein anderes Verhalten gefährdet den mit so viel Geduld erreichten Abbau der Handels-hemmnisse und der internationalen Zusammenarbeit. Die Bundesrepublik war einer der Vorkämpfer der Liberalisierung und des europäischen Gedankens. Sie kann es sich nicht erlauben, daß die von ihr seit Jahren in der OEEC geförderte Politik durch ihr Verhalten zu einem Rückschlag führen würde, insbesondere nicht, wenn sie gleichzeitig das Zustandekommen der „kleinen“ Zollunion fördert. Drum muß man sich neue Wege zum Abbau unserer extremen Position einfallen lassen.

Friedrich Lemmer

THEATER- UND FILMRUNDSCHAU

Münchener Theater

Seit dem Fortfall Berlins als Zentralpunkt des deutschen Theaterlebens, von dem die wesentlichen Impulse in den großen Bühnenzeiten vor 1914 (Brahm-Reinhardt) und zwischen 1920 und 33 (Reinhardt-Jessner-Fehling-Piscator) ausgegangen sind, steht München in vorderster Reihe der nun zu entscheidender Bedeutung aufgerückten Theaterstädte der Bundesrepublik. Dieser Stellung und der zur Million schnell hinstrebenden Einwohnerzahl entspricht es kaum, daß München — neben der „*Kleinen Komödie*“, die unter der geschickten Leitung von *Gerhard Metzner* seit zehn Jahren als Privatbühne ohne Subvention das Unterhaltungsstück höheren Stiles pflegt — nur über zwei Schauspielhäuser verfügt: das staatliche *Residenztheater* des Intendanten *Kurt Horwitz* und die *Kammerspiele* des Intendanten *Hans Schweikart*. Die Bindung an den immer anschwellenden Abonnentenkreis ist dem Wagnis, ohne das eine Förderung des dramatischen Schaffens der Gegenwart undenkbar ist, nicht günstig. Man kann es nicht mehr riskieren, ein Stück auf die Gefahr hin zu inszenieren, daß es nach der vierten oder fünften Aufführung abgesetzt werden muß. So erklärt es sich wohl, daß München in der erst im Hochsommer ablaufenden Spielzeit nur eine einzige Uraufführung erlebt hat, das Stück des begabten deutschen Dramatikers *Leopold Ahlsen* „*Die Bäume stehen draußen*.“ Man gab es zunächst vorsichtshalber als Studio-Aufführung. Erst der große Erfolg der 1944 in Griechenland spielenden Tragödie eines alten Bauernhepaaars, das zwischen die Fronten gerät und an einer ins Allgemein-Menschliche erhobenen dramatischen Ur-situation zugrundegeht, brachte das Stück in den Spielplan und eroberte ihm im Fluge viele deutsche Theater. Überblickt man die je neun Erstaufführungen an den beiden Schauspielbühnen, so denkt man an einige ausgezeichnete Inszenierungen und bedeutende schauspielerische Leistungen zurück, die größtenteils erst in die zweite Hälfte der Spielzeit fallen. Im Residenztheater waren es — noch

1955 — der *Tartüffe* Ernst Ginsbergs und die restlos geglückte Inszenierung von *Kafka-Brods* „*Schloß*“ durch Rudolf Noelte mit Gerd Brüdern als Landvermesser: hier wurde mit expressionistischen Szenenbildwirkungen und bis ins Letzte abgetönten darstellerischen Gestaltungen eine traumhaft-irreale Atmosphäre erzeugt, in der Existenzangst und Hemmungskomplexe der Dichtung zu unmittelbarer Wirkung kamen. Ein großer Abend wurde die eigenwillige, den Zuschauer über manche Einwände hinwegführende Kortner-Inszenierung von *Shakespeares* „*Heinrich IV.*“ mit der Falstaff-Tragikomödie im Mittelpunkt, die Friedrich Domin ihren starken Eindruck verdankt. Und doch wurde man das Gefühl nicht los, daß die Dichtung — Kortner hatte nach dem Beispiel Karlheinz Martins vor 29 Jahren die beiden Teile zu einem fast vierstündigen Abend zusammengestrichen — in erster Linie Gegenstand einer virtuellen, einfallbesessenen Regiekunst geworden war. Zwei weitere Klassikeraufführungen brachten *Shakespeares* „*Troilus und Cressida*“ in einer nicht ganz ausgeglichenen Inszenierung und *Kleists* „*Prinzen von Homburg*“, den Sellner aus Darmstadt als Traumabenteuer in ein nüchternphantasieloses Bühnenbild hineinzauberte. Hans Schweikarts einziger Klassikerabend — *Schillers* „*Wallensteins Tod*“ mit dem vorangesetzten 5. Akt der „*Piccolomini*“ — war der am wenigsten geglückte des Winters. Der Intendant selbst hat bei einer Pressebesprechung bekannt, daß er mit dieser Inszenierung nicht recht glücklich gewesen sei; er meint, Schillers Bühnensprache sei für den heutigen Schauspieler und Regisseur nicht ohne Schwierigkeit wiederzugeben, weil wir in allen unseren Lebensäußerungen mehr dem Rhythmus als der Melodie zuneigten. Das erklärt indessen noch nicht vollständig die Mattigkeit seiner „*Wallenstein*“-Aufführung, die auch auf Fehlbesetzungen mit sonst ausgezeichneten Schauspielern zurückzuführen ist. Einen desto größeren Erfolg erzielte Schweikart mit der im Zeichen der

Strindberg-Renaissance von ihm inszenierten Bekenntnisdichtung „Nach Damaskus“, die Franz Höllering sehr geschickt auf einen dreistündigen Abend zusammengezogen hatte. Maria Wimmer als „die Dame“ und Kurt Meisel, der sich seit „Caine“ immer mehr in die erste Reihe der Münchner Darsteller gespielt hat, als „der Unbekannte“ trugen die Dichtung zum Sieg. Es war der stärkste Abend der Kammerspiele. Ihm stand „Der Besuch der alten Dame“ des Schweizer Dürrenmatt kaum nach. Dieses aus Realität und Surrealismus gemischte Stück, dessen Kern eine bittere Zeitsatire bildet, erlebte bei Schweikart seine zweite Uraufführung, weil der Dichter nach der ersten in Zürich den Schluß umgearbeitet hatte. Um die Durchsetzung Dürrenmatts, dessen Originalität — trotz manchen Anregungen durch Wedekind, Strindberg, Sternheim und Sophokles — kaum von einem der bisher vorgestellten jungen deutschen Dramatiker erreicht wird, hat sich Schweikart ein großes Verdienst erworben. Therese Giese als Alte Dame ist eine moderne Parze von antikem Maß. Die Pflege der Ensemblekunst, der sich Schweikart in unserer durch Film- und Funkverlockungen der Sesshaftigkeit der Schauspieler unzütrüglichen Zeit verschrieben hat, offenbarte sich auch in der letzten Aufführung, die des „Hexenjagd“-Dichters Arthur Miller realistische, dem Frühwerk Gerhart Hauptmanns verpflichtete Tragödie „Blick von der Brücke“ in einer Gastinszenierung Hilperts brachte. Es hat dann noch — nach anderen deutschen Aufführungen — „Das Kalte Licht“ von Zuckmayer ohne durchschlagenden Erfolg in den Kammerspielen gegeben, was nicht der sehr sorgfältigen Regie, sondern der Kälte dieser zuweilen ins Sudermännische geratenden Dichtung zuzuschreiben ist.

Zu Beginn des Winters hat Schweikart nach eigenem Geständnis ein Experiment unternommen, indem er zwei Dramen die vor einem Vierteljahrhundert in Berlin bei Reinhardt große Erfolge erzielt hatten, noch einmal zur Diskussion stellte. Es zeigte sich dabei, daß Bruckners „Eli-

sabeth von England“ leicht angegilbt ist und daß auch Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor“ zwar noch immer interessierte, aber, weil es inzwischen weithin Schule gemacht hat, von seiner überraschenden Faszination einiges eingeübt hat. Wären die Schreibtische der Dramaturgen nicht so unbeschwert von brauchbaren Stücken, so hätten sich diese Versuche, die keine Renaissance bedeuten, wohl erübrigt.

Die heitere Muse ist — bis auf die Aufführung eines belanglosen Pagnol „Die Tochter des Brunnenmachers“ (zweiter Aufguß der Mariusstücke!) — durchweg erfolgreich gewesen. Sowohl das Residenztheater, in dem Bruno Hübner als Regisseur und Darsteller des Schusters Knieriem Nestroys Zauberposse „Lumpazivagabundus“ belebend erneuerte, als auch die Kammerspiele mit der bunten und spritzigen Inszenierung von „Mamsell Nitouche“ leiteten zu Silvester den Fasching 1956 aufs lustigste ein. Im Residenztheater folgte dann noch Thornton Wilders „Heiratsvermittlerin“ als wirblicher Nestroyspaß in Newyorker Verkleidung, und in beiden Schauspielhäusern holte sich Anouilh mit der witzig psychologisierenden Don-Juan-Paraphrase „Herr Ornifle“ (Kammerspiele) und mit der delikaten, ironiegesättigten Zuckerbäckerei seiner Ballettkomödie „Ball der Diebe“ große Heiterkeitserfolge. Im übrigen erfreute man sich an Gastspielen des Burgtheaters („Victoria“ von Hamsun-Billinger) und Ernst Deutschs als „Nathan“, lernte im Gärtnerplatztheater den neuen Musicaltyp kennen, der im Grunde nichts anderes als eine anspruchsvolle Ausstattungsoperette darstellt, und erlebte die durch Europa reisende Negertruppe mit Ger-shwins „Porgy“. Summa summarum: die Münchner Theaterspielzeit 1955/56 hat keine Überraschungen, aber eine Reihe guter, der Tradition und dem gemäßigten Fortschritt dienender Bühnenergebnisse gebracht. Wir brauchen eine dritte experimentierfreudige Bühne, die auch einmal einen richtigen Theater-skandal riskiert.

C. F. W. Behl

Die VI. Berlinale

Auf der VI. Berlinale, den Internationalen Filmfestspielen von Berlin, konnte sich der Wettstreit des Unbequemen gegen die einfältige Unterhaltungsindustrie, der Kampf des auf künstlerische Wiedergabe seiner Welt dringenden Menschen gegen die kommerzielle Kassenstrategie der Filmkaufleute, vor dem Publikum der Hauptstadt und der Zone, vor 124 erlesenen Künstlern aus aller Welt, 1137 auswärtigen Gästen von Rang und 418 Schriftstellern und Journalisten aus 35 Nationen wirksam entfalten. Berlin war die Metropole des Weltfilms, und die tätige Teilnahme der Zehntausende an der filmkünstlerischen Olympiade machte das Festival zu einem bezaubernden friedlichen Wettkampf der Nationen und Temperamente. Man kann gegen den Film vieles einwenden, aber die Chance, den Geist der Zeit rasch auf der flimmernden Leinwand in seinen nationalen und übernationalen Perspektiven darzustellen und an die Massen zu bringen, vermag nur er wahrzunehmen. Berlin hat seine Aufgabe, ein Forum für dieses erregende Schauspiel zu sein, hervorragend genutzt.

Zwei Filme, die unlängst in Cannes nationalen Ressentiments zum Opfer fielen, überrannten in Berlin kleinliche Bedenken:

Frankreichs „Nacht und Nebel“, der präzise, dokumentarische Bericht von der Hölle deutscher Konzentrationslager, wurde durch seine leidenschaftslose, registrierende Aussage zu einem erschütternden Aufruf. Uns Deutsche aber befahl Scham, weil wir es nicht gewagt hatten, diesen Streifen zu drehen.

Finnlands großer Anti-Kriegsfilm „Der unbekannte Soldat“, von zwei ehemaligen Gefreiten der Armee mit Laiendarstellern gedreht, verdankt zwar dem besten Buche über den Zweiten Weltkrieg seinen Inhalt (Vainö Linna: „Kreuze in Karelien“, deutsch bei Kiepenheuer und Witsch). Aber die Sprache der Bilder trifft noch genauer als das Wort das Leiden und Sterben der einfachen und unbekannten Männer, die ausziehen müssen, um zu töten und getötet zu werden. Die unter Leitung von Marcel Carné arbeitende Internationale Jury konnte den Film nicht auszeichnen, weil die Statuten einem „politischen Film“ den Preis versagen. Aber ist denn ein Anti-

Kriegsfilm „politisch“? Dafür wählte ihn das Internationale Katholische Filmbüro zum besten Film des Jahres. Wer den Krieg im Osten erlitt, weiß, daß jedes Detail dieser großartigen epischen filmischen Leistung stimmt. Dieser Film ist nicht nur der beste künstlerische Bericht über den Krieg geworden. Er steht wie ein Denkmal für die Namenlosen, die geopfert wurden.

Spanien zeigte „Pepote“, die Geschichte eines verkommenen Stierkämpfers, der durch einen kleinen Jungen noch einmal aus der Resignation geweckt wird. Pablito Calvo, weltbekannt aus „Marcellino pan Y vino“ vom vorigen Jahr, war wieder dieser Knabe, der unter dem ausgezeichneten Regisseur Ladislaus Vayda den Film zu einem umjubelten Ereignis machte.

Mexiko überraschte durch den *„Weg ins Leben“*, der junge Menschen auf der abschüssigen Bahn zeigt, die durch behutsame Menschenführung wieder gerettet werden. Der junge Regisseur Blake stellte damit seine erste und zugleich überragende Leistung vor, die erschüttert zur Kenntnis genommen wurde.

Unbequem war auch *Frankreichs „Blonde Hexe“*, eine romantische Saga aus dem hohen Norden, in der Marina Vlady als Waldnymphe mit den Realitäten unserer Zivilisation kollidierte. Wie „Es nennt sich Morgenröte“ fesselte dieser Streifen durch seine mitleidlose Kritik an unserer Gesellschaft.

Zum Genre der unbequemen Filme gehörte auch der USA-Streifen *„Einladung zum Tanz“*, der von der Jury mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet wurde. Gene Kelly hat hier einen Tanzfilm geschaffen, der auf das Wort verzichtet, verweigen in der Bildführung ist, kühn und zeitkritisch die Zeitgenossen aufs Korn nimmt und erstmalig Darsteller mit gezeichneten Trickfiguren auftreten läßt. Eine interessante Musik und die meisterhafte Tanzkunst verzauberten und erregten. Auch *„Herbststürme“* (Regie: Robert Aldrich) und *„Trapez“* (Regie: Carol Reed) waren Gipfelleistungen der amerikanischen Produktion.

Ein Ereignis wurde die Enthronung Walt Disneys durch einen deutschen Außenseiter: der perfekte Afrikafilm *„Geheimnisse der Steppe“* wurde überlegen von Bernhard und Michael Grzi-

meks in gutem Sinne tendenziösen Film „Kein Platz für wilde Tiere“ auf den zweiten Platz bei Jury und Publikum verwiesen. Der Frankfurter Tierpsychologe hatte kurzfristig den Bericht vom Untergang der wilden Tiere in Afrika gedreht — mit leidenschaftlicher Aggressivität dem Groß-Wild-Jäger des modernen Tourismus einen Spiegel vorhaltend.

Dänemarks „Liebesschabernack“ und Schwedens „Heiratsgeschichten“ (nach Strindberg) bewiesen, daß man Alltagsprobleme in Skandinavien recht unbequem auf die Leinwand bringen kann, um den Zuschauer durch Tragik und Humor zu beeinflussen.

Ägypten setzte in Erstaunen mit einem ganz modernen Spielfilm aus Kairo, in dem die 21jährige Hauptdarstellerin Magda Camel — sie ist zugleich Produzentin — ein Bild jenseits alter Vorstellungen von orientalischem Harem und falscher Araber-Sentimentalität vermittelte, das dem neuen Staat am Nil gerecht werden möchte.

Italien zeigte wieder Alltags-Geschichten: „Donatella“, die Aschenbrödelversion aus dem modernen Rom, von Elsa Martinelli, die den Preis für die beste Darstellerin erhielt, überzeugend vorstellt, „Der Junggeselle“, von Alberto Sordi im „Alleingang“ zu einer köstlichen Gesellschaftskomödie gemacht. Und überragt beides von Aldo Fabrizi, dem Heinrich George Italiens.

Großbritanniens „Richard III.“, von Sir Laurence Olivier mit den sprachgewaltigsten Bühnenschauspielern auf die Breitwand gebracht, faszinierte durch das Shakespeare-Englisch, das selbst die etwas langweiligen Bilder vergessen ließ. Ein Bildungsobjekt par excellence, das tiefe Eindrücke hinterließ. Weniger glücklich waren die Briten mit der pseudopolitischen Farce „Der eiserne Unterrock“, einer schlechten Neuauflage des Njotschka-Themas, weder von Bob Hope noch Katherine Hepburn gemeistert. Dafür gelang ein vorzüglicher Kriminal-Reißer „Der lange Arm“.

Japan erhielt wieder den Preis für den besten Farbfilm: „Die weiße Schlangenfrau“, eine harte aber poetische Verfilmung eines chinesischen Märchens, die mit betörender Farbenpracht gelungen ist. Und „Karakorum“, ein belehrender

Expeditionsfilm, durchbrach auf angenehme Weise die neue Manier, fremde Länder durch verspielte sogenannte Dokumentar-Filme auszuweiden.

Deutschlands „Vor Sonnenuntergang“ nach Gerhart Hauptmann enttäuschte. Der Regisseur Gottfried Reinhardt, der Sohn des Zauberers der Bühne, hatte eine unglückliche Hand für ein Drehbuch, das Jochen Huth gänzlich unebenbürtig dem Schauspiel verfaßte. Eine überladene Musik, gräßliche Bauten machten zusätzlich die Geschichte von dem am Herzinfarkt dahinsiechenden Manager Clausen in der Landschaft des „Deutschen Wunders“ fast unerträglich. Nur die Darsteller — von dem mit Erfolg ins Fach des alten Mannes hineingewachsenen Hans Albers zur jungen, sehr zeitgemäßen Inken der Annemarie Düringer — konnten den Film vor der Lächerlichkeit bewahren.

Zahlreiche Kurzfilme gingen über die Leinwand. Drei von ihnen bleiben unvergänglich: „Nacht in Paris“, ein französischer Streifen, der an das erinnerte, was einen Film zum Kunstwerk macht: Rhythmus als bestes Drehbuch, Stille als brillantester Dialog, Bild als zauberndster Star. „Lustiges Zahlenspiel“ aus Kanada zeigte „nur“ mathematische Formeln, die lebendig wurden und mitreißend zu agieren begannen. Und Deutschlands „Iltiskoppel“ bot das Leben der Iltisse, mit bravouröser Grazie gefilmt.

Indien erhielt mit Recht einen Sonderpreis für die überzeugende Auswahl von Spiel- und Kulturfilmen, mit denen dieses Land sich repräsentierte. Israel fiel durch einen Film vom Frühling bei Tel Aviv auf, Argentinien zeigte einen perfekten Ehefilm und die Türkei wurde für die „Sonne der Hetziter“ ausgezeichnet.

Es waren große Tage (und Nächte) des Weltfilms und seiner Menschen in Berlin. Begegnungen fanden statt, die nationale Ressentiments ausräumten. Es wurde bewiesen, daß Bequemlichkeit im Filmwesen sich nicht auszahlt und das Ungewöhnliche allein erreicht werden kann, wenn hart an der Wiedergabe des Menschenbildes in dieser Zeit gearbeitet wird.

Wolfgang Paul

Das Thema *Film und Literatur*, das in der letzten Nummer an dieser Stelle abgehandelt wurde, kommt auch im Juniheft der *Akzente* (Red.: Bender und Höllerer) wieder vor. Peter Hornung gibt dort einen Diskussionsbeitrag zum Problem des Maschinellen der Filmproduktion, der im wichtigsten etwa das ausführt, was W. Benjamin in seinem Essay über die Kunst im Stadium ihrer technischen Reproduzierbarkeit schon gesagt hat. Ein weiterer, klug zupackender Aufsatz stammt von Hans Magnus Enzensberger. Er will beweisen, daß die „glückhafte Kopulation“ von Literatur und Linse derzeit nicht möglich ist. Der Antagonismus von Ästhetik und Marktchance steht ihr im Wege: „In der Wirklichkeit der Filmindustrie werden die Forderungen, die eine Ästhetik des Films stellt, nicht nur nicht beachtet: sie werden auf den Kopf gestellt. Der Autor hat weder Einfluß auf das Bild, noch bestimmt er die Handlung. Er ist die ehrbare Dirne aller Beteiligten. Dieser Zustand ist keineswegs zufällig. Er liegt in der Struktur der Filmindustrie begründet. Zur Herstellung eines Streifens ist soviel Apparatur, Personal und Kapital nötig, daß die eigentlich Produzierenden (in erster Linie Autoren, Regisseure und Kameralleute, in zweiter Linie Schauspieler) als Unternehmer nicht mehr in Betracht kommen. (Der Name des Produzenten trägt: er ist in nahezu allen Fällen ein unproduktiver Funktionär der Geldgeber.) Als Unternehmer treten Industrielle ein, die lediglich an maximalen Gewinnen interessiert sind. Angesichts der großen Risiken bedeutet das den Untergang aller künstlerischen Erwägungen. Alle Maßstäbe, die für die Herstellung von Filmen gelten, werden aus dem Konsum abgeleitet. Konkret heißt das, daß sie von den Filmtheaterbesitzern, vor allem aber von den Verleihern diktiert werden. Zuerst unterwerfen sich diesen Maßstäben die Schauspieler, ja, sie gehen größtenteils auf die Seite der Unternehmer über. Wirtschaftlich drückt sich das in der Beteiligung an den Einspielergebnissen aus: Aus Gründen der Reklame werden sie der Öffentlichkeit gegenüber als die eigentlichen Träger des Films ausgegeben; da-

durch gewinnen sie rückwirkend einen gewissen Einfluß auf dessen Herstellung. Dieser Einfluß ist ebenso verhängnisvoll wie der der Industriellen, da er sich nicht gegen diese, sondern Hand in Hand mit ihnen gegen die eigentlichen Urheber richtet. Auf Belege kann verzichtet werden; die Presse liefert Woche für Woche Beispiele. In Einzelfällen können namhafte Regisseure gewisse Minimalforderungen künstlerischen Ursprungs durchsetzen. Filmautoren gelingt das so gut wie nie. Aus diesen Gründen ist in Deutschland 1956 an eine ernsthafte Mitarbeit am Film für Schriftsteller ersten Ranges nicht zu denken. Dem einen oder anderen, der sie versucht, mag es gelingen, einen Dialogfetzen durch eine Produktion hindurchzuretten; mancher wird einen Stoff verkaufen und nach dessen totaler Verstümmelung durch einstweilige Verfügung erreichen, daß sein Name nicht im Vorspann erscheint: der Rest ist hack-writing und Leichenfledderei. Der Rest ist das Schweigen der Besten...“

Enzensberger empfiehlt zur Behebung des Mißstandes die Verwandlung von Filmgesellschaften in Anstalten des Öffentlichen Rechtes, die seiner Meinung nach in den Rundfunkanstalten sich bewährt hätten. Nun, darüber ließe sich streiten. Wer da Handel suchen wollte, könnte sie leicht finden. So ideal ist die Rundfunkverfassung auch wieder nicht, daß sie Nachahmen ermutigen könnte.

Paul Schallück zum Beispiel beurteilt die kritische Aufgabe des Rundfunks wenig günstig. „Zwischen Wirtschaftsfunk und Catarina Valente — oder Touristen, Toreros und ‚mal was anderes‘ — steht etwas über Picasso im Programm, über Iphigenie, Gottfried Benns Nachlaß usw. Zu jener Tageszeit, da die Mehrzahl der drei Millionen (Hörer) unterwegs ist, in Straßenbahnen, Autos, in Zügen oder zu Fuß: die Zeit der Verkehrsspitze. ‚Kritik‘, sagte mal jemand, ‚hat eine eminent soziale und kulturpolitische Funktion‘. Nicht am Rundfunk. Die Diktatur des Hörers, die sich in Hörspielen und Nachtprogrammen einiges gefallen lassen muß, hat die Kritik in die Verkehrsspitze verdrängt.

Die Spitze trifft ins Leere, aber in Kultur. Kritik ist ein Kulturkomplex des Rundfunks.“ (*Streit-Zeit-Schrift*, Juli 1956).

Aber das stört mich weniger als die Nonchalance, mit der Enzensberger das imponierende Klischee „der Industrie“ übernimmt. Diese Personifizierung einer Machtgruppe kann nur dazu dienen, ihren Einfluß zu vergrößern. Die Industrie, die Technik, das sind scheinbare Dämonen, vor denen unsereiner erzittern soll, damit er nicht so genau sieht, wo ihre schwachen Stellen sind. Gewiß will der Autor das nicht, aber er erreicht es und schwächt damit seine Argumentation.

Auf der anderen Seite ist von Schriftstellern *ersten Ranges* die Rede, die sich der Mitarbeit am Film enthalten müssen. Wo sind sie denn? Wir haben doch garnicht so viele, daß ihre Mitarbeit das Gesicht des Filmkonsums wesentlich verändern könnte. Und Thomas Mann, der nun ein Jahr schon nicht mehr unter uns ist, er zeigte sich recht zufrieden mit der Verfilmung seiner „Königlichen Hoheit“. „In der Tiefe der modernen Gesellschaft“, schreibt H.-D. Wendland in anderem Zusammenhang, „gibt es eine Angst vor der Herrschaft der technischen Manager, und eben darum wenden sich die Massen immer von neuem den ‚charismatischen‘ Herrschaftspersonen zu. Es besteht keine Veranlassung anzunehmen, daß wir dieser Gefahr schon entronnen wären.“ (*Lutherische Rundschau*, Mai 1956). Es besteht leider auch wenig Aussicht, und darin hat Enzensberger hundertmal recht, das Charisma des Dichters mit den Managern des Films zu versöhnen. Daß wir das bedauern, heißt noch nicht, daß wir die Manager und die Schriftsteller wie gut und böß gegenüberstellen, die einen unter-, die anderen überschätzen oder umgekehrt. Vielleicht ist es überhaupt ein Irrtum, sie kombinieren zu wollen, ihre Zusammenarbeit anzustreben. Hausfrau und Geliebte sind für manchen Mann beide schätzenswerte Komponenten seines Daseins, er wird aber nicht unter allen Umständen darauf bestehen, sie an einen Tisch zu bringen.

Der Vergleich hinkt ein bißchen, doch nicht mehr als die Klage, der Künstler lasse sich nicht in die „Firmenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft“ einordnen. Gewiß paßt er da nicht in jeder Form hinein. Aber wo steht denn geschrieben, daß er passen *müsse*? Heißt diese For-

derung erheben nicht, gerade dem Denkstil der nützlichen Firmierung zu verfallen, der uns mit Recht betrübt? Heinz-Winfried Sabais scheint mir in seinem höchst lesenswerten Beitrag zum Juniheft der *Gewerkschaftlichen Monatshefte* dieser Gefahr zu erliegen. Das Heft ist dem zehnjährigen Bestehen der Ruhrfestspiele gewidmet und vereinigt aufs Glückliche Aufsätze von Dirks, v. Wiese, Pütz, Kluth, Heydorn, Lauer mann und Sabais zum Thema Kultur und Gesellschaft. Ergänzend und vertiefend dazu seien die Essays von Bremmer, Howard Phillips, Nora Sayre und Goeffrey Wagner in *Twentieth Century* (Juli 56) empfohlen, die Unterschiede der literarischen Sphäre in England und Amerika zum Gegenstand haben. *Antares* (Juni 56) leistet in gewohnter Verlässlichkeit das gleiche für Frankreich und Deutschland. Ins Politische spielen Heers „Mythos vom korrupten Westen“, *Forum* (30), und Russel Lynes impertinente Frage „What's so good about good times?“ (*Harpers*, Juni 56).

Sabais führt u. a. aus, daß der schöpferische Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft auf den Warenmarkt verwiesen, gegenüber den „Unterhaltungsfabrikanten und Kunstinterpreten“ zu kurz kommt. Dann schreibt er: „Die Unfähigkeit, den produktiven Künstler, der aus geistiger Selbsterhaltung kein Konformist sein kann, in die Firmenstruktur der bürgerlichen Gesellschaft einzuordnen, wurde in zweierlei Weise kompensiert. Einmal dadurch, daß die Kunstinterpreten (Virtuosen, Schauspieler, Regisseure, Dirigenten, Kunsterklärer) in einen maßlos übersteigerten Rang eingesetzt wurden. Sie bestimmten und bestimmen noch heute die Szene des Kulturbetriebs. Staatspräsidenten und Minister, die ja nur Politik machen, die sich nicht so behaglich annehmen läßt wie das Geigen solo eines Virtuosen oder der Augenaufschlag einer Filmfee, müssen sich in der Stufenleiter öffentlicher Geltung wie im Gehaltstarif mit Plätzen begnügen, die weit unter dem eines Kunstinterpreten liegen. Man honorierte dem Interpreten nicht nur seine aner kennenswerte Leistung, sondern auch die eigene Verlegenheit gegenüber dem produktiven Künstler. Man rief ihn vor den Vorhang, um der Darbietungskunst zu applaudieren, weil man dadurch den Dichter oder Komponisten, der eigensinnig den Geist seines Werks an den

Mann bringen wollte und nicht nur seine Machart, mit einigermaßen beruhigtem Gewissen hinter dem Vorhang lassen konnte. Man rief nach Krause, Müller oder Meyer, um den Anruf Shakespeares oder Mozarts, Schönbergs oder Benns zunächst einmal auszuweichen. Man hielt sich an das Zauberkunststück, um sich auf das Zauberkunststück der Kunst, die Katharsis, nicht allzu ernsthaft einzulassen. Die Tatsache, daß die Leere äußerster Perfektion in der Darbietung heute vor allem anderen Fülle in die Theater und Konzertsäle bringt, enthebt uns weitläufiger Beweise...

Wir wollen annehmen, daß sie das tue, und auch die Frage nicht berühren, wieviel der schöpferische Künstler seinen nachschöpfenden, jedesmal neuschöpfenden Interpreten verdankt, wieviel die Kunst ihnen verdankt und die Gesellschaft. (Obwohl gerade auch das Fehlen der in der Interpretation, in der Wiederholung neu hinzutretenden Kräfte den Film künstlerisch so armselig erscheinen läßt: Man sieht dort fünfmal, achtmal, wenn man will, irgendeine fleischbusige Dolores in akkurat derselben Stellung, aber nicht einmal gewinnt man die Befriedigung, die von der schauspielerischen Produktion auf dem Theater ausgeht. — Hornung sagt Gescheites über solche Grenzen des Films in seinem obenerwähnten Aufsatz). Lassen wir das also gelten, dann haben wir uns mit Sabais' These auseinanderzusetzen, daß der Künstler kein Konformist sein kann und deshalb ins Hintertreffen kommt. Und hier liegt nun wirklich der Hund begraben. Wenn das wahr ist, und wir glauben, daß es wahr ist, obwohl es von Aretino hinauf zu Voltaire und wieder hinunter zu Sartre eine ganze Reihe bürgerlicher Beispiele von einträglichem Nonkonformismus gibt, dann verwundert mich doch die daran angeschlossene Hoffnung des Dichters Sabais ein wenig, daß es jemals anders sein könne. Er glaubt an ein „epochemachendes Prinzip“, das zwischen künstlerischen und sozialen Produktivkräften neue Verhältnisse zu schaffen vermöge. Zwar setzen wir be-

rechtigte Hoffnungen in den Wandel von Künstler und Gesellschaft, die Künstler können besser und die gesellschaftlichen Beziehungen können humaner werden, aber nicht ändern kann sich die soziale Funktion des Nonkonformismus: Wer kein Konformist ist, kann keinen Anspruch auf Sicherheit erheben. Ein Fürst kann seinen Hofnarren bezahlen, ein Staat seinen Oppositionsführer, aber die Gesellschaft kann nicht daran denken, „ihre“ Künstler (i. e. Nonkonformisten) auszuhalten. Es ist Kampf zwischen ihnen, in jeder Gesellschaftsform. Ihre Distanz entzieht sich der Meßbarkeit mit soziologischem Meter.

Ein bemerkenswertes *Kuriosum* ist die obenerwähnte Streit-Zeit-Schrift, die V. O. Stomps in seiner Eremiten-Presse herausbringt. Bisher liegen zwei Nummern vor. Die erste war eine fulminante, wenn auch nicht allgemein verständliche Attacke auf die Genetiv-Metapher in der Gegenwartslyrik. Zwei Karikaturisten erlaubten sich überdies den Scherz, die angekratzten Poeten in ihren Metaphern darzustellen. So sah man die „Träne der letzten Laterne“, den „Geruch des Mondes“ und mehr davon. Die zweite Nummer dient der Kritik. Sie ist seriöser, wenn auch nicht weniger polemisch als die erste. Außer dem erwähnten Beitrag von Schallück finden wir eine Selbstkritik von Heinrich Böll, klug und liebenswert, eine Philippika von Walter Boehlich („wir haben Fußballzeitungen aber keine Literaturzeitungen“), acht weitere streitsüchtige Autoren und 13 (!) Karikaturen. Das Ganze hat das Format einer Narrenpritsche. 21 x 5 cm mißt das Blättchen (ca. 60 S. DM 2,—). Man könnte auch sagen, es sieht aus wie ein Lineal, das Ordnung in das Durcheinander der jungen Lyrik bringen wolle. Aber das würde den Absichten des Herausgebers widersprechen, der ein Schalk mit kritischen Tücken aber einer der wenigen Verleger ist, die sich für die Freiheit der Außenseiter verzehren.

Harry Pross

Der Knabe Henoch

Erzählung

„Der Knabe Henoch“ ist ein fortgelassenes Kapitel aus Thomas Manns großem epischem Werk „Joseph und seine Brüder“, und zwar aus dem zweiten Teil „Der junge Joseph“. Es wurde bisher nur einmal, in „DER MORGEN“ — Monatsschrift der deutschen Juden“ 10. Jg. Heft 3, Juni 1934 S. 127 — 132 (Philo Verlag, Berlin) gedruckt.

Die mythische Gestalt des „Knaben Henoch“ gibt ein Beispiel für die Art, wie Joseph sich in religiöse Traditionen hineinspielt.

Wir gedenken mit dem Neudruck dem sich am 12. August jährenden Todestag des Dichters. D. R.

Damals nannten die Brüder den Joseph noch nicht den „Träumer“, aber bald schon kam es dahin. Wenn sie ihn vorderhand nur „Utnapischtim“ und „Steineleser“ nannten, so erklärt sich die Gutmütigkeit dieser als Ekelnamen gedachten Bezeichnungen lediglich durch den Mangel der jungen Leute an Erfindungsgabe und Einbildungskraft. Sie hätten ihm wahrhaftig gern schärfere gegeben, nur fielen ihnen keine ein, und so waren sie froh, als sie ihn „Träumer von Träumen“ nennen konnten, was schon schärfer war. Der Tag aber war noch nicht gekommen; seine Schwatzhafigkeit im Punkte des Wettertraumes, womit er den Vater getröstet, hatte nicht genügt, sie auf diese seine anmaßende Eigenschaft hinlänglich aufmerksam zu machen, und im übrigen hatte er vor ihnen bisher noch reinen Mund gehalten über seine Träume, die längst im Gange waren. Die stärksten, das ist schon hier zu bemerken, erzählte er ihnen überhaupt nie, weder ihnen noch dem Vater. Die er ihnen zu seinem Unglück erzählte, waren die vergleichsweise bescheideneren. An Benjamin aber ging es aus; er bekam in vertraulichen Stunden auch die ganz unbescheidenen zu hören, über die sonst zu schweigen Joseph doch Selbstbeherrschung genug besaß. Daß der Kleine, neugierig wie er war, sie mit wachsamstem Vergnügen anhörte und ihre Mitteilung sogar herausforderte, braucht nicht gesagt zu werden. Aber, ohnehin schon etwas melancholisch belastet durch allerlei undeutliches Myrtengeheimnis, das man ihm zumutete, konnte er sich doch auch im Lauschen einer ängstlichen Beklemmung nicht erwehren, die er seiner Unreife zuschreiben wollte und also zu überwinden trachtete — mit Unrecht, denn sie hatte nur zuviel sachlichen Fug; er hätte ihr schon Raum geben mögen in seiner Seele und einer Sorge vertrauen dürfen, die seiner Bewunderung niemals Abbruch tun konnte und ihn dem Bruder nur noch zärtlicher verband.

Da es sich nämlich hier um Spitznamen dreht, so ist zu sagen, daß Joseph unter der Hand, insgeheim und im Spiele sich selbst einen gab, wenn's auch nichts weniger als ein Schimpf- und Spottname war, den er

sich beilegte. Er nannte sich „Henoch“. Warum und wieso? Uns entging nicht eine gewisse erregte Veränderung, die ihn befallen hatte, als, abends am Brunnen, zwischen Vater und Sohn die Rede auf diese frühe Figur, Henoch oder Hanok, den Sohn Jareds und Urgroßvater Noahs, gekommen war, den Gott ob seiner außerordentlichen Frömmigkeit und Klugheit geliebt und von hier hinweggenommen hatte. Woher diese Veränderung, dies Stocken und Erblassen? Eben daher, daß er zu Henochs Person gewisse spielerische und niemandem eingestandene Beziehungen unterhielt, sich ihm in der Einbildung gleichsetzte und tadellos vor sich selber so tat, als sei und heiße er Hanok, — ein bekannter Zeitvertreib bei Kindern und phantasievollen Halbwüchsigen mit Neigung zu heimlichen Träumereien: sie beschließen plötzlich, froh, daß niemand es ihnen verwehren kann, noch auch nur darum weiß, nicht sie selbst, sondern der und der zu sein: ein reicher Kaufmann, ein Kronprinz, ein weiser Zwerg oder Zauberer, ein Mensch von ungeheueren Körperkräften und dergleichen mehr. Die Vorzüge dieser Belustigung sind mannigfach: nicht nur, daß keinerlei äußere Vorkerbung dazu erforderlich ist, unterliegt die rein innere Mummerei und Auswechselung des Bewußtseins auch nicht der geringsten Störung durch die sachlichen Ansprüche des Tages und Lebens; sie kann unter allen Umständen fortgesetzt werden und gewährt zugleich mit dem Glück der Heimlichkeit das Gefühl still triumphierender Unabhängigkeit vom Wirklichen.

Joseph also spielte Henoch, und das hätte, wie oben, hingehen mögen, wäre er nicht, wenn nicht viel zu alt, so doch schon etwas zu alt dafür gewesen. Bei siebzehn Jahren und der sogar ungewöhnlichen geistigen Reife dieses Siebzehnjährigen, ist solche Kinderei überständig zu nennen. Sie besitzt unter diesen Umständen die Unschuld und Heiterkeit nicht mehr, die ihr sonst zukommt, sondern gewinnt den Charakter der Schwärmerei; das Spiel wird Ernst, ohne darum aufzuhören, Spiel zu sein, und das ist eine Mischung, die ans Herz greift und wohl jenes beobachtete „Stocken und Blaßwerden“ erklärt. Dem Jaakob war es entgangen. Er wußte nichts von Josephs erregtem Verhältnis zu Henoch, dem Sohne Jareds. Niemand wußte davon, außer Benjamin, dem Joseph es andeutete — und man wünschte, er hätte es ihm lieber geradezu eingestanden, das wäre der Ruhe des Kleinen zuträglicher gewesen als die Methode der Anspielung und Einflüsterung, die er beliebte, um den Bruder ins Vertrauen zu ziehen und auch wieder draußen zu lassen, und die das Kind verwirrte und ängstigte, aber es freilich auch spannte, ergötzte und wunderbar in Atem hielt.

Er machte es so: Er erzählte dem Benjamin — nur auf Wunsch, aber der Kleine wünschte es eben um der Aufregung willen, die damit verbunden war — von Henoch, indem er diejenigen seiner Eigenschaften und Lebensstatsachen betonte und herausarbeitete, die mehr oder weniger mit seinen eigenen übereinstimmten, so daß man sich sagen konnte: Das ist ja ungefähr wie bei ihm! — und hatte dann eine Art zu schweigen und den Bruder groß anzusehen, daß diesem vor Schrecken der Mund offenstehen blieb. Joseph hatte es nicht schwer, der vorsintflutlichen Gestalt Hanoks, die so weit zurückstand — nur vier Geschlechter nach

Adam stand sie — eine tendenziöse Färbung zu geben, denn ihre Deutlichkeit hatte stark unter der Verherrlichung gelitten, die Abrahams Kinder ihr widmeten, und das Gerede hatte schon ein kosmisches Gewölk um sie gelegt, zum Beispiel in der Aussage, seine Lebenszeit hier unten habe dreihundertfünfundsechzig Jahre betragen. Gewiß war, daß er auf Grund seiner außerordentlichen Weisheit lange Zeit die Stellung eines allgemeinen Königs und Sittenlehrers auf Erden eingenommen und eine Segensherrschaft ausgeübt hatte, indem er die Menschen mit wohlthätigen Gesetzen, Speisevorschriften und Lebensbräuchen, geregelt nach ihrer Eigenart und nach der des Klimas, versah. Sogar Schuhwerk sollte er ihnen gemacht haben — ihm schrieb man die Erfindung zu. Warum aber hieß er dann „Der Knabe?“ Natürlich war er einmal ein Knabe gewesen, wenn auch bereits ein sehr kluger. Aber sein Leben lang schien er so geheiß zu haben, mindestens jedoch wieder von dem Augenblick an, da Gott ihn als für diese Welt zu schade erachtet und ihn in einem feurigen Wagen — andere sagten: durch einen geflügelten Bergstier oder auch „in Gestalt“ eines solchen — entrafte hatte. Auch Joseph nannte ihn „den Knaben Henoch“ — in Übereinstimmung mit der Überlieferung, durchaus, aber so oft und gern, daß man merkte: es paßte ihm.

Es schien übrigens, als habe der Königsknabe Hanok beizeiten schon selber gefunden, daß er für die Erde zu schade sei; denn mehr und mehr hatte er sich im Laufe der dreihundertfünfundsechzig Jahre von den Menschen zurückgezogen, sie immer seltener seiner Unterweisung gewürdigt und sich ihnen zuerst nur noch jeden dritten Tag, dann jede Woche einmal, dann nur jeden Monat, ja jedes Jahr gezeigt, so daß schließlich alle geradezu nach ihm gelehzt hatten, obgleich sie ihn auch wieder fürchteten und sein Antlitz im Grunde sehr schlecht ertrugen. Und die Gründe dieser Absonderung, dieser Vereinsamung, dieses immer zunehmenden Geizens mit seiner Gegenwart und Erscheinung? Sie beruhten erstens in einer Gottgefälligkeit, die ihren Mann gerade unter dem Geschlecht, dem er angehörte, dem verworfenen, schon zum Untergang verurteilten Menschengeschlechte von vor der Flut, zum weißen Raben und zu einer sowohl befremdenden wie auch seinerseits befremdeten und auf sich selbst zurückgewiesenen Ausnahme stempeln mußte und die denn auch noch mehr einen leidenden als tätigen Sinn gehabt zu haben schien, das heißt noch stärker die Bedeutung gewaltiger Vorliebe auf seiten des Gottes, als den einer allerdings außerordentlichen Frömmigkeit und Sittenreinheit auf seiten Henochs: er habe, hieß es, einen beispielhaften Wandel geführt, zu bestimmten Zeiten weder Zwiebel noch ander Gewürz, nicht Fisch noch Fleisch oder, worin Blut fließt, gegessen, sich morgens und abends in den Tränkrinnen mit lebendigem Wasser geheiligt und all sein Flehen dem Schöpfer zugewandt.

Der zweite Grund seiner Isolierung war seine unerhörte Gelehrsamkeit und Schriftkundigkeit gewesen, die übrigens mit seiner Gottesfurcht und namentlich seiner Gottgefälligkeit weitgehend zusammengefallen und mit ihr zur Weisheit verschmolzen war. Man wollte wissen, er sei im Besitz der Buchrolle gewesen, die Adam einst aus der Hand des Engels Raziel empfangen hatte. Zweiundsiebzig Arten von Wissenschaft-

ten, welche in sechshundertsiebzig Zeichen der obersten Geheimnisse sich teilten, sowie fünfzehnhundert Schlüssel, die den Heiligen der Oberwelt nicht anvertraut sind, waren in dem Buche verborgen, so daß seine Kenntnis nicht nur einer umfassenden Einweihung in die Verschwiegenheit der Schöpfung gleichkam, sondern auch vollkommene persönliche Annehmlichkeit vor Gott und den Menschen gewährleistete und gegen alle bösen Anschläge sicherstellte. Durch den Diebstahl vom Baume jedoch war Adam des Buches verlustig gegangen. Denn die Genäsdigkeit hatte seine ursprüngliche Weisheit nicht nur nicht vermehrt, sondern sie sogar bis zur Dummheit herabgesetzt, und der Ausdruck dieser Verdummung eben war der Verlust des Buches gewesen. Vordem nämlich hatte Adam beides besessen: Träume und Witz, das ist zusammen die Weisheit. Nachdem er aber vom Apfel gegessen, hatte er nur noch Witz, allenfalls in erhöhtem Grade, aber von Träumen nichts mehr, und sein Wissen war hin. Es tröstete ihn jedoch der Bote Raziel: Das Buch sei in einer goldenen Truhe, zusammen mit Spezereien, verschlossen in einer Höhle aufbewahrt, und wer unter Adams Kindern reinen Fleisches und sanften Gemütes sein werde, der werde es finden und wieder sowohl Träume als Witz, nämlich Weisheit besitzen.

Ein solches Adamskind war Henoch gewesen. Er hatte die Schrift gefunden; über Seth, Enos und Mehalel war es auf ihn gekommen, und all sein Beginnen war fortan gewesen, darin zu lesen und mit Griffel und Pinsel umfassende Auszüge daraus zu machen. Durch diese literarische Tätigkeit war er teilhaft geworden des Geistes, des Verstandes und der Vernunft, so daß er sprechen konnte mit jedem Menschen, auch sogar mit dem Vieh und den Tieren des Himmels und, was aus seinem Munde hervorging, sich wohl ausnahm. Nicht nur, daß er von Monat zu Monat alles Zukünftige erschaut hatte und was zwischen Tag und Nacht sich ereignen würde, nein, sondern jedes Ding war ihm offen gewesen, er hatte zu sagen gewußt, ob Hunger, ob Unglück bevorstehe, ob des Getreides viel sein werde oder wenig, ob vorgesehen sei Regen oder Dürre, ob Hundefliegen, Heuschrecken oder Abschäler kommen würden, ob der Baum seine Früchte verlieren würde oder die Menschen mit Grind geschlagen werden würden; auch ob die Gottlosen herrschen würden auf Erden und Seuchen unter Menschen und Vieh. Nicht genug damit, hatte er aus dem Buch das Werk der Wunder kennengelernt sowie die Geheimnisse und Schätze der Vernunft, die Gedanken der Demut, die Anschläge des Rates, so daß er nunmehr imstande gewesen war, die Stufen der oberen Regionen zu ergründen, alle sieben Wohnstätten zu durchstreifen, alle Planeten erkennend zu umkreisen. Ja, er hatte deren Gang zu beobachten vermocht, die Bahnen des Mondes erforscht, sich auf die Lichter verstanden, die jeden Monat ihren Dienst verrichten, den Namen jedes Kreislaufs zu nennen gewußt und genau die Engel gekannt, die den vier Jahreszeiten vorstehen. Dies alles hatte er begriffen durch des Buches heiligen Geist. Tod und Leben, das Gute und Böse waren ihm durch und durch vertraut gewesen. Er hatte gewußt, was zum Glücken einer Sache verhilft, und das Geheimnis der Stunden, der Augenblicke und der Weilen ergründet, ebenso die Zahl

aller Tage. War es nötig, zu sagen, daß er Träume und Gesichte zu deuten gewußt hatte? Es verstand sich beinahe von selbst. Er hatte sich ausgekannt in dem Rollen des Donners, zu erzählen gewußt, was das Werk der Blitze sei, und gründlich die Lehre erfaßt von den Zeitabschnitten und Jubeljahren bis ans Ende der Welt.

So viel von Henochs gelehrter Weisheit, die mit seiner Frömmigkeit eine untrennbare Einheit gebildet hatte. Diese Einheit aber wäre nicht vollständig gewesen ohne gewisse weitere Eigenschaften, die, ebenso untrennbar von ihr, sichtbarer Ausdruck der Gottgefälligkeit und also körperlicher Natur gewesen waren. Bewiesen wurden sie durch die Tatsache, daß der Knabe Hanok Gunst gefunden hatte in den Augen aller, die ihn „gesehen“ — denn das war das Wort der Überlieferung, — nicht etwa „gehört“. Wieviel von seiner Anziehungskraft auf Rechnung dieser Eigenschaften und wieviel auf die seiner Klugheit gekommen war, war offenbar niemals zu unterscheiden gewesen — Gott selbst hatte es wahrscheinlich nicht unterschieden. Auf jeden Fall war nicht daran zu denken gewesen, daß ihn je zu überwältigen vermocht hätten, die da Unheil pflügen. Den Nachstellungen der Bösen war er entgangen, und auf den Nacken seiner Bedrücker hatte er seinen Fuß gesetzt. Was Wunder, daß seines Namens zum Guten gedacht wurde bis auf den heutigen Tag? Das Eigentümliche aber war, daß es sich bei alldem um einen Knaben handelte, immer um einen weisen Knaben, mochte er hienieden auch dreihundertfünfundsechzig Jahre alt geworden sein. So schilderte Joseph ihn dem Benjamin und machte eine großäugige Pause, wenn er Henochs erstaunliche und absonderliche Buchgelehrsamkeit, Sprachgewandtheit und sichtbare Gottgefälligkeit hervorgehoben hatte, so daß Benjamin erschrak und zugleich in große Verlegenheit geriet ob der aufdringlichen Einflüsterung, die in diesem Blicken und Schweigen lag. Doch wollte der Kleine gerade diesen Schrecken und diese Verlegenheit nicht missen, sondern hing daran und konnte nicht oft und ausführlich genug vom Knaben Henoch hören.

Wie es gewesen war, als dieser sich endgültig „abgesondert“ hatte, darüber ließ Joseph sich nicht genauer aus. Noch einmal war die Menschheit, nach langem Lechzen, zu allgemeiner Versammlung vor Hanoks Angesicht beschieden worden, und letztmalig hatte er sie mit seinen Unterweisungen erquickt, sowohl was das Schuhwerk wie was die Speisevorschrift und Gesundheitsregeln betraf, je nach ihrer Eigenart und der des Klimas. Dann war er abgeholt worden... Weiteres sagte Joseph nicht.

Die Zukunft in deinen Händen . . .

Zum ersten Bande der „Friedens-Bücherei“

Vor reichlich sechzig Jahren — genau 1894 — wurde der Hauptmann Dreyfus im französischen Generalstab beschuldigt, dem deutschen Militärattaché wichtige militärische Dokumente ausgeliefert zu haben, und zwar nicht zum Tode verurteilt, aber auf Lebenszeit in die Verbannung geschickt. Die Beweisführung seiner angeblichen Schuld erschien oberflächlich, und nicht nur die französische, die Öffentlichkeit der Welt stand auf, um gegen das leichtfertige Urteil zu protestieren und seine Aufhebung zu verlangen. Es ging dabei nicht um Leben und Tod, sondern um Recht und Freiheit eines Einzelnen. Emile Zola stellte sich mit seinem Gerechtigkeits- und Wahrheitsdrang der mächtigen Aufstandsbewegung gegen den Mißbrauch der Justiz unterm Druck der Militärgewalt zur Verfügung. Er hämmerte einen Leitartikel um den andern. Seine Aufrufe wurden in allen Ländern nachgedruckt. Es war ein harter und ein langer Kampf all derer, die guten Willens sind, gegen die Brutalität der Militärmaschine. Es ging um einen einzigen Menschen. Schließlich erwies sich das große Solidaritätsgefühl derer, die leidenschaftlich auf Seiten der Gerechtigkeit standen, als stark genug, die Revision durchzusetzen und alle Versuche, ihren Ablauf zu verzögern oder zu unterbrechen, abzuwehren. Zwölf Jahre hat damals die zivilisierte Menschheit gegen den französischen Generalstab unnachgiebig gekämpft und am Ende gesiegt: Dreyfus wurde im Jahre 1906 freigesprochen.

Die Macht der Militärs hat sich damals vor dem Weltgewissen beugen müssen. Später haben wir bei reinen Naturkatastrophen — dem Erdbeben von Messina, dem Untergang der Titanic noch erlebt, wie ein lokal begrenztes, eine Gruppe von Menschen treffendes Unglück als ein Schlag empfunden wurde, der alle berührte; und darum haben damals auch alle geholfen. Der zu seiner Zeit schnellste englische Passagierdampfer mit 47 000 BRT, die Titanic, sank am 15. April 1912 im Atlantik und nahm 1 517 Menschen mit in die Tiefe. Zwei Jahre darauf — im Frühsommer 1914 — erfolgte in Serajewo der Mord am österreich-ungarischen Thronfolger. Während der Untergang der Titanic mit allen seinen Folgen von der gesamten zivilisierten Menschheit noch solidarisch empfunden wurde, hat jenes Attentat sie in zwei Teile zerrissen. Dieser politische Mord hat zwei große Kriege ausgelöst. Durch diese wurde das Weltgewissen in mehrere, zumindest zwei Teile aufgespalten. Und während die Machthaber der beiden großen Staatsgruppen, die seit dem Ende des zweiten Krieges gegeneinander stehen, nach außen hin vom Frieden reden, rüsten sie in ständig anwachsendem Maße und mit geradezu unfasbarem Kostenverbrauch zu gegenseitiger Verteidigung, obwohl jeder Sachverständige doch seit geraumer Zeit weiß, daß der Rüstungskessel im Zustande der Überhitzung eines Tages notwendig zum Platzen kommt und der unver-

sehens sich auslösende Angriff und der darauf folgende Gegenschlag niemals rückgängig zu machen sind.

Der Erste Weltkrieg verschlang fast zwei Millionen Tote. Die Antwort darauf war nicht wie im Falle des einen Mannes Dreyfus der Aufstand des Weltgewissens. Dieses selber war ja dem Kriege zum Opfer gefallen. Die Antwort war der frevelhafte Aufruf zur Vergeltung und damit der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges — nur zwanzig Jahre nach dem Ende des ersten — wobei Vergeltung und Wiedervergeltung sich fortwährend ablösten und überschlugen, bis die maschinelle Vergasung von Millionen wehrloser Menschen und der mörderische Bombenabwurf auf zivile Bewohner von Städten hüben und drüben einander grinsend und gegenseitig aufrechnend ins fratzenhafte Gesicht starnten. Als der Massenmord bei Hiroshima geschah, hörte die abgekämpfte, stumpfe, in Lethargie verfallene Menschheit kaum noch hin; es war, als begriffen die meisten gar nicht, daß hier nun wirklich eine Entscheidungsstunde geschlagen hatte. Hätten wir nicht alle aufstehen müssen — wir, die verantwortungsbewußten Männer auf beiden Seiten, die Witwen, Waisen, Kriegsversehrten, hätten wir uns nicht alle vereinen müssen zu einer großen unerbittlichen und nicht erlahmenden Aktion (wie sie es damals getan haben, um dem einen Mann, Dreyfus, die Freiheit zu gewinnen), hätten wir nicht alle miteinander geschlossen dafür sorgen sollen, daß dieser Mißbrauch der Technik sich nicht wiederholt, daß internationale Sicherungen dagegen getroffen würden? Das Gegenteil geschah, denn das Weltgewissen war tot, die Menschheit dem Mißtrauen, der Feindschaft, dem gegenseitigen Haß und der zunehmenden Schizophrenie verfallen. Die USA, im Besitz der Bombe, bedrohten mehrere Jahre lang den großen Gegner. Der zweite große Krieg war wohl zu Ende, aber nur die Zeit des Friedens aus Angst hatte ihn abgelöst. Und die UdSSR schleppte riesige Menschenmassen in ihre Uranbergwerke, grub im Eiltempo ausreichende Mengen Erz — und im Wetteifer um Konstruktion, Produktion und immer weitere Vervollkommnung der Höllewwaffen haben sich die zwei mächtigen Staatsblöcke nun als etwa gleichrangige erwiesen. Ob plötzlich im Zuge einer weiteren Entwicklung wieder einmal der eine den anderen vorübergehend durch noch teuflische Erfindungen überholt und dann die „Chance“ wahrgenommen wird, überraschend loszuschlagen, kann kein heute Lebender wissen. Wir alle scheinen dem wehrlos ausgesetzt, was sich da vorbereitet. Das Weltgewissen haben wir verloren, die Solidarität der Völker wurde zerschlagen oder führt nur noch ein lauerndes Scheinleben. Wo der Sicherung des Weltfriedens gedient werden sollte, werden Mißtrauen und Haß geschürt. Ja, ist es denn wirklich so, daß wir binnen der zwei Generationen von 1894 bis 1956 jegliche Vernunft eingebüßt haben? Bleibt uns keine Wahl mehr? Müssen und wollen wir mit offenen Augen in den dritten und alles, restlos alles Menschliche vernichtenden Krieg hineinschliddern? Muß das sein?

Nein, nein — und abermals nein! Es gibt den anderen Weg. Es kommt nur auf uns an, daß wir ihn gehen. Das Beispiel Dreyfus hat es bewiesen. Damals handelte es sich um diesen einen zu Unrecht beschuldigten und bestraften Mann, um die Freiheit eines Einzelnen — und er wurde gerettet. Die Militärmaschine wurde gezwungen, das Opfer freizugeben. Heute und morgen handelt es sich um die Menschheit, um uns alle — um Kinder, Enkel

und Nachfolgende . . . Und wir zögern? Wir wollen im voraus verzagen? uns von verblendeten oder verruchten Politikern wehrlos vernichten lassen?

Zwischen 1914 und 1945 — durch zwei Kriege hindurch — hat ein Mann, einer, dessen Herz für nichts anderes schlug als für den Frieden der Welt, mit aller Kraft und nie nachgebend sich gegen Verhetzung, Unrecht und Gewalt überall und auf beiden Seiten gestellt. Es war ein Franzose. Er hieß Romain Rolland. „Amore! Pace!“ lautete seine immer gleichbleibende Botschaft. Er starb in Vézelay gegen Ende des Zweiten Weltkrieges — mit der Feder in der Hand, im Dienste des Friedens. Und nun ist wieder ein Mann aufgetaucht. Er lebt mitten unter uns. Er stammt aus Schlesien, ist Deutscher jüdischer Abstammung, hat Familienangehörige in den Mordkammern von Auschwitz verloren und selber — trotz schwerster Krankheit — nicht nur die grausige Drangsal überstanden, sondern auch seinen Idealismus, seine Liebe zum deutschen Volke und zu aller Welt sich bewahrt. Er lebt seit Jahren in Norwegen, in Oslo. Er heißt *Max Tau* und hat es als Einzelner — klein, schwächig und mit sehr anfälligem Körper, aber von einem Feuergeist beseelt — auf sich genommen, die Menschen, die Völker, uns, jeden Einzelnen, Dich und mich aufzurufen zur großen entscheidenden Aktion für den Frieden.

Max Tau hat nicht resigniert. Max Tau ist am erlebten Leid innerlich gewachsen. Max Tau ist nicht bereit, abzuwarten und zuzusehen, daß das Vernichtungswerk weitergeht. Max Tau will den Frieden. Wer von uns wollte ihn nicht auch? Max Tau aber bereitet tätig den Frieden vor. Zusammen mit einem Kreis von Freunden, die in verschiedenen Ländern wohnen und denen an vorderer Stelle auch Albert Schweitzer zugehört, hat er ein Unternehmen begründet, das jedem, auch dem einfachen Menschen in Wort und Bild vorführen will, was tatsächlich Atomrüstung bedeutet, und zu zeigen versucht, was dagegen zu tun ist. Max Tau gibt eine Buchreihe heraus, die den Namen „Friedens-Bücherei“ trägt. Diese Bücher des Friedens erscheinen gleichzeitig in mehreren Sprachen und in zur Zeit acht Ländern. Sie wollen helfen, an Stelle der durch die Kriege zerstörten Solidarität der Menschheit eine neue, festere und zuverlässigere, durch keine Gewalt mehr zu störende, einheitliche Willensbildung der Menschen für den Frieden zu erwecken. Das erste Buch des Friedens liegt vor. (Als zweiter Band ist der Roman „Mein Franz von Assisi“ von Nikos Kazantzakis angekündigt). Die holländische und norwegische Ausgabe erschien bereits im Herbst 1955. Eine französische und englische Ausgabe kamen inzwischen heraus. Weitere folgen. Die deutsche Ausgabe verlegt Christian Wegner in Hamburg. „*Die Zukunft in deinen Händen . . .*“ heißt der stattliche Band. Verfasser ist der Holländer *A. den Doollaard*, von dem bereits mehrere dem Frieden dienende Romane und Erzählungen übersetzt worden sind. Den Text begleiten eine stattliche Anzahl von Photowiedergaben: Aufnahmen des holländischen Meisterphotographen Cas Oorthuys. Das Buch umfaßt 160 Seiten Kunstdruck und kostet gebunden DM 14,50. Inhaltlich stellt es eine Mischung aus Erzählung, Reportage und alarmierendem Aufruf dar. Doollaard berichtet eindringlich vom Schauer der kriegesischen Zerstörung zwischen 1939 und 1945. Er vermittelt eine Einführung in die Geschichte der Atomphysik. Mutig und offenherzig gibt er Einblicke in Details der Höllenbomben-Produktion. Er zeigt, was hinter der menschlichen Ver-

messenheit, der kühlen Sachlichkeit der Militärmaschinerie und dem journalistischen Frevel steckt, der sich erfrecht, vom „spannenden und feierlichen Ritual des Bombenabwurfes“ zu sprechen — er entlarvt die „Ritter der letzten Nacht“ — dieses traurige menschliche Zubehör zu Registrierinstrumenten und Vernichtungsmaschinen, die schon Saint-Exupéry als simple „Buchhalter des Todes“ gekennzeichnet hat. Und er fragt: „Wer hält den Golem auf?“

Er gibt auch die Antwort: „Wer anders als wir? Was Menschen tun, können Menschen ungetan machen. Es ist noch immer der Fingerdruck eines Menschen dazu nötig, um die Vernichtungsmaschine in Tätigkeit zu setzen. Die Höllensbombe entbrennt nicht über den Städten, solange nicht eine kleine Menschengruppe den Willensentschluß faßt, den sie, ihrer Behauptung nach, dem Willen ihres Volkes entnimmt. Es wird ein Streit des Willens gegen den Willen werden; denn wir wollen nicht, daß das geschieht. Denn ist die Erde nicht schön? Ist es nicht der Mühe wert, für ihre Erhaltung zu kämpfen? Nicht mit Waffen, sondern mit dem Willen unserer Seele? Und lebt nicht doch noch Güte im Menschen? ... Wenn wir aber für die Erhaltung des Lebens kämpfen wollen, haben wir keinen Tag zu verlieren.“

Und das nun — das Zupacken und Anfangen, dieses sofortige Beginnen, das geht jeden Einzelnen an. Jeden und alle! Da gibt es keine Ausnahme und keinen Unterschied. Ein Photo des Buches zeigt ganzseitig einen Bomberpiloten, eingehängt, eingebaut in die Vielzahl seiner Utensilien, mechanisierter Teil der Vernichtungsapparatur — und zwei Seiten darauf sehen wir das Bild dreier froher, lachender Kindergesichter, ein weißes strahlendes Jungengesicht und zwei gar nicht weniger glückstrahlende Negerbuben. Krampf und Entsetzen das eine Bild — jubelnde Lebensfreude das andere. „Die Zukunft in deinen Händen ...“ — Sollte es da noch langes Überlegen kosten, welche Wahl wir treffen?

Karl Rauch

Goethes Weltverständnis

Die längere „Einführung“ des umfangreichen, inhaltschweren Werkes von Fritz Joachim von Rintelen: *Der Rang des Geistes. Goethes Weltverständnis*. (Tübingen 1955, Max Niemeyer Verlag. 436 S. DM 26,—) läßt sich etwa in folgenden Leitmotiven zusammenfassen: die Aufgabe unserer Stunde sei, trotz unserer Gefährdung eine neue Geborgenheit zu gewinnen, nachdem uns die Lage des „Erschreckens und Verbrechens“ durch die existenzphilosophische Bewegung zur Genüge erhellt wurde. Der Verfasser will in der Haltung der Geduld, des Wartens eine neue Aneignung der Grundhaltungen Goethes ermöglichen, seiner Lösung des Weltsinnes; denn das Thema der Gegenwart laute: der lebendige Geist, von Rintelen, in seiner Wert- und Geistesphilosophie selbst ein Vertreter der europäisch abendländischen

Kulturtradition, will Goethes geistige Sinndeutung vom Leben, die sich durch dessen Werk hindurchzieht, aufzeigen, von der Erkenntnis ausgehend, daß Goethes Geist von einer tiefgehenden Tragkraft der Liebe bestimmt ist, die in der inneren Logik seines Erlebens zum Durchbruch kommt, — das neue Goethebuch ist gediegen unterbaut von neuester literarwissenschaftlicher Forschung, wie sie Buchwald, Beutler, Flitner, Hankamer, Stöcklein, von Wiese und andere vertreten, und führt in breiter philosophischer Auseinandersetzung mit Heinrich Rickert bis auf unsere Tage: Jaspers, Heidegger, Gabriel Marcel, auch unter Würdigung der christlichen Goethedeutung etwa durch Leese, Gogarten, Grenzmann und Guardini, sehr selbständig zu einer wirklichen, heute seltenen Gesamtschau des Dichters, indem es freilich nicht verschmäht, die Einzelprobleme von allen Seiten gründlich zu beleuchten. Es glie-

dert sich in drei Kapitel: „Dasein und Natur“, „Gott und Mensch“ und „Unendliche Lebensfülle und geistiger Sinn“, denen eine Skizze hinzugefügt wird „Vollere Geistwirklichkeit“.

Es ist unmöglich, von der Gedankenfülle des Inhalts auf knappem Raum eine annähernde Vorstellung zu geben, nur einige Kerngedanken können herausgehoben werden. Im ersten Kapitel findet sich an zentraler Stelle ein Abschnitt „Polaritäten des Daseins“, der von der scharfen Ablehnung der These ausgeht, in Goethe einen Monisten zu sehen, der die Weltgegensätze zu harmonisieren versuche; vielmehr führe gerade „das unhebbare, dunkle Geheimnis der Polarität“ sogar in der göttlichen Mächtigkeit den Dichter in eine unaufhörliche, manchmal bedrohliche Krise hinein, „sofern in ihm christliches und heidnisches Empfinden miteinander ringen“. Neben die seit Ewigkeit produzierende trinitarische Gottheit tritt Luzifer, dessen Reich uns nach Goethe „unter der Gestalt der Materie gewahrt wird.“ Die prometheische Versuchung des Menschen, besonders bei starken Individualitäten, findet als Selbsterhebung und Selbstvergottung ihren vollendetsten Ausdruck; später weist die Gestalt des Epimetheus als Antimythos den höheren Weg des Entsagens: das Böse, Titanische wird eingefangen und die unbedingten Werte des Guten und Schönen werden als geistige Kräfte gefeiert. Sie sind für Goethe, der von starkem Weltvertrauen beseelt an eine Rettung glaubt, der innere Wesensgrund des Kosmos, wie der Verfasser im weiteren Abschnitt „Der Stufenbau der Natur“ ausführt. Der Widerspruch Kierkegaards gegen solche hellenische Auffassung von der objektiven, währenden Sinnenmacht wird von ihm beiseite geschoben: Goethe glaubt wirklich daran, daß wir Zeithobehenheit und Zeitüberwindung aus der Erscheinung der Urbilder und Urphänomene, aus den Ideen in Teilhabe am Göttlichen gewinnen können — ohne Christus.

Im zweiten Kapitel wird zwar nachgewiesen, daß bei Goethe die transzendierende Innerweltlichkeit Gottes durch theistisch personale Züge, wenn auch in sublimer Vergeistigung, ergänzt wird mit der ehrfürchtigen Bescheidung: „uns ziemt's, fromm den Abglanz höheren Lichts zu erkennen“ — aber mehr und mehr fallen ihm Gott und Geistigkeit zusammen; ein „Vater Unser“ ist in

Goethes Mund undenkbar. Allerdings gibt es auch bei diesem Dichter die „tragische Erschütterung“ der reinen Menschlichkeit; der Verfasser sagt mit Recht, daß der gegenwärtige Heroismus der Endlichkeit eines Camus einem Goethe zu arm erscheinen, und daß er das Spiel mit dem Nichts eines Sartre verabscheuen würde; aber schließlich fand für ihn das tragische Geschehen doch seinen Raum im „harmonisch Entgegengesetzten“, um mit Hölderlin zu sprechen, in dem der Sinn, das Heil triumpht, woran wir Heutigen schwer zu glauben vermögen; jedoch tritt beim alten Dichter die Lehre vom „Dämonischen“, das zusammen mit den Naturgewalten die „Persönlichkeit“ bedroht, immer beherrschender hervor. Die erlebte unheilbare Übertretung aller Grenzen, die Durchbrechung der dem Menschen gesetzten Ordnung und der Machtwahnsinn macht uns die Weltfrömmigkeit Goethes zweifelhaft. Die Berufung auf das persönliche Gewissen, auf die natürliche Ethik des Einzelnen löst den Weltkonflikt nicht. In seinem entscheidenden Ethos, in Entsagung und Geduld ist Goethe nach Rintelen mit dem „Christentum der Gesinnung und der Tat“ verbunden; bei ihm sei stets die christliche Vorstellung der Erlösung von Sünde und Schuld mit der humanitären Idee als Rückkehr zu reiner Menschlichkeit und mit der naturhaften Befreiung von den dämonischen Prinzipien der Zerstörung ineinander verwoben. Die gnadenhafte Erhebung des erlösungsbedürftigen Faust als freies Geschenk von oben widerstreitet allerdings der späteren Behauptung des Verfassers: für Goethe liege die ewige Heimat des Menschen im *naturgebundenen lebendigen Geiste*.

Das dritte Kapitel ist dem Thema Romantik - Klassik, Dionysos - Apollo in fast ermüdender Auseinandersetzung mit älteren und modernen, auch längst überholten Ansichten gewidmet und kreist um das Geheimnis ihres letzten Zusammenhanges. Romantisches „Pathos“ (im eigentlichen Sinne) und klassische „Gestaltung“ gehen nach Rintelen, zumal bei dem Goethe der späteren Zeit, aufeinander zu. Die „gesuchte Mitte“ liegt in der Begegnung von klarem hellenischem Formwillen mit den dunklen nächtlichen Untergründen (Helena-Faust), aber eine einfache Synthese (Euphorien) gelingt nicht; die innere Einung von Liebe und Geist bleibt „geheimnisvoll

offenbar“. von Rintelen faßt Goethes Haltung in den gewaltigen inneren Spannungen der Lebenswirklichkeit in folgenden vier Sätzen zusammen: „1) Die Wirklichkeit ist von einer durchgängigen *Polarität* des Geistigen und Widergeistigen, des ordnenden und die Ordnung verneinenden Prinzips, des Guten und Bösen durchzogen. 2) Ihr *Ursprung* mag aus der Gottheit fließen oder durch einen wohl vorgesehenen, aber freien Abfall zu erklären sein. 3) In allem aber ist eine *Aufstiegsbewegung* zum lichterhaften Geistigen zu beobachten. 4) Der Mensch soll durch sie den ungeläuterten Dämon in sich überwinden und sich der *geistigen Ordnung* anschließen.“

Friedrich Seebaß

Human Society in Ethics and Politics

Klarer als der deutsche Titel „*Dennoch siegt die Vernunft*“ bringt der englische zum Ausdruck, was das jetzt bei uns erschienene Buch von *Bertrand Russel* (Bonn 1956, Athenäum-Verlag. 256 S. DM 14,—) enthält; klarer und umfassender, handelt diese Arbeit doch mindestens im gleichen Maße wie von der Vernunft — Wahl der richtigen Mittel zu einem erwünschten Zweck — von den menschlichen Leidenschaften und deren Auswirkungen auf das menschliche Schicksal. Im ersten Teil des Buches untersucht Russel die verschiedenen Ursprünge sittlicher Anschauungen und Regungen, analysiert die Begriffe von Wert und Unwert, die Einflüsse von Tabus und Aberglauben und entwickelt — ausgehend von den Leidenschaften, den Wünschen, den Triebkräften des Menschen, der zur einen Hälfte ein Einzelgänger, zur anderen ein geselliges Lebewesen ist — eine undogmatische Ethik, in deren Mittelpunkt die allgemeine Wohlfahrt auf Grund eines „aufgeklärten Eigeninteresses“ steht. Der zweite Teil des Buches, „Der Konflikt der Leidenschaften“, setzt diese Ethik in Beziehung zu den Problemen, die sich aus dem Zusammenleben der Menschen, insbesondere der Menschengruppen, Gesellschaftsklassen, Völker, Nationen, also in politischer Hinsicht ergeben, und weist den Weg von der inneren zur äußeren Freiheit und zum Glück. Ob man allerdings — selbst heute, da diese Frage durch den Stand der Technik aufs dringendste aktuell geworden ist — hoffen darf, daß der Mensch einen solchen Weg einschlagen wird, scheint Russel noch unentschieden:

„Der Mensch kann nicht zu dem sorglosen Glück der Tiere zurückkehren. Das Glück, dessen er fähig ist, muß mit Hilfe der Intelligenz errungen werden, und mißlingt ihm das, dann geschieht es, weil seine charakteristischste menschliche Eigenschaft nicht einen Überschuß, sondern ein Manko aufweist.“ Aber nicht weniger als an die Vernunft appelliert Russel an das Gefühl, an Mitleid und Liebe. Was die Welt braucht, sofern sich die noch mehr oder minder unentwickelten Möglichkeiten der Gattung Mensch verwirklichen sollen, ist nach Russels Meinung Weisheit und menschliche Wärme. Sein Buch weckt im Leser, wie immer man sich zu den Ausführungen im einzelnen stellen mag, das Verantwortungsbewußtsein sowohl für das unmittelbare menschliche Gegenüber als auch für die Zukunft des Menschen, und es zeichnet sich vor vielen Büchern dieser Art durch eine verständliche einfache Sprache aus, ohne dadurch an Präzision der Formulierung zu verlieren. *Hildegard Ahemm*

Collingwood

„Das im eigentlichen Sinne neue Element im Denken von heute im Vergleich zum Denken in der Zeit vor drei Jahrhunderten ist die Entstehung der Geschichte als kritischer Forschung.“ Das bedeutet, daß der modernen Geschichtswissenschaft aufgegangen ist, daß „während die Natur mit Hilfe der sogenannten naturwissenschaftlichen Methode erforscht werden muß, der richtige Weg zur Erforschung des Geistes durch die Methoden der Geschichte bezeichnet ist.“ „Der Naturwissenschaftler hat nicht die Aufgabe, das Ereignis als eine Tat zu erfassen und zu versuchen, den Gedanken ihres Trägers zu neuem Leben zu erwecken, indem er von der Außenseite zur Innenseite des Ereignisses vordringt; er geht vielmehr über das Ereignis hinaus, untersucht seine Beziehung zu anderen Ereignissen und bringt es so auf eine allgemeine Formel oder unter ein allgemeines Gesetz der Natur. ... Die Ereignisse der Geschichte hingegen sind niemals reine Phänomene, sind niemals bloß Schauspiel, sondern Begebenheiten, die der Historiker nach-erlebend und nach-denkend durchdringen muß, um den ihnen innewohnenden gedanklichen Gehalt zu erkennen.“

Sätze wie diese, denen leicht zahlreiche weitere Zitate ähnlich erhellender Prägnanz beigelegt werden könnten, neh-

men gefangen. In einem glänzenden, gedankenkräftigen und vollkommen souveränen Werk hat R. G. Collingwood: *Philosophie der Geschichte*“ (Übers. von G. Herding — Stuttgart 1955, Kohlhammer. 349 S. DM 18,—) es unternommen, als Historiker die geistigen und methodischen Dimensionen seiner Wissenschaft auszuloten. Es ist wirklich beglückend, wie hier ein kluger und heiter-unmittelbarer Geist sich selbst und seiner Wissenschaft gegenüber das übt, was er als Quintessenz der Geschichte erkennt: Ist „Geschichtsforschung nichts anderes als der Nachvollzug des Denkens der Vergangenheit im Geiste des Historikers“, so enthüllt sich das Wesen der Geschichte als „Geist, dessen Selbsterkenntnis die Geschichte ist“. „Die Geschichte setzt den Geist nicht voraus; sie ist vielmehr selbst das Leben des Geistes, der nur insoweit Geist ist, als sich sein Leben im Ablauf der Geschichte vollzieht und er zugleich darum weiß.“

Vier Teile, die der Geschichte des Selbstbewußtwerdens der Geschichtswissenschaft von den Zeiten des Mythos bis zur wissenschaftlichen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts gewidmet sind, führen zum eigentlich tragenden corpus des Werkes hinauf. Es gibt sich bescheiden als „Epilogomena“, bietet aber in großen systematischen Untersuchungen über Natur und Geschichte, historische Einbildungskraft, die historischen Quellen und die rechte Technik ihrer Befragung, sowie die Geschichtsforschung als Nachvollzug der Erfahrungen der Vergangenheit nichts weniger als eine ganz moderne Anleitung zum kritischen Vollzuge des „Erkenne dich selbst!“ Mag auch gelegentlich den Leser die leichte Sorge ankommen, als könnte die Deutung der Phänomene „Geschichte“ und „Geschichtlichkeit“ in der Weiterführung Dilthey'scher Ansätze zu einem relativierenden, sozusagen entleiblichen Conceptionalismus führen — es bleibt als kostbarer Gewinn die Begegnung mit einem kritischen Kopf, dem es gelingt, den Ort zu bestimmen und zu erhellen, an dem der Mensch seine Freiheit erfährt und bewährt: Der handelnde Geist hebt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein auf, so daß das geschichtliche Ereignis sich als mehr enthüllt denn nur totot Faktum, nämlich als die Selbstverwirklichung des kritischen, d. i. sich in Freiheit entscheidenden Geistes.

Hellmut Kämpf

Rousseau

Gesamtdarstellungen des Lebens und Schaffens von Jean-Jacques Rousseau sind in unserem Jahrhundert ebenso selten geworden, wie Untersuchungen über einzelne Aspekte seines Werkes zahlreich sind. Das gilt merkwürdigerweise für die meisten europäischen Länder, doch dürfte England, wo das letzte umfassende Buch über Rousseau 1873 erschienen war, insoweit an der Spitze oder vielmehr am Ende liegen. Schon deshalb kommt dem Buch, das der Professor für französische Literatur an der Universität Edinburgh jetzt vorlegt, große Bedeutung zu (*F. C. Green: Jean-Jacques Rousseau. A critical study of his life and writings. Cambridge University Press 1955. 376 S. Ln 27/6 sh.*). Es dürfte auf absehbare Zeit hinaus, nicht nur in Großbritannien, die bedeutendste literarische Biographie des großen Franzosen bleiben, weshalb sie auch in andern Ländern beachtet zu werden verdient. Professor Green's Buch wendet sich sowohl an denjenigen, der sich zu speziellen Zwecken mit Rousseau beschäftigt, wie an den allgemein interessierten Leser. Dieser wird es besonders begrüßen, sich hier auch über diejenigen Schriften Rousseaus ausreichend unterrichten zu können, die gewöhnlich schwer zugänglich und im Original zudem nicht immer leicht zu lesen sind. Es ist, wie auch der Untertitel sagt, eine kritische Biographie, der es nicht darum geht, Rousseau zu heroisieren, sondern ihn so zu zeichnen, wie er aufgrund der uns zugänglichen Quellen heute erscheint. Der einzige Mangel des hervorragend ausgestatteten Buches ist das Fehlen einer Bibliographie, worin die in den zahlreichen Fußnoten erwähnten Quellen und sonstigen Werke übersichtlich zusammengefaßt werden.

Helmut Lindemann

Magie und Christentum

In seinem neuen Buche „*Der Zauberer*“ (Zürich und Stuttgart 1955, Eugen Rentsch Verlag. 248 S. DM 15,50) hat Rudolf Kassner Arbeiten früherer Jahre vereinigt, die seit langem vergriffen waren, und zwar sind es nicht theoretische Schriften, sondern Gespräche und Gleichnisse, Formen, in denen Rudolf Kassner ein Meister ist. Dem Kassner-Leser ist der Band außerdem dadurch kostbar, daß ihm der neue Text eines Nachworts beigegeben ist, das wichtige Hinweise auf den inneren Zusammenhang und die Bedeutung des Buches gibt.

Wenn Kassner dabei sagt, daß die in diesem Bande vereinigten Gespräche und Gleichnisse Dramen sind, so versteht er dieses Wort in einem ganz besonderen Sinne. Die Welt des Dramas, des inneren seelisch-geistigen Dramas, beginnt für ihn mit dem Erlöschen der Antike. In der Antike war eine Welt der Mythen gegeben, der heiligen Zahlen, wie sie Pythagoras bezeugt, der Verwandlungen, in die Götter und Menschen jener Welt eintauchen konnten. Mit dem Christentum hört die Welt der Verwandlungen auf. Der Mensch bleibt bei sich, er muß bei sich bleiben, er muß mit sich fertig zu werden versuchen. Das ist sein Drama, im Sinne Kassners. Die physiognomischen Schriften Kassners wollen nichts anderes, als die irdischen Erscheinungen, die Bilder und Gesichter, auf diese Dramatik hin deuten, auf ihr mehr oder weniger offenes Bemühen um die Gewinnung eines inneren Gleichgewichtspunktes. Hier schließt sich dann auch Kassners religiöse Aussage an, indem er die Physiognomik bis zur Idee des Gottmenschen Christus führt, d. h. bis zur Idee der Ebenbildschaft des Einzelnen zu diesem Gottmenschen Christus. Welche Ideenspannen von der vorplatonischen Antike bis dahin sich ergeben, läßt sich ahnen, und der Kassner-Kenner weiß, welche Fülle der Aussagen gerade zu diesem Thema, seinem eigentlichen Hauptthema, Kassner zu machen hat. *Fritz Usinger*

Von Tag und Ewigkeit

Frankreich, das Ursprungsland des Essays, gebar auch *François Mauriac*. „Von Tag und Ewigkeit“, vom Drei-Brücken-Verlag in Heidelberg herausgebracht, vereinigt eine Reihe kurzer Prosastücke, die nicht so sehr tief schürfende oder auch nur geistreichelnde Literaturschreibe sind — (man entschuldige das komische Wort!) sondern ganz einfach nur die Wesensmitte des Dichters dokumentieren (284 S. DM 9,80). Wer etwa denkt, wir Deutschen hätten das Dichtertum für uns gepachtet, die Franzosen für sich aber „nur“ ein brillierendes Literatentum — in Mauriac hätte er sich geirrt. Französisch, im Sinne von formgewandt und präzise, wird auch er, aber nur, um das, was, sagen wir, tagebuchartig, erinnerungshaft und meditativ vor seinem inneren Auge entstand, allgemein zugänglich zu machen. Bisweilen hört man zwischen den Zeilen den strengen Verzicht auf eine zu zarte Regung heraus,

um den Kontakt mit dem Leser nicht zu gefährden, nicht weil es dem Dichter nur um sich selbst, weil es ihm um die Sache geht: ein erlebtes, immer wieder wirklichkeitsnahes Christentum. Christentum und Literatur, das ist so eine Sache für sich — nicht immer hilft der liebe Gott, wo Begabung nicht ausreichen will. Mauriac aber hat eine viel zu über-sonnnte, wohlhabende Jugend an süd-französischen Weinhängen verlebt, als daß er zum theologisierenden Griesgram hätte werden können. Wein, das ist biblisches Symbol und deutet auf heitere Lebensfülle zugleich; und so schreitet er denn in seinem Buch die ganze Fülle des Lebens ab, ob es sich nun um eine „Erste Heilige Kommunion“ oder um „Greta Garbo“, um eine „Reise nach Griechenland“ oder, wie tief trifft er das Salzburger Genie mit wenigen Worten, um Mozart handelt.

In seinem Drama „Das Brot des Lebens“ (Heidelberg 1955, F. H. Kerle-Verlag, 117 S. DM 4,80) berührt er das andere christliche Symbol. Eine Liebesgeschichte unter zwei jungen, sensiblen Studenten, — mehr ist es, stofflich betrachtet, nicht. Valmy sieht die Kunststudentin Therese, von weitem erst, dann folgt er ihr auf all ihren Wegen, dann plötzlich spricht sie, der die Situation nicht verborgen bleibt, Valmy von sich aus an, Valmy, religionslos erzogen, erstaunt vor dem Wunder der Messe, in die er das Mädchen erst heimlich, dann offen begleitet. Therese erklärt sich bereit, Valmy wiederzusehen, jedoch nur dann, falls er zugesteht, daß ausschließlich der Glaube, das heißt, Thereses Bemühungen um Valmys Glauben, der Sinn ihrer Begegnungen sei. Valmy, froh, Therese wiedersehen zu können, nimmt diese ihm unsympathische Bedingung in Kauf. Aber er ist doch anders, als seine Gefährten, von denen einer, Robert, ironisch sagt: „Ach was! Die Mädchen sind alle gleich! Bei denen mit Religion dauert es nur etwas länger, bis sie auf den Geschmack kommen... Es kann interessant sein, so eine zu bekehren!“

Thereses Vater, Valmont, wendet sich heftig gegen die neue Bekanntschaft des Mädchens. Er ist besessen von väterlicher Eifersucht, und es gelingt ihm, Therese in all ihrer demütigen Opferbereitschaft dazu zu bewegen, sich von Valmy zu trennen. Auch er, nicht ohne die neue Glaubenskraft, leistet den Schmerz des Verzichts. Der Vater schickt Therese aufs

Land, um sie dem Studenten endgültig zu entziehen. Aber gerade dieser Umstand wird zur Wendung, zur höheren Fügung: Die jungen Menschen werden durch ein Wiedersehen belohnt, unter freiem Himmel, an einem Kreuz, das sie schließlich doch unlösbar miteinander verbindet.

Bis auf den Schluß, der ein wenig gewollt symbolisch anmutet, hält sich die Fabel streng an das Wahrscheinliche, an den Alltag unter den Menschen. Die Dialogführung ist denkbar knapp, die Zeichnung der Charaktere übersieht niemals die Glaubhaftigkeit der Motive, im Guten wie im Bösen. Wie kindliche Herzenskraft den Weg durch das Gestrüpp der Eifersucht, Trägheit und Lüsterheit findet und auch die schwerste Verwundung nicht scheut, das hat François Mauriac in seinem Spiel mit zarter Feder gezeichnet.

Wolfgang Grothe

Kalkar

Der Name dieses niederrheinischen Städtchens, zwischen Xanten und Cleve gelegen, ist wenig bekannt, obwohl es Schätze birgt, deren Reichtum sich mit dem manches weltbekannten Kunst-Wallfahrtsortes, wie etwa Rothenburg o. T., wohl messen kann. Eine der Kostbarkeiten Kalkars ist der Passionsaltar im Hochchor der Nikolaikirche. Ein Schnitzaltar von beachtlichen Ausmaßen (408 × 591 cm), um die Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts entstanden. Mehrere Meister oder Werkstätten haben an ihm gearbeitet. Die Kunsthistoriker scheinen sich einig zu sein, daß das Haupt- und Mittelstück der Hand eines Künstlers entstammt, dessen Namen, Loedewich, man in alten kalkaer Akten fand. Der Insel-Verlag betitelt sein Bändchen, das er soeben in bewährter Ausstattung diesem bedeutenden Zeugnis niederrheinischer ars sacra widmet, rundheraus mit „*Passionsaltar des Meisters Loedewich*“. (Insel-Bücherei Nr. 625, Herausgegeben von Franz Josef Nüß. 36 Bildtafeln, 10 S. Text, DM 2,50). Die Zuordnung des Ganzen an einen unter mehreren läßt sich weniger aus der Quantität als aus der Qualität des loedewich'schen Anteils rechtfertigen. Die Predella, das dreigeteilte Sockelstück, das erwiesenermaßen nicht von Loedewich stammt, und die kunstreiche, mit Figurengruppen durchsetzte gotische Einfassung des Mittelteils, deren Herkunft nicht sicher ist, enthalten kaum weniger

Arbeit, füllen gleich großen Raum wie das Hauptstück. Dieses aber überstrahlt an Ausdruckskraft nicht nur das Umgebende, sondern in der Tat das meiste, was uns sonst an niederrheinischer Kunst jener Zeit erhalten blieb. (Kalkar entging sowohl den Bilderstürmern des 17. als auch den Bombenflugzeugen des 20. Jahrhunderts). Loedewich stellt, wohl von niederländischen oder flämischen Vorbildern beeinflusst, aber doch höchst selbständig, das ganze Passionsgeschehen in einem riesigen Tableau dar, dessen einzelne Stationen ohne Abgrenzung ineinander übergehen. Die Komposition des Ganzen wie all der vielen Einzel-szenen ist aufs genaueste, fast mathematisch ausbalanciert. Ein besonderer Kunstgriff die Tiefenabstufung von unten nach oben: vom flachen Halbreief der Anfangsgruppen bis zur mehrfach gestaffelten Freiplastik der alles überragenden Kreuzesszene. Dramatisches Licht-Spiel! Dennoch ein ungleich gelösterer Gesamteindruck als bei den gotischen und nachgotischen Altären südlich der Main-Linie. Ja, der genügend geduldige Betrachter kann die Feststellung nicht unterdrücken, daß Meister Loedewichs Gesichter und Gestalten an der frommen Extase des Heilsgeschehens nur mit einer gewissen Distanz teilnehmen. Was keineswegs auf ein Ausdrucks-Unvermögen des Künstlers zurückgeht. Vielmehr: das kaum zu erschütternde, nur schwer von Sünde und Erlösungsnotwendigkeit zu überzeugende Kaufmanns- und Bürgertum, damals, vor Ausbruch des 30jährigen Krieges. — Bleibt am vorliegenden Insel-Bändchen zu loben die durchgehend hervorragende Photographie (Otto Drese) und das kenntnisreiche, instruktive Nachwort von Josef Nüß.

Gerd Kalow

Lyrischer Extrakt

Aus fünfhundert japanischer Lyrik, aus den drei bedeutendsten Gedichtsammlungen der klassischen Zeit japanischer Literatur hat Peter Weber-Schäfer („*Auf dem Traumpfad*“, Stierstadt i. Ts. 1956, Verlag Eremiten-Presse. 20 S. DM 2,40) eine kluge Auswahl getroffen. Die zarten, mit dem Pinsel der Melancholie und heiterer Skepsis gezauberten Tankas lassen die Lebenshöhe einer höfischen Kultur empfinden, die aus der Nara- und Heian-Periode (710—1186) die Sammlungen Manyōshū, Kokinshū und Shinkokinshū hinterließ. Am nächsten sind diese Gedichte wohl dem deutschen

Ritornell, wenn sie in sparsamer Nutzung des Wortbildes das Gleichnishafte der Natur behutsam formulieren, ohne doch das Fazit vorzeitig zu verraten. — Angesichts der Fülle von „Nachdichtungen“ aus zweiter bis zehnter Hand ist die Bemerkung vonnöten, daß diese Gedichte direkt aus den japanischen Texten übertragen worden sind. Im guten Sinne: ein lyrischer Extrakt. *Arnold Landwehr*

Ein Darmstädter Lesebuch

„*Vom Geist einer Stadt*“ lautet der Titel eines Buches, das die Stadt Darmstadt auf Beschluß des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung im 625. Jahr nach der Verleihung städtischer Rechte an die Gemeinde Darmstadt herausgegeben hat (Darmstadt 1956, Eduard Roether Verlag. 407 S.). Diese interessante Stadt voller immanenter Energie und schöpferischer Unruhe, die schon unter ihrem Fürstenhaus ein Mittelpunkt geistiger und künstlerischer Bestrebungen gewesen ist, hat nach dem Zusammenbruch dank einer ausgezeichneten Führung unter dem Oberbürgermeister Dr. Engel, dem Bürgermeister Schröder und dem Stadtkämmerer Feick sehr schnell wieder eine Bedeutung erreicht, nach der so manche andere Stadt bisher vergeblich gestrebt hat. Um dieses Streben und die erreichten Ziele zu verstehen, muß auf die geistige Struktur der Bürger der Stadt und ihre Geschichte eingegangen werden. Das Buch erfüllt in jeder Weise diese Aufgabe. Berufene Mitarbeiter haben sich an die große Aufgabe gemacht, allen voran der gebürtige Darmstädter Kasimir Edschmid. Er zeichnet zusammen mit Ludwig Clemm, Hans Gerhard Evers, Walter Gunzert, Anneliese de Haas, Friedrich Knöpp, Hans Rasp, Erich Wiese als Mitwirkende für den Herausgeber *Heinz-Winfried Sabais*. Es ist eine stolze Übersicht über die Persönlichkeiten, die als gebürtige Darmstädter oder als in Darmstadt Arbeitende den Ruf der Stadt begründet haben. Es seien nur einige der vielen Namen aufgeführt: Lichtenberg, Baron Grimm, Moser, Merck, Büchner, Niebergall, von Gagern, Gervinus, Roquette, Claudius, Liebig, Messel, Stefan George, Gundolf, Wolfskehl, Behrens, Bracht, W. Michel, Carlo Mierendorff, Theodor Haubach, Elisabeth Langgässer. Die Zusammenfassung ergibt einen geistigen und künstlerischen Reigen von wahrhaft bedeutenden Persönlichkeiten, deren Wir-

ken nicht nur auf Deutschland beschränkt blieb, sondern in die Welt ausstrahlte. In würdiger Weise ist auch der großen Verdienste des Fürstenhauses gedacht, das wahrlich zu den liberalsten Regenten Deutschlands gehörte.

Jeder, der Interesse am geistigen Leben Deutschlands nimmt, muß es dankbar empfinden, daß in Darmstadt ein echtes geistiges Zentrum entstanden ist. Es sei auch nicht vergessen, daß die Stadt Darmstadt ebenso wie das Land Hessen größtes Verständnis für die Aufgaben der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ gezeigt und sie großzügig unterstützt haben. Die Stadt Darmstadt hat sich mit diesem Buch selber ein würdiges Denkmal gesetzt.
R. P.

Otto Flakes neuer Roman

Otto Flake ist jüngst 75 Jahre alt geworden. Wir verdanken diesem weltmännisch gebildeten Autor ein umfangreiches Werk: Romane, Novellen, Erzählungen, Märchen, aber auch zahlreiche kulturkritische und philosophische Bücher. Flake war von früh an ein eindringlicher und scharfer Beobachter des Lebens und ein Schilderer der Gesellschaft. Das setzte ihn instand, Romane zu schreiben, die, mit einem ausgebildeten Kunstverstand formal straff gestaltet, vor allem in großartig gefügten Dialogen den Atem der jeweils dargestellten Zeit fühlbar machten. Flakes Romane waren spannend und unterrichtend, unterhaltend und von echtem künstlerischem Range. Der letzte Roman „*Schloß Ortenau*“ (Hattingen/Ruhr 1955, Hundt-Verlag. 318 S. DM 12,80) spielt in der Zeit zwischen 1948 und 1955. Der Ort der Handlung ist das ehemalige Wasserschloß Ortenau in der badischen Rheinebene, Oberbayern und die Schweiz. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Archivrat Sparre, der sich nach seiner vorzeitigen Pensionierung zu seinem Freund, dem Freiherrn von Ortenau zurückzieht. Man möchte glauben, Flake habe dieser Gestalt vielfach autobiographische Züge verliehen. Auf dem Schlosse findet er eine Fülle von Menschen, die das Kriegsende aus allen Himmelsrichtungen hierher geführt hat. Zu diesem Kreise stoßen dann immer neue Gestalten, und der Dichter spinnt ein feinmaschiges Netz von Handlungsfäden, flicht Anekdoten und Erzählungen ein und schafft so ein Gewebe, aus dem

uns die deutsche Situation der letzten sieben Jahre entgegentritt, Menschen aller Temperamente und Charaktere, aller Alter und Schichten, liebenswerte und gefährliche, traumverlorene und dämonische. In Gesprächen, die Otto Flake mit der ihm noch immer eigenen Lebendigkeit wiedergibt, werden die jüngsten Probleme der Zeit, Fragen der Politik der Moral, der Erziehung usw. behandelt. Mancherlei Auffassungen und Meinungen treten zutage, von denen viele ohne Zweifel zu Widersprüchen reizen. Gleichzeitig aber fühlen wir Flakes Reichtum an kulturhistorischem Wissen, der auf eine unaufdringliche Weise in Gesprächen wieder erscheint. Die Schilderung der Landschaft ist organisch in den Gang der Handlung verwoben, den Flake mit sicherem Können abrollen läßt. So ist ein substanzreiches, an manchen Stellen vielleicht zu sehr mit Altersweisheit erfülltes Werk entstanden, das nach Otto Flakes eigener Meinung die Krönung seines weiträumigen epischen Werkes darstellen soll. Über diese Auffassung wird man sich freilich streiten können. Auf alle Fälle aber hat uns Flake mit diesem Roman ein Buch geschenkt, in dem ein an Welt- und Lebenserfahrung reicher Mann die Zeitsituation auf seine eigene Weise darstellt, eine Weise freilich, die jeden willigen Leser fesseln und zur Auseinandersetzung zwingen wird. *Otto Hensecke*

Strafregister

Eine Weile glaubt man, die genaue, ironisch gefärbte und amüsante Schilderung der Welt zu lesen, wie sie sich in dem akten- und tabakstinkenden Glashaus eines Landgerichts mit Staatsanwälten und Richtern, Justizbeamten und Schreibmaschinistinnen, großen und kleinen Verbrechern abbildet. Bald aber stellt sich heraus, daß der junge, mehrfach ehrenvoll ausgezeichnete *Joachim Rasmus-Braune* sich mit seinem Roman „Strafregisterauszug“ ein höheres Ziel gesetzt hat, als eine Fabel liebevoll zu ergänzen, scharf beobachtete Menschen in ein den meisten zu ihrem Glück unbekanntes Milieu zu setzen und die Handlung künstlich zur Spannung zu führen (Darmstadt, Schneekluth. 312 S. DM 13,50). Der Dichter, der sich auf dem juristischen Boden, in der Welt der Paragraphen und Akten, sicher bewegt, als gehöre er dazu, wirft mit dem Fall des Justizassistenten Johannes Treuenthin,

der seine Jugendliebe Jettchen Kalweit vor der ihr drohenden Gerechtigkeit zu retten sucht, weil er sich, indem er sie einst verlassen hat, an ihren Verfehlungen schuldig fühlt, die Frage nach der Berechtigung, dem Sinn und dem Nutzen der Strafe auf. Die Ordnung der Gesellschaft zu bewahren und zu schützen, ist die Aufgabe der Justiz. Daran glauben die Beamten, auch die, die ahnen oder gar wissen, daß die letzten Geheimnisse des menschlichen Herzens sich wie das Leben selbst nie in Paragraphen einfangen lassen und sich höchstens durch mitleidende Liebe enthüllen lassen, wie sie auf einer Behörde kaum gedeihen kann. Daß der Verfasser Fragen aufwirft, die die Juristen beschäftigen und den Laien beunruhigen, ist ein Verdienst. Sie zu beantworten, ist kaum je die Zeit, und wäre es möglich, bündigen Bescheid zu geben, so wären wir um den Besitz und Genuß dieses Romans gekommen.

Paul Weiglin

Hybris und Nemesis

Lion Feuchtwangers Roman „Erfolg“ (1930 und 1934 erschienen, jetzt wieder bei Rowohlt. 808 S. DM 16,80) zeichnet die Jahre des in Bayern emporkommenden Nationalsozialismus. Wir lesen von den nationalistischen Freikorps und hören den Ruf: „Verräter verfallen der Feme“. Einer der Fememörder, Erich Bornhaak, der später Gauleiter wird, verhöhnt sein Opfer mit den Worten: „Er sagt: Gerechtigkeit, Humanität, Zivilisation, Pazifismus... Aber wenn er zu laut schreit, dann wird er lästig“ und ermordet, dieser „Quasselfritze“. Wir hören viel vom „Herrenvolk“, vom „nordischen Gedanken“ und vom „Wehrgedanken“. Ein bayrischer Minister bestreitet Kants Aussage, daß Recht und Ethik absolut und „außer jedem Verhältnis“ seien; er weiß es besser: „Recht und Boden, Recht und Klima, Volk und Recht, die seien zweieinig, nicht zu trennen.“ (Das haben später viele Hitler-Professoren wiederholt.) Nach dem Rathenau-Mord verbietet die Reichsregierung den „Völkischen Beobachter“, aber Bayern mißachtet den Befehl und ernennt den General des Münchner Wehrkreiskommandos, den die Reichsregierung wegen Verletzung seiner Pflicht absetzt, sogar zum bayrischen Landeskommandanten. Die Nationalsozialisten wettern gegen die „Berliner Judenregierung“, und die Industriellen erzwingen den

Marsch der Reichswehr gegen die verfassungsmäßig gewählte sozialistische Regierung Sachsens, die abgesetzt wird. Sie geben Hitler auch Geld, der dafür verspricht, die Gewerkschaften niederzuhalten. Durch die Inflation bereichern sich viele Industrielle, während das Volk immer mehr verelendet. Dann versucht Hitler seinen Putsch, bei dem Ludendorff ihn unterstützt, aber der Putsch bricht zusammen, weil „nordische List gegen nordische List“ steht. Obwohl § 81 des Strafgesetzbuches besagt: „Mit lebenslänglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Festungshaft wird bestraft, wer es unternimmt, die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines deutschen Landes gewaltsam zu ändern“, kommt der „Führer“ mit einer lächerlich geringen Strafe davon. Deshalb schrieb Hermann Hesse einem Deutschen, der sich bei ihm über das deutsche Los beklagen zu dürfen glaubte, im Jahre 1946: „Ihre Auffassung, daß Völker für das, was sie tun, nicht verantwortlich seien, wird von der demokratisch lebenden Welt nicht geteilt, auch von mir nicht. Jener Hitler war jedem, der sehen wollte, schon Anno 1923 vollkommen deutlich erkennbar, und als er nach seinem gemeinen Münchener Putsch nicht fusiliert oder streng eingesperrt, sondern in Festungshaft verpöppelt und verwöhnt wurde, wußte jeder in der Welt, der sehen wollte, was aus Deutschland werden würde.“ Hitler wurde nicht fusiliert, und die wilde Hetze gegen „Rom und Juda“ begann erst recht. „Wie der Lungenbazillus die gesunde Lunge“, sagt einer der Hitler-Helden, „so zerstören die international versippten Finanzjuden das deutsche Volk.“ Was darnach kam, ist bekannt (doch wird es von den meisten gerne vergessen): der Krieg, die Ausrottung von Juden, Polen und Tschechen, Hitlers erneuerte Germanenzüge nach dem Osten, die Zerreißung Deutschlands, der Verlust der deutschen Ostgebiete.

Der Hybris folgte die Nemesis. Im Jahre 1941 trug Theodor Haecker in sein Tagebuch ein: „Am 30. Januar 1933 haben wir als Volk die Apostasie erklärt. Durch ihre Verfolgung der Juden nähern sich die Deutschen innerlich immer mehr den Juden und deren Schicksal. Sie kreuzigen ja heute Christus zum zweitenmal, als Volk.“ Wie es dem altjüdischen Staat erging, weil er von Gott abfiel, erzählt *Franz Werfel* in seinem

„*Jeremias*“ (1937 erschienen, jetzt wieder bei S. Fischer, Frankfurt 1956, 554 S. DM 24,80). „Kein Mensch kann aufheben und zunichte machen, was durch Gott da ist“ — aber Hitler und seine Getreuen versuchten es. Der junge Jeremias weiß, daß das jüdische Nordreich hundert Jahre vor ihm „seinen Gerichtstag“ erlitten hat, und fragt sich: „War dies nicht eine Mahnung, ein furchtbarer Fingerzeig, vor dem man ins Herz des Herzens erzittern mußte?“ Als schlitzäugige Skythen einmal in Juda einfallen, bangt er: „Sollte sich durch sie der geweisagte Gerichtstag erfüllen?“ Angesichts der Sündhaftigkeit des Landes begreift er, was der Bischof von Münster, Graf von Galen, 1941 begriff und von der Kanzel herab ankündigte, „daß vielleicht nur noch ein Augenblick zur Verfügung stand, die zerstörende Kraft des Herrn abzuwenden“, und wie Graf von Galen in Münster, sagt Jeremias in Jerusalem: „Spruch Adonais: Mich verstieß mein Volk. Vom Quell des lebendigen Wassers kehrt es sich ab und säuft aus Pfützen, Tümpeln, geborstenen Gruben.“ König Josijah ist zwar persönlich fromm, aber das Volk ist es nicht, und da er sich zu sehr in der Sicherheit Gottes wiegt bei seinen Eroberungszügen, wird er von Gott bestraft und bei Megiddo besiegt. Sein Nachfolger Jojakim ist hoffärtig und stellt sogar ein goldenes Sonnenrad gegenüber dem Tempel auf. Während die falschen Propheten, gleich den Hitler-Paladinen, „Heil! Heil!“ rufen, von der Größe des Reiches faseln und das „betrügerische Lied“ singen, „das jedes Volk blind, taub und trunken macht und dem Untergange weihet“, tötet Jojakim den wahren Propheten Urijah, der ihn gewarnt hat, mit eigener Hand. Da ergreift Jeremias einen großen Topf, schmettert ihn zu Boden und verkündet: „Also will ich zerschmettern dieses Volk und die Stadt wie ein Töpfergefäß, das nichts wieder ganz und heil macht.“ Er wird ins Gefängnis geworfen, aber kaum ist er wieder frei, warnt er den König: „Übe keine Gewalt und vergieße kein unschuldiges Blut! Wie einen toten Esel, so wird man dich begraben.“ Da Nebukadnezar von Babylon heranzieht, wie die Russen im Jahre 1945, sagt Jeremias: „Warum hat der Herr über uns all dies Unglück gebracht, so fragt ihr. Weil eure Väter mich verlassen haben, spricht der Herr. Weil ihr nur dem Hochmut eures

Herzens folget, hörtet ihr nicht.“ Nebukadnezar erobert Jerusalem, und Jojakim begeht Selbstmord. Sein Nachfolger Zidkijah ist zwar fromm, aber nur auf heuchlerische Art, und wieder sieht Jeremias: „Der Herr rüstet das Ende, doch er zögert noch immer.“ Bald aber zieht Nebukadnezar wieder heran, und Jeremias sagt dem König voraus: „Du wirst in die Hände des Großherrs von Babel fallen, du und die Deinen.“ Er wird, als er dasselbe den Soldaten sagt, wegen Heereszersetzung in eine stinkende Senkgrube geworfen. Nebukadnezar zerstört Jerusalem und führt die Bevölkerung in die babylonische Gefangenschaft. Jeremias sagt: „Was Er gebaut hat in vielen Geschlechtern, das zertritt Er. Ja, hinabgestürzt in den Stinkpfuhl hast du die Tochter, die Purgengewandete, die Schmückte, Uppige.“

Professor Ewald Wasmuth sagt heute, daß er und seinesgleichen, hitlerfeindliche Christen, in der finsternen Zeit, da die meisten Deutschen „im Unheiligen das Heil begrüßten“, die Worte „des Alten Testaments und besonders der großen Propheten, der beiden Jesais und des Jeremias neu verstehen“ lernten. „Über allen Zeiten des Unheils scheint die gleiche Sonne des Strafgerichts.“ Er erinnert an Haeckers Tagebucheinträgen und an Hölderlins prophetische Hymne „Der Frieden“, in der sich „die archaische Landschaft eines biblischen Gottesgerichts“ öffnet und die Worte stehen: „Wer hub es an? Wer brachte den Fluch? Von heut ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst das Maß verloren, unsere Väter, wußten es nicht und es trieb der Geist sie.“ Die vorchristliche Welt, sagt er, sah in Gott den richtenden Vater, aber wenn der Mensch der nachchristlichen Zeit „seine Wege und Geschäfte“ nicht ändert, „damit ihn Gott wohnen lasse an diesem Ort“, wie es bei Jeremias heißt, wie es Jesus Christus uns gelehrt hat, aber wenn wir uns nicht ändern, „so stehen wir im Gefüge der Gesetze Gottvaters, die durch Jesus Christus nicht aufgehoben worden sind.“

J. Lesser

Drei Wege nach Italien

Die drei hier anzuzeigenden Bücher vertreten die drei Hauptarten der literarischen Aussage, die sich seit vierhundert Jahren, seit Montaigne, in immer neuen Variationen zur Erkenntnis Italiens melden: kunsthistorische Interpretation,

touristische Impression, dichterische Erfassung.

Bei Hajo Jappe, „Rom in seinen Kunstdenkmälern“ (Münster-Köln, Boehlau-Verlag. 165 S. 19 Tff. DM 12,—) wird es deutlich, wie das Entzücken selbst dem Kunstästheten diktiert und dem Sachstudium Farbe und Wärme gibt. Es ist also kein trockenes Buch eines Wissenschaftlers, doch wird die Substanz dadurch nicht gefährdet. Einzelne künstlerische Phänomene, z. B. Melozzo da Forlìs Engel oder das immer wieder (mehr von Deutschen als von Italienern selbst diskutierte) Werk Raffaels, die Anlage von Treppen, Brunnen, Plätzen, die Antike in Rom, Michelangelo, erfahren aus höchst persönlich gewählten Blickpunkten Betrachtung und Beleuchtung. Der minder Informierte mag diesen Reisebegleiter wohl mit Vorteil zu Rate ziehen.

Die „Römischen Impressionen“ des Holländers Godfried Bomans (München, Verlag Albert Langen & Müller. 233 S. DM 12,80) sind von einigem Wissen getragene Feuilletons, anscheinend auch Rundfunkberichte über die Erlebnisse des römischen Alltags und mancher seiner Besonderheiten und Statisten. Nicht immer tief unter die Oberfläche hinabstoßend, journalistisch gebündelt, leben sie vom Humor des Verfassers, stellenweise von einem Humor um des Humors willen, der die Dinge gerne ein wenig eigenwillig zurechtbiegt, um zu einer story zu kommen. Wiederholt werden religiöse Elemente berührt. Hier kann ein Einwand nicht unterdrückt werden. Bomans gibt ehrlich zu, daß er aus ausgesprochen protestantischer Perspektive urteilt, gewissen Erscheinungen skeptisch gegenübersteht, sie ablehnt. Das ist natürlich sein Recht. Bei der Bemühung um italienische, speziell römische Art kann man jedoch nicht aus noch so begreiflicher Reserve gegenüber dem Katholizismus heraus urteilen, er ist nun einmal das bestimmende, bis in die letzten Verästelungen der Volksseele wirkende Kulturelement; jede andere Sicht führt zu Schiefheiten. Aber wenn auch nicht alles, was Bomans schreibt, der letzten Prüfung standhält und man sich hüten muß, daraus generalisierende Schlüsse zu ziehen, so sind doch einzelne Momentskizzen gut eingefangen, die dem Leser für eine künftige Reise launigen Anhalt geben.

Bert Frenzel hat es von den drei Autoren am schwersten. Er ist Dichter, und

er ist zwanzig Jahre alt. Sein Bändchen „*Der Duft von toten Tieren*“ (Stierstadt i. T. Verlag Eremiten-Presse. 64 S. als Blockbuch bedruckt, mit Originalätzungen, DM 4,80) bringt — dies der Untertitel — „Sechs Erzählungen aus dem Tagebuch einer Italien-Fahrt“. Die Berührung mit Italien hat ihnen den Hintergrund gegeben, mehr einen atmosphärischen als einen realen; sie war Stimulanz, nicht Gegenstand. Italien ist für den Menschen aus dem Norden das Land, das die Gefühle steigert und dadurch die Balance in Gefahr bringt. Das ist kein Einwand; nur war uns Italienisches versprochen. Sonst aber: diese Variationen um ein Liebeserlebnis sind Prosa eines geborenen Lyrikers mit mancher schönen dichterischen Prägung. Man spürt, daß Frenzel noch am Anfang steht, daß er sich noch freischreiben muß von manchem Krampf. Aber die Hoffnung auf eine gute Entwicklung ist wohl gegeben.

Max Krell

Geliebtes Frankreich

Ein geradezu bezauberndes Buch in seinem überlegenen Humor, seinem Witz und dabei doch in der Bedeutung eines echten Anliegens ist *Pierre Daninos* „*Major Thompson entdeckt die Franzosen*“ (Berlin 1956, Ullstein-Verlag. 208 S. Mit 22 witzigen Zeichnungen von Walter Goetz). Marmaduke Thompson, der vorgebliche Schreiber dieses Buches, wird als englischer Major eingeführt, der nach seiner Verabschiedung das den Engländern wenig bekannte, aber nur durch einen schmalen Kanal von ihm getrennte Frankreich erforscht. Er heiratet eine entzückende Pariserin und macht richtige Entdeckungsreisen in Frankreich. Hier ist mehr gesagt, als man wegen der scherzhaften Einkleidung, die diese Phantasiefigur wählt, erwarten könnte. Es ist letztlich eine echte Auseinandersetzung zwischen zwei Völkern, die zwar sehr viel Menschlichkeiten gemeinsam haben, aber sonst nahezu in allem voneinander unterschieden sind. So wird dieses Buch zu einer liebenswürdigen und doch klaren Kritik nicht nur der Franzosen, sondern auch der Engländer. Man könnte seitenlange Aphorismen witzigster Art, die immer einen wesentlichen Gehalt haben, abdrucken, und man ist von Herzen dankbar, daß ein Franzose dieses aufschlußreiche, unterhaltende und entzückende Buch geschrie-

ben hat, dessen Lektüre sich gerade auch für die Deutschen unbedingt lohnt. Vielleicht würden auch sie dann zu demselben Ergebnis kommen: „Frankreich, ich liebe Dich.“

R. P.

Japan in Bildern

Seit der zwangsweisen Eröffnung des „Sonnenreiches“ hat der alternde Occident immer wieder staunend verharren müssen vor der Fülle der japanischen Kunstfertigkeit. Der Westen, immer bemüht, zur selbstgelebten Vergangenheit, ja, allzuoft auch zur zeitgenössischen Gegenwart bereits ein historisches Verhältnis zu erlangen, sieht sich heute im fernöstlichen Zeitverständnis einer Haltung gegenüber, für die Überlieferung immer auch Gegenwart ist. Eine Gegenwart, die das Tradierte in Gebrauch hält und so noch dem banalsten Gerät eine gewisse festliche Dignität beimißt. Dieses Ineinander von Anfang und Ende bezeichnet die eigentliche Stärke der japanischen Kultur.

Das schöpferische Festhalten der alten Formen wird vielleicht nirgends deutlicher als in der japanischen Baukunst. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sie immer stärker auf die westliche Architektur gewirkt. Die strenge Gesetzmäßigkeit der Tektonik, die klare Scheidung zwischen bloß verkleidenden und rein konstruktiven Bauelementen und das ausgewogene Verhältnis von Innenraum und Garten, Natur und Gestalt, das alles wird vorzüglich veranschaulicht in der umfassenden Untersuchung *Werner Blasers* über „*Tempel und Teehaus in Japan*“ (Olten/Lausanne 1955, Urs-Graf-Verlag. 145 S. DM 42,—). Blaser ist den inspirierenden Kräften der japanischen Baukunst an Ort und Stelle auf den Grund gegangen. Was seine Ausarbeitung so unvergleichlich über die bisherigen Thematisierungen des besagten Gegenstandsbereichs hinaushebt, ist der Verzicht auf kunsthistorische Wissensdemonstration und der gelungene Versuch, Linien anzudeuten, aus denen „ein neues geistiges Bauen in unserer westlichen Sphäre geschaut werden kann“ (5). Mittels einer trefflich gewählten Sammlung großformatiger Fotos, durch Grundrisszeichnungen und Raumskizzen wird die Bauleistung des japanischen Mittelalters — Blaser konzentriert sich auf die Palastanlagen Kyotos — verdeutlicht. Das lebendige Wechselspiel von architektoni-

schem Raum und Lebensraum, von Garten und Natur auf der einen, und künstlerischer Baugestaltung auf der anderen Seite ist damit vorbildlich beschrieben und das Ziel der Publikation, „Anregungen und Material zu einer Neubesinnung über die geistigen Grundlagen unseres Raumes zu geben“ (29) erreicht.

Gelegenheit zu einer zweiten, nicht minder intensiven Begegnung mit dem ostasiatischen Lebensgefühl bietet uns Willy Boller „Hokusai, ein Meister des japanischen Holzschnittes“ (Stuttgart 1955, Gerd Hatje Verlag. 85 S. DM 28,—). Um es vorweg zu sagen: auch diese Untersuchung übertrifft textlich und nicht zuletzt reproduktionsmäßig alle bisherigen Bemühungen, das Geheimnis des japanischen Farbenholzschnitts und damit das Spezificum Hokusaischer Figuration einzufangen. Der Hintergrund der „Ukiyo-Kunst“ — „Ukiyo-E“ heißt „Bild der fließenden Welt“ — wird zu nächst beleuchtet, von dem her Hokusai nur zu verstehen ist. Denn im Unterschied zur klassischen, dem Zen-Buddhismus verbundenen Malkunst, die nicht die Begebenheiten dieser Welt schildert, sondern ihre Wesenheit ergründen will, stellt die Ukiyo-Kunst die alltägliche Gegenwart dar. Ihre novellistische Gestaltung hat sie bei Utamaro, Hiroshige, vor allem aber bei Hokusai gefunden. Zeichnerische Bravour verbindet sich bei ihm mit dem absolut sicheren Ausdruck der Stimmung, der seinen Farbholzschnitten jenen dunklen Reiz gibt. Spontane Beobachtung und Neigung zum Ornamentalen verdichten sich hier zu einer Leistung, die auch den westlichen Betrachter ergreift. Hauchzartes kalligraphisches Liniengespinnt auf dunkelfarbig getöntem Grund, das ist das Erregende dieser Kunstäußerung. Solche Beschreibung aber wäre formal, wenn man nicht gleichzeitig das feine Sensorium Hokusais erwähnte, menschliche Grundsituationen bildhaft zu repräsentieren. Denn das nämlich, das Humanum ist es, was durch den Zauber des Exotischen hindurch in seinen Arbeiten stets neu gebannt wird.

Alle diese Konturen deutlich gemacht zu haben, ist das Verdienst der Boller-schen Untersuchung. Seine Bildauswahl vermittelt einen wesentlichen Querschnitt durch die immense Produktion Meister Hokusais, seine Interpretation hält sich in wohlthuender Kürze.

Hans Eckeard Bahr

Deutschland-Frankreich

Über dieses Thema gibt es unendlich viel Literatur und wenig, das auf die Dauer standhält. Das Buch jedoch, das das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg in Zusammenarbeit mit dem Verlag vorgelegt hat „Deutschland - Frankreich“ (Ludwigsburg, Beiträge zum Problem der deutsch-französischen Beziehungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 378 S. DM 16,80) verdient höchstes Lob. Hier werden die politischen Probleme von Männern wie Carlo Schmid, André Siegfried und Raymond Aron behandelt, während u. a. Kapazitäten wie Wilhelm Hausenstein, Kurt Wais und Joseph Breitbach sich mit dem geistig-kulturellen Leben der beiden Völker befassen. Der unermüdliche Leiter des Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg Fritz Schenk legt Rechenschaft über sein Institut ab, das — soweit wir sehen — zu den wirkungsvollsten Einrichtungen dieser Art gehört.

Was das Buch aber über den Rahmen dieser lobenden Erwähnung hinaus nicht nur für Politiker, Bibliotheken, Archive, Redaktionen und ähnliche Institute, sondern — wir wagen es zu sagen — für die Historie unentbehrlich macht, ist die angehängte Bibliographie, die eine anderswo nicht aufzufindende Übersicht sowohl über die deutsche Literatur über Frankreich wie die französische über Deutschland nach 1945 bringt, aber auch noch eine Übersicht über jene Zeitschriften hüben und drüben, die sich einer Klärung und damit Besserung der nachbarlichen Verhältnisse der beiden Völker widmen. *b. e. h.*

Atlantis

Es war einmal ein Inselreich, das hieß Atlantis und verschwand im Meer. Auf der Mitte zwischen England und den USA gelegen, tauchte es nach dem Zweiten Weltkrieg wieder auf, freilich nicht als irdische Insel. Es wurde der geistige und politische Wohnort jener europäischen Amerikafahrer und amerikanischen Europafahrer, die beide Kontinente gründlicher kennen lernten, beide kritisch lieben, zwischen beiden stehen und doch nicht an gebrochenem Herzen leiden.

Mr. Putt ist einer von ihnen. — S. Gorley Putt: „View from Atlantis. The Americans and Ourselves.“ (London 1955, Constable VII. 160 S. 15/-) —

In England geboren, durch Arbeit, Studium und Reisen mit Amerika vertraut, nahm er Atlantis als Wahlheimat. Von hier betrachtet er die Familie der Angelsachsen, schildert er Amerikanern den britischen Alltag und macht britische Leser mit dem American Way of Life bekannt. Zwischen beiden vermittelnd, erklärt er Unterschiede, ohne sie zu verwischen und zeigt Übereinstimmungen, ohne auch nur einmal das abgedroschene Wort von der Völkerverständigung zu gebrauchen. Keins seiner Einzelthemen ist neu, über jedes wurde schon irgendwo in der riesigen Amerikaliteratur geschrieben. Trotzdem stellt nirgends Langeweile sich ein. Es wechseln stets leicht belustigte und immer belustigende Erzählungen von den Wundern New Yorks, dem zivilisationsfernen Westen am Pazifik mit Reportagen über drugstores in Montana und Pubs in London, nachdenkliche Reflexionen über nationale Eigentümlichkeiten beider Länder mit witzigen Anekdoten über Mißverständnisse zwischen den Vettern anlässlich der Besuche von Touristen oder GIs. Unversehens landet Putt dann doch bei der Politik und den tieferen Ursachen der bitterbösen Angriffe gegeneinander. Natürlich hört die Familienliebe auf, wenn der Amerikaner, halb erfroren aus dem eisigen Badezimmer seines Londoner Hotels kommend, bei schlechtem Kaffee die Morgennachrichten diskutiert, die doch den Briten weniger schockieren als die unmögliche Krawatte des lärmenden Gastes.

Es gibt wenig Bücher, die so behutsam wie dieses die beiden Welten einander interpretieren. Daß die fundamentalen Gemeinsamkeiten nicht überschätzt, und die Verschiedenheiten der Mentalitäten nicht hysterisch übertrieben werden sollten, ist das Grundmotiv der ebenso informativen wie literarisch meisterhaften kleinen Schrift.

Helge Pross

Mensch und Maschine

Das bedeutende Buch von *Joachim Bodamer* „Gesundheit und Technische Welt“ — Zur Pathologie des Zeitalters (Stuttgart 1955, Klett-Verlag. 272 S. DM 14,50) setzt sich in eingehender Weise mit den Problemen des Menschen im technischen Zeitalter auseinander. Wenn der Verfasser in der Einleitung die Frage aufwirft, ob der Arzt dieses Problem kritisch genug untersuchen könne, ob nicht vielmehr der Pädagoge und

Soziologe das Wort ergreifen müsse, so muß man feststellen, daß der Verfasser nicht bei der medizinisch-biologischen Betrachtung stehen geblieben ist, sondern weitgehend philosophische, pädagogische und soziologische Gedankengänge durchgeführt hat. Bodamer hat neben Medizin auch Philosophie studiert. So kann dieses Werk als vollkommen gelungen bezeichnet werden; wie es die Schwächen des heutigen Menschseins aufdeckt, zu erklären sucht und wie man diesem Defekt nahekommen und ihn überwinden kann.

Sind wir Menschen in dieser technischen Ära nicht schon zu der Funktion einer Maschine herabgesunken? Zwingen nicht gerade viele unserer „fortschrittlichen Errungenschaften“ den Menschen zu einem Dasein ohne Freiheit? Neben anderen Untersuchungen nimmt auch die Analyse der „Ehe“ einen breiten Raum ein. Der Verfasser schildert das Versagen des Mannes, der durch einseitige, ökonomisch-rationale Zwecksetzung, seine vollständige Unterwerfung unter den Berufs- und Daseinskampf das Wichtigste eingebüßt hat — seine Väterlichkeit. Jene Väterlichkeit, die er selbst nur im Glauben an einen Gottvater voll und ganz entfalten kann. Die erlittene Einbuße der Frau findet er in einem Verlust an Vitalität und Instinkt. Dadurch ist die Ehe von vornherein unecht, kann doch nur in der Dreiheit Frau-Mann-Gott echte Männlichkeit und wahre Mutterschaft wachsen und gedeihen. So sieht der Verfasser in der Erneuerung der Familie, in der Rückwendung des Mannes zur Familie einen möglichen Weg aus unserer Lage.

Kein anderer als Joh. Heinr. Pestalozzi hat in „Lienhard und Gertrud (1781)“ in der Genesung und Wiedergeburt der Familie die Gesundung der Gemeinde und des ganzen Staates gesehen. Es gilt bewußter zu leben, unseren Kindern ein brauchbares Vorbild zu geben, um die Erkrankung des Zeitgeistes auszuheilen.

Sehr interessant und aufschlußreich ist auch die Typisierung des modernen Menschen (Mensch des Ressentiments, der Leere, der Sicherung, und der Spaltung), die geklärt und erklärt wird aus der Situation des heutigen Zivilisationsstaates. Ein kurzer Exkurs in die Kunst, zur Bedeutung der modernen, absoluten Kunst läßt ahnen, daß wir in einem geschichtlichen Prozeß einer Neugeburt ent-

gegengehen. Wissen wir doch auch, daß die neueste, naturwissenschaftliche Forschung sich der Grenzen menschlichen Erkennens bewußt geworden und auf dem Wege ist, sich im Glauben an eine höhere Macht mit dem Glauben der Theologen zu treffen.

Wolfgang Friedrich

Die Familie

Gegenüber einer Betrachtung der Familie, die sie als soziales Gebilde eigener Art in ihrer Gefährdung oder erhöhten Stabilität einseitig aus dem gesellschaftlich-menschlichen Zusammenhang heraussteigert, sie zum Objekt einer wertfreien und logisch erhärteten Analyse macht, bietet sich mit J. Leclercq's Familienbuch eine wesentlich moralphilosophische, von strenger Katholizität und ethischem Wollen getragene Deutung des menschlichen Wesens an: Jacques Leclercq: „Die Familie. Ein Handbuch“. (Freiburg/Br. 1955, Herder. Deutsche Bearbeitung von Jakob David. X und 422 S. DM 21,80).

Nach Leclercq entspricht die institutionelle Verwirklichung und Sicherung der Familie und Gesellschaft einer Forderung der Natur, deren spontane Einrichtung sie ist, dem natürlichen, seiner Sendung zur Ehre Gottes bewußten Menschen. Erfüllt der Mensch dieses naturrechtliche Gebot nicht, dann gefährdet er die Sittlichkeit, die Bewahrung der höchstmenschlichen Traditionen, bringt er sich um sein Glück und wendet sich gegen sich selbst.

So bedeutet aber auch die individualistische Abschirmung einer gefühlvollen Intimität der Gattenbeziehung innerhalb der Familie nach der Philosophie des „Rechts auf Liebe“ eine Störung der natürlichen Familienordnung, weil sich diese Idee der Glückerringung nicht auf das Ganze richtet. Denn mit dieser „Erziehung zur Sinnlichkeit“ wird letztlich das Kind als wirkliche Einheit der Gatten ausgeschlossen. Der wesentliche Auftrag ist aber diese Fortführung des Menschengeschlechts in einer durch das objektive göttliche Recht der Unauflöslichkeit der Eiche gesicherten Familienordnung, die als Teil einer auch die jenseitige Welt umfassenden natürlichen Ordnung gesehen wird.

In der ausgezeichneten Übersetzung durch J. David, die von ihm bezüglich der deutschen Familiensituation beson-

ders überarbeitet wurde, durchdringt dieses encyclopädische Handbuch das reichhaltige, von den Sozialwissenschaften gebotene positive Datenmaterial im Sinne einer Wesensschau menschlicher Natur und ihrer Bedürfnisse. Ihre systematisch-geschlossene Wertung von der christlichen Moralphilosophie her und der Aufweis eines umfassenden naturrechtlichen Ansatzes der Familienordnung, stellen den Gewinn dieses Handbuches gegenüber zahlreichen, von einer individualistischen Tendenz durchaus nicht freien Familienmonographien aber auch so manchem christlichen Familienbüchlein dar.

Herbert Kubis

Problem des Selbstbestimmungsrechtes

Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ist seit dem Ersten Weltkrieg eine politische Formel geworden, deren praktische Bedeutung man nicht bestreiten kann. Ihre Anwendung oder die Forderung nach ihrer Anwendung hat seitdem an Intensität gewonnen und universale Ausdehnung erlangt. Angesichts der Entwicklung in Asien und Afrika ist auch nicht daran zu zweifeln, daß das Selbstbestimmungsrecht noch auf absehbare Zeit eine große Rolle in der Politik spielen wird. Gleichzeitig hat sich aber auch gezeigt, welch schwierige und umfassende Fragen das Selbstbestimmungsrecht theoretisch und praktisch im internationalen Leben aufgeworfen hat und aufwirft. So ist eine Untersuchung wie die von Günter Decker, „Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen“ (Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen. 435 S. Ln. DM 14,80) zu begrüßen, die die verschiedenen Probleme unter Beibringung umfangreichen Materials eingehend behandelt.

Die Art der Behandlung ist teils historisch, teils grundsätzlich gehalten, wobei indes eine schärfere Trennung mancherorts vorteilhaft für das Ganze gewesen wäre. Die historischen Betrachtungen gehen kurz auf die Ausgangspunkte der Selbstbestimmungsbewegung ein und befassen sich dann besonders mit der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes nach dem Ersten Weltkrieg. Daß diese keineswegs vollkommen war, ist zutreffend. Empörung über die Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes nach 1918 ist indes von deutscher Seite aus am wenigsten angebracht. Hat das Deutsche Reich, solange es mächtig war, sich an dieses Prinzip gehalten, z. B. — um von spä-

teren, viel düsteren Ereignissen zu schweigen — beim Frieden von Brest-Litowsk, bei dessen Darstellung das Problem auffallend sanft berührt und nur die Resolution der deutschen Sozialdemokratischen Partei, und diese dem Sinne nach tadelnd, erwähnt wird? Ähnlich steht es mit den Ausführungen des Verfassers zu den Geschehnissen nach 1945 — diese sind unbedingt zu verurteilen, aber man kann nicht einfach vergessen, was vorangegangen war, wenn man nun einmal eine historische Darstellung geben will.

Was nun die prinzipiellen Darlegungen betrifft, so behandelt ein sehr interessantes Kapitel die kommunistische Konzeption des Selbstbestimmungsrechtes, die in der Theorie außerordentlich folgerichtig, in der geschichtlichen Entwicklung nach Ansicht Deckers wirksamer war als die westliche Fassung. Da aus geschichtlichen und politischen Gründen das Selbstbestimmungsrecht eng mit dem Nationalitätenprinzip zusammenhängt, ergibt sich alsbald die Frage nach dem Verhältnis von Nation, Staat und Selbstbestimmungsrecht, und schließlich die Grundfrage: in welchem Rahmen, auf welcher Grundlage kann und soll das Selbstbestimmungsrecht angewandt werden? Der Verfasser antwortet darauf: auf nationaler Grundlage. Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können, sei doch wenigstens die Frage berührt: ist der Nationbegriff heute noch so unbedingt gültig? Dazu kommt, daß Decker allem nach beim Nationalstaat immer an den zentralisierten Obrigkeitsstaat denkt, in dem es, falls er nicht national geschlossen ist, gegebenermaßen nur „Minderheiten“ gibt, während ein echt föderalistisches Denken grundsätzlich die Vielheit als Grundlage der Zusammengehörigkeit anerkennt. Zugegeben daß die erstere Form heute vorherrscht, so hätte doch das Beispiel der Schweiz etwas mehr Beachtung verdient und zu einem tieferen Eingehen auf den Zusammenhang von Freiheit und Selbstbestimmung führen können. Von diesem Ausgangspunkt aus könnte das Selbstbestimmungsrecht auch eine einigende Wirkung gewinnen, während Decker es fast ausschließlich in trennendem Sin als Auflösung nicht national geschlossener Staaten nimmt, wie es freilich bisher meist der Fall war. Auch manches Andere erweckt Bedenken, so die Setzung eines „Rechtes auf Heimat“; hier klingen Ressentiments an, wie sie in den Heimatbünden gepflegt werden,

menschlich verständlich, politisch unhaltbar, ja gefährlich. Trotz dieser Einwände muß jedoch als Verdienst des Buches hervorgehoben werden, daß es die Probleme des Selbstbestimmungsrechtes gründlich und systematisch herausarbeitet und damit eine gute Grundlage, vervollständigt durch einen dokumentarischen Anhang und eine ausführliche Bibliographie, für weitere Diskussionen schafft, gerade auch über Punkte, die zur Kritik herausfordern. Denn daß die Selbstbestimmungsbewegung eine politische Realität ist und dementsprechende Forderungen von großer Aktualität sind, diesen abschließenden Sätzen des Verfassers ist durchaus zuzustimmen.

Bernhard Knauss

Er sah sie

Wolfgang Bretholz hat mit seinem Buche „Ich sah sie stürzen“ (Wien/München/Basel 1955, Verlag Kurt Desch. 502 S. DM 19,80) von vornherein für sich, daß es von Geschehnissen Kunde gibt, die uns wegen des eisernen Vorhanges weitgehend unbekannt geblieben sind. So ist bereits die unbehaute Information von großem Interesse und besonderer Instruktion. Was jedoch Bretholz aus der Reihe derer herausragen läßt, die durch ähnliche Werke die Paradoxie unseres Weltzustandes ins Bewußtsein hoben, bleibt vor allem die Tatsache, daß er gerade zum Zeugen der Gleichschaltung des Balkans wurde. Hier liegt — trotz ausgezeichneten Ausblicks in den Nahen Osten — der Schwerpunkt des vorliegenden Buches. Hier findet sich auch seine ganze Gültigkeit, die sowohl dem Verfasser als auch dem Verlage zur Ehre gereicht.

Bretholz, Journalist von hohen Graden, hatte eine schier unheimliche Witterung für Brennpunkte und Szenenwechsel. Ob es sich um Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Jugoslawien oder die Tschechoslowakei handele, Länder, die er kreuz und quer bereiste: stets geriet er in den Strudel umstürzender Ereignisse, die er mit dem klaren Blick des überzeugten Demokraten zu kommentieren wußte. Wirklich, Bretholz sah die alten Ordnungen und ihre Repräsentanten stürzen wie niemand vor ihm. So kennzeichnet die Kapitel, die den kommunistischen Staatsstreichen in den meisten dieser Länder gewidmet sind, auch eine ungeahnte Schwermut und tiefe Erregung. Man hat selbst durch glanz-

volle Schilderungen aufs unmittelbarste Teil an den letzten Tagen der Freiheit, man spürt leibhaftig die drohende Wende und erlebt schließlich den dunklen Sieg des Kommunismus.

Bretholz zeigt in der literarisch un-
gemein fesselnden Mischung von per-
sönlichem und historischem Geschick die
Verhältnisse lediglich auf. Allein indem
er es tut, werden Schuld und Verhäng-
nis nur um so schneidender offenbar.
Vielleicht könnte man hier meinen, daß
manche der Analysen später nicht ge-
ringfügige Korrekturen erfahren dürf-
ten. Indes zählt dieses Bedenken schon
insofern kaum, als die immense Kennt-
nis der Persönlichkeiten — die Studie
über Benesch stellt ein erstrangiges Ka-
binettstück dar — alle etwaigen Mängel
mehr als wett macht.

Das aufwühlende Buch wird für den
Deutschen zu einer bitteren Lektüre,
vermag er sich doch angesichts dessen,
was Bretholz ausbreitet, vor allem nicht
seiner Verantwortung für die verlorene
Freiheit des Balkans zu entziehen. Um
so mehr aber wünschte man daher gerade
diesem Werk die weiteste Verbreitung.

Bodo Schewrig

Auf dem Moskauer Posten

Gustav Hilger, als Sohn deutscher
Eltern 1890 in Moskau geboren, mit der
russischen Sprache so vertraut wie mit
der deutschen, verbrachte längere Zeit
seines Lebens jenseits als diesseits der
deutschen Grenzen. Unmittelbar nach
dem Ersten Weltkrieg, in dem er sich um
die Kriegsgefangenen verdient machte,
kam er über die Handelsvertretung zur
Diplomatie. In den Jahren bis 1941 sah
er die deutsche Entwicklung von der Mos-
kauer Botschaft aus unter dem Gesichts-
winkel der Verständigung mit Rußland,
gleicherweise hingezogen und abgestoßen
von beiden Zentralen, von Moskau und
von Berlin. Er gewann dadurch im Rah-
men der deutsch-russischen Beziehungen
einen solchen Grad von Unbestechlich-
keit, wie er in unserer nationalistischen
Epoche bei wenigen anderen Diplo-
maten zu finden sein dürfte. Aber ge-
rade diese Übernationalität, die sich dem
Gastland und dem eigenen gleicherweise
verpflichtet weiß, war es, die man in
den guten Zeiten der Diplomatie als
höchste Qualifikation pries. Nicht so in
den unsrigen. Hilgers Buch zeichnet sich
durch tiefe Einsicht in diese Problematik
aus, und es ist daher für die Erforschung

der Strukturkrise der modernen Diplo-
matie von hohem Wert. Wer Sinn für
die langsamen, fast unmerklich eintreten-
den Verschiebungen politischer Struk-
turen hat, wird Hilgers Weg mit wach-
sender Anteilnahme verfolgen: „*Wir
und der Kreml*“ im Verlag Alfred Metz-
ner (Frankfurt am Main 1955. 322 S.
DM 16,—). D. R.

De Gaulles Memoiren

Jahrelang hat der Ruf des Politikers
de Gaulle den Ruhm des Soldaten de
Gaulle, des Inbils des französischen
Widerstandes, überschattet. Nun ist der
Politiker de Gaulle von der Bühne abge-
treten. Seine Sammlungsbewegung ist der
Zerstreuung anheimgefallen. Doch als
vor zwei Jahren der erste Band seiner
Memoiren in Frankreich erschien, offen-
barte sich Charles de Gaulle in dritter
Gestalt: als Schriftsteller.

Denn es sei vorweg gesagt: Es ist ein
hoher Genuß, diese Memoiren zu lesen.
*Charles de Gaulle, „Memoiren, Der Ruf
1940-1942“* (Frankfurt am Main 1955,
S. Fischer-Verlag. 278 S. DM 16,80),
wie immer man den General oder den
Politiker und das, was von beiden im
Inhalt der Memoiren anklingt, beurteilen
mag. De Gaulle ist ein Meister der
Sprache (selbst die Übersetzung gibt das
wieder). Er ist ein Meister der Sprache,
dem es gelingt, ihr zugleich Klarheit und
Schönheit abzugewinnen.

De Gaulles Erinnerungen erscheinen
spät. Ihre Bedeutung liegt daher nicht
so sehr in neuen Tatsachen, die er dem
Bild des Zweiten Weltkrieges hinzu-
fügen könnte, sondern in seiner Schau
dieses Bildes, aus dem Blickwinkel der
kleinsten der alliierten Mächte. Aller-
dings eröffnen sich hier recht interessante
Ausblicke auf den Widerspruch zwischen
Methoden und Zielen der Signatoren
der Atlantik-Charta.

De Gaulles persönliches Schicksal in
diesem Krieg war seltsam genug. Vor
dem Zusammenbruch Frankreichs war
er nur Soldat, wenn auch ein Soldat,
dessen Blick über die Taktik hinaus
auch die Strategie und damit die Politik
umfaßte. Erst mit seiner Flucht nach
England — logische Folge seiner Wei-
gerung, Frankreichs Niederlage zu akzep-
tieren — vollzog er das Außerordent-
liche: den Bruch mit der militärischen
Tradition. Er hat nicht nur die Nieder-
lage nicht akzeptiert, sondern durch
seine Nichtanerkennung der von seiner

Regierung vollzogenen Kapitulation die Fiktion aufgerichtet, die später erst zum Symbol und noch später zur Wirklichkeit wurde: daß Frankreich da sei, wo seine treuesten Söhne stünden. Nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß für einen französischen General die Frage des militärischen Gehorsams weniger problematisch war als für die Männer des 20. Juli.

Noch ein Element dieser Memoiren verdient Beachtung: de Gaulle läßt auch seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren. Er begriff die Rolle Pétains, der sich als „Schild Frankreichs“ fühlte, auch wenn er sie nicht billigte. Und vergleicht man das, was Churchill, der unter dem „Kreuz von Lothringen“ theatralisch stöhnte, über de Gaulle sagt, mit dem, was de Gaulle über Churchill zu sagen hat, dann fällt der Preis der Fairneß und der Noblesse de Gaulle zu. Schon im ersten Band der Memoiren melden sich jene politischen Gedankengänge an, die den Politiker de Gaulle später in die Sackgasse der antiparlamentarischen Rechten führen sollten: eine Hinneigung zum Ständestaat und zum autoritären Denken. Dennoch ist man beim Lesen seiner Memoiren versucht, dem Politiker de Gaulle um des Memoirenschreibers de Gaulle willen zu verzeihen.

Marianne Regensburger

Johann Jakob v. Tschudi

Der Schweizer Dr. Paul-Emile Schazmann legt ein Werk über seinen Landsmann J. J. von Tschudi vor: *Johann Jakob v. Tschudi, Forscher, Arzt, Diplomat* (Zürich, Verlag Mensch und Arbeit. 199 S. Lwd. DM 9,80). Er setzt damit nicht nur dem vielseitigen Gelehrten ein spätes literarisches Denkmal, sondern überrascht auch mit der Schilderung abenteuerlicher Reisen und der Publikation interessanter Natur- und Kulturforschung in Südamerika. Der Biograph hat in emsiger Arbeit das Leben und die Ziele des Forschers (1818-1889), der u. a. mit Agassiz und Alexander v. Humboldt in Briefwechsel stand, lebendig nachgestaltet unter Benutzung noch nicht veröffentlichter Briefe Tschudis. Für das Buch gilt, was Prof. Pittard, Genf in seinem Vorwort schreibt, daß „Lebensbilder hervorragender Menschen im Leser den Wunsch wecken, selber ein volles und nützliches Dasein zu leben.“ Und das tat Tschudi vielen Schwierigkeiten und Anfeindungen zum Trotz

und bei dem geringen Rückhalt, den ihm sein kleines Vaterland damals nur zu geben vermochte. Wohltuend berührt auch das soziale und humanitäre Moment, wie es in seinem Eintreten für die in der Gefahr völliger Deklassierung befindlichen Schweizer Siedler in Südamerika zum Ausdruck kommt. So war er ein oft unbequemer Kritiker der Bürokratie und Engstirnigkeit kantonaler Behörden. Ihm ging jedoch das Ideelle über persönlichen Vorteil, und so ergibt sich das ungetrübte Bildnis einer Persönlichkeit.

Walter Brückener

Von den letzten Oasen der Tierwelt

Die erhabensten, ausgesuchtesten Fotos von Wildtieren in ihrer Landschaft — von der afrikanischen Steppe über die Rocky Mountains, den eurasischen Taigawäldern, bis in die Welt der Moschusochsen in der Polaris — sind hier als „Mahnmal“ zusammengestellt: sie sollen uns Menschen alle daran erinnern, daß es für die Schöpfung Gottes durch unsere Schuld fünf Minuten vor zwölf geworden ist!

Ein Bilderbuch zum aktuellen Naturschutz, der eine internationale und die dringlichste Aufgabe im Sinne einer wirklichen Synthese von Humanitas und Universitas ist. Einprägsame, unmittelbare Erlebnisse von Wildwächtern, Forschern und Jägern mit der Kamera sowie kurze Übersichten über die Stätten unberührter Wildnis, die Nationalparks in allen möglichen Ländern aus berufener Feder beschließen das Werk. Naturschutz ist ein Menschheitsproblem Nr. 1, weil es unaufschiebbar ist. Die meisten Kulturstaaten haben es auf ihrem Programm. Und es interessiert in diesem Buche z. B. besonders die große Reihe staatlicher Naturschutzgebiete in der UdSSR, wo man ebenso wie in den USA eingesehen hat, daß wir großräumige Beispiele ungestörter Landschaft mit ihrer bodenständigen Tier- und Pflanzenwelt als „natürliche Kraftquellen“ selbst für die Welt des Menschen und seine Wirtschaft brauchen.

Die Bildunterschriften und -erläuterungen sind trotz geringer fachlicher Mängel treffend und lebendig. Das Buch wird hoffentlich kein Nekrolog, sondern ein Erwecker von Herzen und Geistern für die unberührte Natur. („Die letzten Oasen der Tierwelt. Mit Wildhütern und Kamerajägern in den Nationalparks der

Erde.“ Eingeleitet von *Heinz Heck*, mit Beiträgen von Oskar König, Dr. Arthur Lindgens, Dr. Erna Mohr, Prof. Dr. E. P. Tratz, Dr. F. N. Zimmerli, K. L. Koch-Isenburg u. a. 114 ein- und mehrfarbige Fotobildseiten von W. Schack, Dr. Lindgens, Feuerstein, Rödle, Helen Fischer, Färber, Popper, Christiansen u. a. — Umschau Verlag Frankfurt a. M. und Pinguin-Verlag St. Johann/Tirol. DM 19,80.) *Friedrich Goethe*

Ein notwendiges Buch

Unter dem verpflichtenden Titel „*Die Vollmacht des Gewissens*“ ist eine wichtige Zusammenstellung über die Pflicht und das Recht des deutschen Widerstands erschienen (München, Verlag Hermann Rinn. 572 S.). Das Buch wird unter der Leitung von General a. D. v. Witzleben von der Europäischen Publikation e. V. herausgegeben, der wir schon so manche wichtige Arbeit verdanken. Ein zweiter Band befindet sich in Vorbereitung. Zu dem Buch hat Theodor Heuß ein Vorwort geschrieben. Dann folgen Gespräche über die Rechtslage im Terrorstaat, an denen wahrhaft berufene Männer teilgenommen haben: Juristen, Professoren, Geistliche und Offiziere. Es folgen drei Gutachten zum Widerstandsrecht von Hermann Weinkauff, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Jesuitenpater Max Pribilla und Professor Walter Kühneth. Weiter bringt das Buch den Beitrag von Helmut Krausnick: „Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen Hitler“, weiter von Professor Kurt Sendtner: „Die deutsche Militärposition im ersten Kriegsjahr“. Dann folgt die große Rede von Theodor Heuß, die er an der Freien Universität Berlin zur 10. Wiederkehr des 20. Juli gehalten hat und in der er den deutschen Widerstand gültig in die Geschichte eingeordnet hat. Prof. Georg Stadtmüller gibt eine Übersicht über das „Schrifttum zur Geschichte der militärischen Widerstandsbewegung 1933-1945“. Ein muster-gültiges Personen- und Sachregister schließt dieses Buch ab, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es erscheint als Pflicht aller, die um die Zukunft unseres Volkes besorgt sind, dieses Buch zu verbreiten und es vor allem auch der deutschen Jugend zugänglich zu machen, denn an der Stellungnahme zum deutschen Widerstand wird sich das geistige Schicksal unseres Volkes entscheiden. *R. P.*

Sardinien

Nach seinen Reise- und Kunstführern Italien und Portugal hat nun *Jakob Job* sein Interesse der Insel „*Sardinien*“ zugewandt (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag. 312 S. 48 Fotos, 1 Karte. DM 15,50). Wer Jobs andere Reisebücher kennt, weiß, daß er wiederum ein hervorragendes Bildmaterial zu erwarten hat. Job hat den Blick des Jägers, um alles zu erspähen und mit der Kamera das Wesentliche festzuhalten. Job verfügt aber noch über eine andere Kamera: die Kamera des Geistes. Diese ermöglicht ihm, das Wesen der Landschaft, des Volkes und der Atmosphäre zu erkennen und in einer klaren Sprache darzustellen. Job vermittelt dem Leser nicht nur Kenntnisse, sondern er erweckt in ihm die Lust, anhand des berufenen Führers seinen Spuren zu folgen. Über Sardinien sind nur Wenige wirklich orientiert, umso mehr wird das, was Job über die Menschen dort, über die Landschaft und die Kunst zu sagen hat, von jedem, der offenen Sinnes ist, mit Dankbarkeit aufgenommen werden. *R. P.*

Hofmannsthal Prosa IV

In der großen Ausgabe der „Gesammelten Werke in Einzelausgaben“ von *Hugo von Hofmannsthal*, die Dr. Herbert Steiner in vorbildlicher Treue und Sorgfalt im S. Fischer Verlag herausgibt, schließt der soeben erschienene Band „*Prosa IV*“ (S. Fischer Verlag. 532 S. DM 22,50) die Reihe der Prosaschriften ab, die innerhalb von Hofmannsthals Gesamtwerk eine so wichtige Stellung einnehmen, innerhalb der deutschen Literatur der letzten fünfzig Jahre aber einzigartig sind. Der neue Band vereinigt die Prosaschriften aus den Jahren 1920 bis 1929, jenem Zeitabschnitt also, in dem Hofmannsthal, nach dem Ersten Weltkrieg, nicht müde wurde, auf die hohen Werte des geistigen Erbes, auf die Kontinuität der geistigen Entwicklung und auf die lebendigen geistigen Kräfte der Gegenwart hinzuweisen. Wir finden in dem Bande die schon klassisch gewordenen Stücke wieder, die beiden Reden auf Beethoven, die Huldigung für Franz Grillparzer, die schöne kurze Rede in Wien: „Vermächtnis der Antike“ und natürlich die berühmt gewordene, aber noch immer nicht völlig erkannte Münchner Aula-Rede „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“. Dazu gesellen sich Aufsätze und Studien über Goethe,

Stifter, Molière, Manzoni, um nur einige der Themen mit Namen zu nennen. Wir lesen aber auch mit immer neuer Beglückung und Bezauberung die Studien über Griechenland, Sizilien und die Reise im nördlichen Afrika. Schließlich finden wir hier beisammenstehend die zahlreichen Vor- und Nachworte, von denen jedes eine Kostbarkeit für sich darstellt. Zu diesen schon bekannt gewordenen Stücken gesellen sich andere, die bisher nicht in die größeren Sammlungen aufgenommen waren. Sie alle stellen Beiträge dar zu jener für Hofmannsthal so wichtigen Bemühung um die Erkenntnis und Darstellung dessen, was wir abendländische Überlieferung nennen. Es ist auch nicht annähernd möglich, hier auf Einzelheiten erschöpfend hinzudeuten, ja es scheint nicht einmal notwendig, geht es doch hier um das Ganze, um die Art wie eine Arbeit auf die andere innerlich Bezug nimmt. Es geht auch darum, zu erkennen, wie alle diese Arbeiten von einem seltenen Menschen sprechen, von einem Dichter, der ein Meister der Sprache war, zugleich aber ein Be-

wahrer, Erhalter und Mehrer des geistigen Erbes. Hier äußert sich ein Mann, der nicht nur, wie viele andere, um das Erbe wußte, der vielmehr wie kaum ein anderer dieses Erbe sein eigen nannte. Hier spricht ein Mann, an dessen Sprache gleicherweise Kopf und Herz, Natur und Geist mitgeformt haben. Sich in diese vier Bände Prosa von Hugo von Hofmannsthal versenken, heißt Umgang haben mit einem der nobelsten Geister Europas, heißt vertraut werden mit der Welt eines der letzten Aristokraten des Geistes, heißt endlich in diesen vier Bänden *mehr* finden als in ganzen Bibliotheken. Wer es noch nicht wußte, der wird nach Abschluß dieser Prosaschriften-Reihe begreifen, daß wir in Hugo von Hofmannsthal einen der großen Erzieher unserer Nation besaßen, einen Erzieher, dessen Auftrag noch nicht erfüllt ist, ja der kaum erst zu wirken begonnen hat.

Die Ausgabe wird fortgesetzt mit „Lustspiele III“ (404 S. DM 18,50) und „IV“ (480 S. DM 22,80).

Otto Hensebele

VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF



FRANKFURT a.M. - HÖCHST

Jeder literarisch Interessierte liest das

BÜCHERSCHIFF

DIE DEUTSCHE BÜCHERZEITUNG

Eine unabhängige Literaturzeitung von Weltruf mit literarhistorischen Aufsätzen und Berichten, Autorenporträts mit bibliographischem Nachweis, Verlagsbildern und Buchbesprechungen.

Monatlich eine
Nummer
mit den Beilagen
„Buch und Film“
„Buch und Musik“
große Sonderausgaben
zu Weihnachten, zu
Ostern und zur
Frankfurter Buchmesse.

Vierteljährlich DM 2,— zuzüglich Zustellgebühr

Verlangen Sie Probenummer und Prospekt

VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF



FRANKFURT a.M. - HÖCHST

Zukunftslander

Bernd Lohses Buch „Kanada, Land von morgen“ (Frankfurt 1955, Umschau-Verlag, 215 S. DM 15,80) ist eine fotografierte Soziologie. Lohse gehört zu den Stars der deutschen Fotografen. Aber nicht nur die 124 geschickt ausgewählten, hervorragenden Aufnahmen, sondern auch der klug und gepflegt geschriebene Text vermitteln einen Eindruck von Kanada, wie ihn keines der in den letzten Jahren über dieses Land erschienenen Bücher zu geben vermochte. Kanada gehört ja zu den Ländern, die dem Europäer etwas unheimlich sind. Seine Assoziationen sind etwa: unermesslich groß, kaum besiedelt, kalt, fast nur Wälder und noch etwas unzivilisiert. Und dann erfährt man aus Lohses Buch ein paar verblüffende Tatsachen: daß es am Erie-See wärmer ist als in Los Angeles, daß dort Kakteen, Orangen und Baumwolle ebenso wachsen wie in Ontario der Wein. Die Lager an ölhaltigem Sand im Norden enthalten mehr Petroleum als alle bekannten Reserven der Welt zusammen. Kanada produziert mehr Nickel, Zeitungspapier, Platin, Asbest und Uran als irgendein Land der Welt. Von Kanadas Weizen essen 15 Millionen Landeskindern weitere 100 Millionen Menschen in 71 Staaten. Nun, das sind nur einige der Überraschungen dieses Buches. Wenn man bei der letzten Seite angelangt ist, möchte man dem ehemaligen kanadischen Ministerpräsidenten Sir Wilfred Laurent Glauben schenken, der einmal gesagt hat: „Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Vereinigten Staaten. Das 20. wird einmal im Zeichen Kanadas stehen“.

So ähnlich wie mit Kanada geht es uns mit Australien, und damit kommen wir zum zweiten Buch von Bernd Lohse. Es heißt „Australien und Südsee heute“ und ist im gleichen Verlag erschienen (211 S. mit 168 Aufnahmen. DM 15,80). Auch von diesem Kontinent haben wir Vorstellungen, die der Verfasser oft korrigieren muß. Denn wer ist sich schon bewußt, daß es zum Beispiel nur an zwei Stellen Australiens Niederschläge nach europäischen Maßstäben gibt oder daß etwa 70 Prozent der Staatseinnahmen aus der Wolleproduktion stammen und deshalb Konjunkturschwankungen gefährliche Auswirkungen auf das ganze Wirtschaftsleben haben können. Solche sachlichen Informationen mischt Lohse so gut mit

heiteren Erlebnissen, mit plastischen Schilderungen und vor allem wieder mit einfach großartigen Fotos, daß das Lesen Freude macht. Eine überraschend interessante Welt tut sich vor uns auf: exotisch, amerikanisch und europäisch zugleich. Wir sehen dieses riesige Land von der Größe der USA mit der Einwohnerzahl Londons wirklich vor uns. Und wenn Lohse uns zum Schluß zu den Inseln der Südsee führt, dann entdecken wir sogar noch ein Stückchen Paradies. Und es macht ein bißchen wehmütig, zu wissen, daß es unseren Fortschrittsaposteln ohne Zweifel gelingen wird, auch diese letzten Reste sogenannter unterentwickelter Gebiete in Kürze zu zivilisieren.

Hans-Joachim Netzer

Preußen und Rußland

Die Untersuchung „Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen“ von Kurt Forstreuter (Göttingen, Muster-schmidt-Verlag, 257 S. DM 6,80. Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft Band 23) behandelt die Beziehungen des Deutschen Ordens und des späteren Preußen zu Rußland. Sie sind, um das Ergebnis des mit großer Sorgfalt sehr ins Einzelne gehenden Buches kurz zusammenzufassen, über gelegentliche Versuche einer Anknüpfung nicht hinausgekommen. Nur für die Zeit von 1517 bis 1522 läßt sich eine engere politische Zusammenarbeit erkennen. Um diese Zeit aber war der Orden bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, so daß dieser Ansatz ohne weitere Folgen blieb. Neben losen Handelsbeziehungen fand auch immer wieder ein Austausch von Gesandtschaften statt, über die kulturhistorisch interessante Einzelheiten gebracht werden, die zeigen, wie nahe damals in diesen östlichen Gebieten sich politische Mission und Abenteuer standen. Entscheidend für Preußens politische Stellung war stets das Verhältnis zu Polen-Litauen, und nur in sehr indirekter Weise hat dabei das zu allem hin noch schismatische, erst sich gestaltende Rußland eine Rolle gespielt. Die Geringfügigkeit der preußisch-russischen Beziehungen vor 1700 wird deutlich, ein negatives Ergebnis, wenn man so sagen will, aber deshalb doch wertvoll, insofern dadurch manche Ansichten richtig gestellt werden, wie etwa die im 19.

Jahrhundert entstandene von einer preußisch-russischen „Erbfreundschaft“. Erst mit Peter dem Großen wird auch Preußen in den Kreis der russischen Politik hineingezogen. Für die Jahrhunderte zuvor urteilt der Verfasser: „Die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland vor 1700 sind episodischer und peripherer Natur. Sie haben keine Kontinuität und keinen festen Ansatzpunkt.“

Bernhard Knauss

UNO

Im Band 10 seiner „Göttinger Beiträge für Gegenwartsfragen“ (Göttingen 1955, Musterschmidt-Verlag. 196 S. DM 12,20) hat das Institut für Völkerrecht der Universität Göttingen die Referate einer Seminarwoche zusammengestellt, die es gemeinsam mit der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen, Landesverband Niedersachsen, veranstaltet hatte. Sie galt den Gegenwartsproblemen der Vereinten Nationen. Das ist eine recht komplexe Thematik, und man zweifelt nicht daran, sie auch im Rahmen einer Seminarwoche nicht völlig erschöpft zu finden.

Die Veranstaltung im akademischen, ja fachwissenschaftlichen Bereich könnte uns selbst leicht zu Meditationen über das vordringlichste Gegenwartsproblem der Vereinten Nationen anregen, das der ungeschützten Vernunft stets erwächst, wenn sie in den politischen Raum einzuwirken versucht. Aber man kann sich mit den einprägsamen Worten, die A. C. Breycha-Vauthier über Idee und Aufgabe der Vereinten Nationen gefunden hat, zunächst beruhigen und den theoretischen Beiträgen zuwenden. Da sind dem Friedenssicherungssystem und der europäischen Sicherheit (E. Menzel), den Menschenrechten (H. Kraus), dem europäischen Zusammenschluß (G. Erler) und der Erziehung zu internationalem Verstehen (G. Dohmen) im Hinblick auf die Weltorganisation durchaus gediegene Aspekte abgewonnen. Andere Referenten berichten von der praktischen Arbeit einzelner Kommissionen.

Zweifellos ist die Publizierung von Idee, Arbeitsmöglichkeit und Arbeitsweise der UN eine lohnende Aufgabe. Das Gespräch weiterführen, wie es Erler hinsichtlich des Ost-West-Konfliktes von den Vereinten Nationen forderte, bleibt auch hier ein Erfolg, den man im Ganzen nicht unterschätzen sollte!

Ferdinand Seibt

Ägypten

wird zum Erlebnis

durch den neuartigen Bildband
von Eugen Kusch

ÄGYPTEN IM BILD

Kultur — Land — Menschen

192 Seiten mit 150 ganzseitigen Abbildungen, Einführung, ausführlichen Abbildungs-Erläuterungen, historischer Übersicht und Ägypten-Karte. Großformat 23,5 X 30,5 cm, Ganzleinen DM 29,50.

„... Viele Stunden, einige Abende kann man mit diesem Bande verbringen. Schließlich ist einem, als hätte man das Land am Nil durchreist ...“

„... So entstand eines der imposantesten und wertvollsten Ägyptenbücher, dessen einzigartiges Bildmaterial in der gegenwärtigen deutschen Ägyptenliteratur wohl überhaupt seinesgleichen suchen dürfte ...“

Diese und viele andere Stimmen bezeugen, daß es sich um ein außergewöhnliches Buch handelt.

Es bringt von der Welt am Nil eine umfassende Gesamtschau, macht also auch Land und Menschen Ägyptens in ihrer Schönheit und Merkwürdigkeit zugänglich. Der Autor hat den erhabenen Denkmälern zwischen Gise und Abydos, Luxor und Edfu, Assuan und Abu Simbel neuartige, das Typische unterstreichende Ansichten abgewonnen und ist in entlegene Oasen wie Charga, Dachla oder das Siwa Alexanders des Großen und in die Unwirtlichkeit des Sinaigebirges eingedrungen, um mit der Kamera visionär wirkende Landschaften und unberührte Ansiedlungen festzuhalten. Dazu hat er von eingeborenen Menschen viele prächtige Porträts aus den Städten und Dörfern mitgebracht. — Zu den Bildern gesellt sich eine umfassende Einführung und zu jedem Bild eine konzentrierte Beschreibung.

VERLAG HANS CARL / NÜRNBERG

Hinweise

Saurat, Denis: „Atlantis und die Herrschaft der Riesen“ (Stuttgart, Günther-Verlag. 203 S. DM 12,50). Kosmologisch-historische Darstellung die von der Tiahuanaco-Kultur ausgehend die Atlantis-Überlieferungen in neuem Licht erscheinen läßt, eine erregende Lektüre zugleich.

Battke, Heinz: „Geschichte des Ringes“ (Baden-Baden, Woldemar Klein. 112 S. 205 Abb. DM 25,—). Ausgezeichnete Beschreibungen und schöne Bilder machen diese Dokumentation der Sammlung Battke zu einem Buch von kulturhistorischem Wert.

Hoover, Herbert: „Memoiren III“ (Mainz, Matthias Grünewald Verlag. 480 S. DM 17,50). Dieser letzte Band der schon besprochenen Erinnerungen des warmherzigen amerikanischen Expräsidenten umfaßt die Jahre 1929—1941 und enthält damit eine der wichtigsten Quellen zur Großen Wirtschaftskrise.

Koestler, Arthur: „Die Geheimschrift“ (München, Kurt Desch Verlag. 460 S. DM 16,80). Der zweite Teil des Lebensberichtes des bekannten Publizisten, 1932—1940, mit interessanten psychologischen Einsichten.

Wilhelm, Richard: „Mittler zwischen China und Europa“ (Düsseldorf, Eugen Diederichs Verlag. 392 S. DM 18,—). Die von Salome Wilhelm herausgegebene und von Walter F. Otto eingeleitete Biographie ist nicht bloß für die Freunde des Verewigten sondern für die Geschichte der chinesisch-europäischen Beziehungen schlechthin aufschlußreich.

Theimer, Walter: Lexikon der Politik (München, Leo Lehnen Verlag. 718 S. DM 14,80). Die fünfte, neubearbeitete Auflage des unentbehrlichen Handbuches.

A. Methey, Georg: „Vielgeliebtes Badenweiler“ (Braunschweig, Klinkhardt & Biermann. 63 S. DM 9,80). Bunt bilderte, zum Besuch des Bades animierende Darstellung.

Neufeld, Wilhelm: „Der Sternenhimmel“ (Bergen, Müller & Kiepenheuer. DM 7,80). Ein Bild des Sternenhimmels, das auf astronomischer Grundlage die alten Mythen darstellt, den Tierkreis in zartem Rot, die anderen Fixsterne in hellem Blau auf dunklem Grunde, eingerahmt von den figürlich dargestellten vier Elementen: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Die Karte ist von einer illustrierten Erläuterungsschrift begleitet.

Mitteilungen

Die literarische Zeitschrift „*Texte und Zeichen*“ von Alfred Andersch im Hermann Luchterhand Verlag herausgegeben, hat für einen realistischen, gesellschaftskritischen Roman einen Preis in Höhe von DM 3 000,— ausgeschrieben. Teilnahmeberechtigt sind alle in deutscher Sprache schreibenden Schriftsteller, gleichgültig, wo sie ihren Wohnsitz haben. Der Jury des Preises gehören an: Theodor W. Adorno, Max Bense, Wolfgang Koeppen, Karl Korn, Alfred Andersch. Einzelheiten über Bedingungen und Laufzeit sind in der soeben erschienenen Nummer 8 „*Texte und Zeichen*“ veröffentlicht.

Am 8. und 9. September 1956 findet in Papenburg/Ems ein großes internationales Treffen der *Emsland-Lagergemeinschaft Moorsoldaten* statt. Es soll im Zeichen des Gedächtnisses, der Mahnung und des Bekenntnisses für Recht, Freiheit und Humanität stehen.

Den dieser Ausgabe beigefügten *Prospekt* des Verlages Kohlhammer empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Ture Nermann</i>	Mitläufer
<i>Alfred Frisch</i>	Lohnverhältnisse und Lebensniveau in Frankreich
<i>Otto Rombach</i>	Gesang am Nil
<i>Marianne Kesting</i>	Else Lasker-Schülers „Blaues Klavier“
<i>Ernst Schnabel</i>	Die Wahrheit über Kapitän Ahab
<i>Werner Bergengruen</i>	Der Alte (Novelle)

Wer ist's?

Dr. jur. **Otto Heinrich Greve**, 48, lebt als Rechtsanwalt und Notar in Hannover. Er gehörte vor 1933 dem Reichsvorstand der Deutschen Jungdemokraten an, 1936 aus politischen Gründen verfolgt, 1945 — 1947 ostzonale FDP, seit 1948 SPD. Als Mitglied des Bundestags hat er sich vor allem um die Wiedergutmachung Verdienste erworben. — **Heinrich Fischer**, 1896 in Karlsbad geboren, lebt als Regisseur in München, veröffentlichte Essays, Lyrik und Hörspiele. Er betreut die Werke von Karl Kraus. — **Ilse Valerie Cohnen**, in Berlin geboren, wurde 1935 ausgewiesen, seit 1953 in der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes. Sie schrieb buchkundliche Aufsätze in englischer und französischer Sprache und Beiträge zu bibliothekstechnischen Fragen. — **Peter Grund** begann erst nach der Verdrängung aus seiner wissenschaftlichen Laufbahn (1933), im Ausland, Dichtungen zu veröffentlichen. Sein erster Gedichtband, „Der zärtliche Vorstoß“, welcher 1939 in Paris erschien, wurde von den Nazis mit einem Verbot „aller Schriften des Emigranten Peter Grund“ quittiert. Ein Roman, „Prometheus, das Werk ohne Ende“, fand bei einem Internationalen Preiswettbewerb die Beachtung der Preisrichter Thomas Mann, Bruno Frank, Lion Feuchtwanger, Alfred Neumann und Rudolf Olden, welche ihn den angeschlossenen Verlagen zur Veröffentlichung empfahlen, als der ausbrechende Krieg und die Internierung des Verfassers auch diese letzte Hoffnung vernichtete. Seit 1941 lebt Peter Grund in den Vereinigten Staaten.

Anslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kiosk-kompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereins-sortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kubaraci Yokusu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5.—

DAS OFFENE FENSTER

Eine Bildbuchreihe aus der weiten, bunten Welt

*Jeder Band 16 bis 20 Seiten Text und 32 ganzseitige Kupfertiefdruckbilder
Engl. broschiert 3,80 DM*

ALBERT SCHWEITZER Das Spital im Urwald

Der große Menschenfreund und Arzt führt uns selbst ein in sein Urwaldspital Lambarene. Gute Bilder von Anna Wildikann machen den Betrachter sozusagen zum Besucher dieser berühmten Stätte christlicher Nächstenliebe.

HANS LEUENBERGER Ukraine, Land der schwarzen Erde

„Ein kleines, aber gehaltvolles Werk über die Ukraine mit einem gut ausgewählten Bildmaterial.“ *Hessische Lehrerzeitung*

RENÉ GARDI Spitzbergen, Land der kühlen Küste

„Aufnahmen, die eindrucksvoll das Naturbild, das Leben der Kolonisten und die Tierwelt Spitzbergens veranschaulichen.“ *Neue Zürcher Zeitung*

HERBERT HAAG Auf den Spuren Jesu

„Dieser Band führt in einer freien Bilderfolge in die Landschaft Palästinas. Der Begleittext stellt die neueste Entwicklung dar auf dem Hintergrund der alten Geschichte. Auf manche Bibelstelle fällt plötzlich ein überraschendes Licht. Die Geschichte Jesu wird lebendig ...“ *Einkehr, Bremen*

ALWIN PEDERSEN Die Vogelberge des Atlantik

„Dem Naturfreund schenkt sich eine Fülle von Belehrung. Wundervoll die Auswahl der Bilder aus dem Leben der Seevögel.“ *Einkehr, Bremen*

HANS REUTIMANN Peru, Reich der Sonne

„Das Heft zeichnet sich durch hervorragende Bilder aus, die gut die geographischen und volksmäßigen Eigenarten des Landes wiedergeben. Der Text ist knapp, aber ausreichend für eine erste Orientierung über Peru, das vom undurchdringlichen Tropenurwald im Gebiet des Madre de Dios aufsteigt zu dem Anden-Hochland mit den grandiosen Resten der alten, uns in vielem noch unverständlichen Inka-Kultur.“ *Welt und Wort, München*

HANS LEUENBERGER Vergehendes, kommendes Afrika

„Dieser Band gehört zu den besten unter den vielen Büchern, die derzeit über Afrika erscheinen. Die Art und Weise, wie es der Verfasser verstanden hat, in Wort und Bild die ungeheure Kompliziertheit der afrikanischen Probleme klar zu machen, ist ein Meisterwerk.“

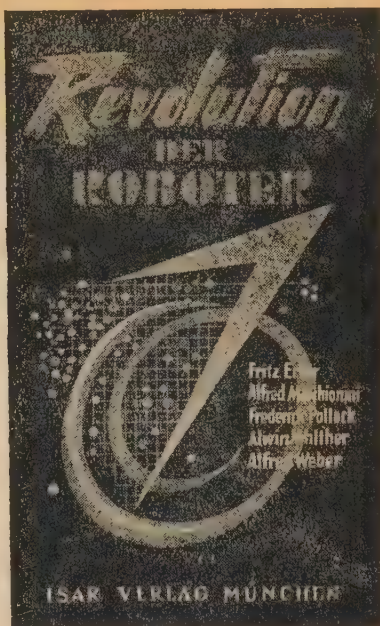
Welt und Wort, München

KATZMANN VERLAG TUBINGEN

Revolution DER ROBOTER

Untersuchungen über Probleme
der Automatisierung

204 Seiten, 27 Abbildungen
lack. Einband DM 4,80



Inhalt:

- Prof. Dr. A. Walther:*
 - »Moderne Rechenanlagen —
Muster und Kernstück einer vollautomatisierten Fabrik«
- Prof. Dr. Fr. Pollock:*
 - »Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Automatisierung«
- Prof. Dr. A. Marchionini:*
 - »Die Entwicklung der Zivilisationskrankheiten«
- Geheimrat Prof. Dr. A. Weber:*
 - »Die Bewältigung der Freizeit«
- Bundestagsabgeordneter Fritz Erler:*
 - »Der Sozialismus in der Epoche der zweiten industriellen Revolution«

**DAS THEMA UNSERER ZEIT!
DIE FORDERUNG UNSERER ZUKUNFT!
DER RUF AN ALLE!**

I S A R V E R L A G M Ü N C H E N

Ausdruckskunde

Fachschrift der Ausdruckswissenschaft und ihrer Anwendungen

Zweimonatszeitschrift zur Beurteilungspraxis
in der angewandten Psychologie

Schriftleitung: Fritz Käser-Hofstetter, Basel
Hermann Fischer, Heidelberg

Bezugspreis: Jährlich DM 15,—
Halbjährlich DM 6,50
Einzelheft DM 3,—
plus Postgebühr

Die AUSDRUCKSKUNDE ist und bleibt unabhängig von bestimmten Schulen und Methoden in der Psychologie und Ausdruckswissenschaft. Die Mitarbeit von Dozenten und Praktikern im In- und Ausland gewährleistet eine objektive und wissenschaftlich exakte Behandlung der in der AUSDRUCKSKUNDE zu Worte kommenden Fachsparten.

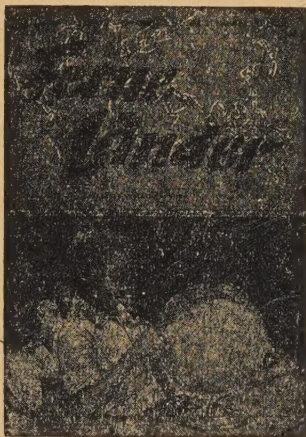
Wer beruflich mit ausdrucksdiagnostischen Methoden arbeitet oder sich zur Vertiefung der eigenen Berufsarbeit ihrer bedient, findet in der AUSDRUCKSKUNDE *die Fachzeitschrift*.

Interessenten: Psychologen, Graphologen, Psychotechniker, Berufsberater, Berufsausbilder, Pädagogen, Ärzte, Juristen, Seelsorger, Fürsorger, Soziologen u. a. m.

A. HENN VERLAG · RATINGEN bei Düsseldorf

Ferne Länder

ZEITSCHRIFT FÜR GEOGRAPHIE
UND GEGENWARTSKUNDE



... im Urteil der Pädagogen
und der Fachorgane:

Schulnachrichtenblatt Schleswig-Holstein: „Die Hefte bringen eine Fülle von Tatsachen, Karten, Statistiken, Diagrammen, Bildern und Berichten. Der Lehrer für Geographie und Gegenwartskunde wird sie dankbar benutzen, um mit ihrer Hilfe den Unterricht lebens- und gegenwartsnah zu gestalten.“

Schulnachrichtenblatt Südbaden: „In der Zeitschrift FERNE LÄNDER erscheinen Aufsätze und Beiträge, welche eine Übersicht auf das Wichtigste eines fremden Landes und Volkes geben. Die Zeitschrift kann zur Unterrichtsvorbereitung gute Dienste leisten und ebenso warm empfohlen werden.“

Die Neue Landschule: „Es ist für den Lehrenden nicht einfach, sich im Geschehen fremder Länder zurechtzufinden, weil ihm nicht immer die einschlägige Literatur und die dazu notwendige Zeit zur Orientierung zur Verfügung stehen. Ihm hierbei zu helfen, ist die Zeitschrift FERNE LÄNDER hervorragend in der Lage. Allen Aufsätzen ist ein zeitgemäßes Bild- und Kartenmaterial beigegeben.“

Geographisches Korrespondenzblatt Basel: „Die FERNEN LÄNDER versprechen eine Bereicherung des Wissens, welche besonders dem Geographie- und Wirtschaftskundelehrer wertvoll sein wird. Das Abonnement einer solchen Zeitschrift gestattet Aktualität des Unterrichtes, erlaubt Ausblicke in den Stunden, welche bei den Schülern auf besonderes Interesse stoßen.“

Jahresabonnement DM 10,— zuzüglich DM 2,— Versandgebühren

Fordern Sie Probeheft !

ÜBERSEE-VERLAG · HAMBURG 36

NEUE RABENSTRASSE 28

2 NEUE ROMANE

aus Frankreich und Spanien

GABRIELLE ROY

Gott geht weiter als wir Menschen

Roman — 278 Seiten. Ganzleinen DM 12,80

Wir erleben in dem neuen Buch der Autorin vom „Kleinen Wasserhuhn“ die Geschichte eines Bankbeamten. Der übergewissenhafte Kassierer, der seit Jahren in der Nacht keinen normalen Schlaf mehr kennt, leidet an der Lautheit und den Ängsten unserer Zeit.

Durch einen zunehmenden Schmerz, den er lange verschwiegen hat, bewogen, geht er zum Arzt, der ihn sofort in die Klinik überweist. Bei der Operation erkennt der Arzt, daß es zu spät ist.

Diese einfache Handlung wird durch die Kunst der Autorin zu einer Dichtung. Es ist der gehetzte, liebende und leidende Mensch unserer Zeit, der hier im Mittelpunkt steht, dem das Leben unter den Händen zerrinnt, und von dessen Leiden und Sterben doch ein so tiefer Trost und eine so wundervolle Ruhe ausgeht.

ARMANDO PALACIO VALDÉS

Die Andalusierin

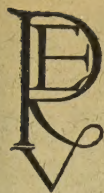
Roman — 368 Seiten. Ganzleinen DM 12,80

Valdés gehört zu den großen klassischen Dichtern Spaniens. „Die Andalusierin“ ist sein farbigster und auch sein erfolgreichster Roman. In Millionen von Exemplaren verbreitet ist er bereits zweimal verfilmt worden.

Zum Inhalt: Ceferino Sanjurjo ist ein junger Medizinstudent. Während eines Kuraufenthaltes in einem andalusischen Bad lernt er eine temperamentvolle Nonne kennen. Es gelingt ihm schließlich, sie vom Kloster zu befreien und für sich zu gewinnen. Bis es aber soweit ist, gibt es eine Kette von Verwicklungen und Hindernissen, von fördernden und störenden Begegnungen — und in allem spiegelt sich das bunte Leben der Stadt Sevilla.



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN



GESPRÄCHE MIT NEHRU

Vier Interviews

von Tibor Mende mit dem indischen Ministerpräsidenten Nehru

1. – 15. Tausend Kartoniert 3,80 DM

Die vier Gespräche wurden in den ersten Januartagen 1956 geführt, unmittelbar nach dem Besuch Chruschtschews und Bulganins in Indien. Sie sind bis in die kleinste Einzelheit authentisch: ein Tonbandgerät hielt sie fest und an ihrem Wortlaut wurde nichts geändert. Da Nehru seit zehn Jahren kein Buch veröffentlicht hat, darf man sie sensationell nennen.

Hinter der noblen, überlegenen Persönlichkeit Nehrus wird die Gestalt seines Lehrers Ghandi sichtbar. Das Thema Indien weitet sich zum Thema Neues Asien. Locker geführt und trotzdem stets den Kern der Sache berührend, tasten die Gespräche alle neuralgischen Punkte ab, die die Welt zwischen Furcht und Hoffnung halten: Ost-West-Spannung, Neutralismus, Kalter Krieg, Ko-Existenz, Atomkrieg — und es erweist sich dabei, daß der Weltfrieden keine ganz schlechten Chancen hat.

Die vier Gespräche enthalten mehr als die abgewogene Meinung eines erfolgreichen Staatsmannes: sie sind politische Philosophie.

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung

Rowohlt Verlag Hamburg 13



FISCHER BÜCHEREI

DAS GUTE BUCH FÜR JEDERMANN

Monatlich drei Bände — Jeder Band DM 1,90

- 1 TH. WILDER, Die Brücke von San Luis Rey
- 2 THOMAS MANN, Königliche Hoheit
- 4 STEFAN ZWEIG, Joseph Fouché
- 5 P. S. BUCK, Die Frauen des Hauses Wu
- 7 EVE CURIE, Madame Curie
- 8 H. LEIP, Jan Himp und die kleine Brise
- 9 FRANZ WERFEL, Der veruntreute Himmel
- 11 COLETTE, Mitsou
- 13 JAMES M. CAIN, Serenade in Mexiko
- 15 ANDRE MAUROIS, Benjamin Disraeli
- 19 FRANZ KAFKA, Das Urteil
- 21 L. BARNETT, Einstein und das Universum
- 22 H. MELVILLE, Billy Budd. Benito Cereno
- 23 HENRY WILLIAMSON, Salar der Lachs
- 24 PLATON, Sokrates im Gespräch
- 28 E. VON KEYSERLING, Beate und Mareile
- 29 E. RUSSELL, Alle Hunde meines Lebens
- 30 ERNST HÄRDY, Don Hjalmar
- 31 V. SACKVILLE-WEST, Erlöschenes Feuer
- 32 RICARDA HUCH, Aus der Triumphgasse
- 33 FRANCIS JAMMES, Drei Mädchen
- 34 EGON C. CONTE CORTI, Die Tragödie eines Kaisers
- 35 B. MARSHALL, Das Wunder des Malachias
- 38 MARY WEBB, Die Liebe der Prudence Sarn
- 39 KARL FR. BOREE, Dor und der September
- 42 JOSEPH CONRAD, Almayers Wahn
- 44 REINHOLD SCHNEIDER, Philipp II.
- 45 STEFAN ZWEIG, Phantastische Nacht
- 46 STEFAN ANDRES, Die Liebesschaukel
- 47 S. FREUD, Abriß der Psychoanalyse
- 48 DAS JAZZBUCH, Von Joachim E. Berendt
- 49 OPERNFÜHRER, Monteverdi bis Hindemith
- 50 RUDOLPH WAHL, Karl der Große
- 51 WERNER HELWIG, Raubfischer in Hellas
- 52 T. WILLIAMS, Endstation Sehnsucht
- 53 KOHN, Das Erwachen der Menschheit
- 54 THOMAS MANN, Der Tod in Venedig
- 55 WILLIAM SAROYAN, Ich heiße Aram
- 56 R. K. GOLDSCHMIT-JENTNER, Begegnung mit dem Genius
- 57 HERM. BROCH, Esch od. die Anarchie
- 58 ANDRE GIDE, Die Schule der Frauen
- 60 H. BENRATH, Ball auf Schloß Kobolnow
- 61 JULIAN HUXLEY, Entfaltung des Lebens
- 62 WILDER, Dem Himmel bin ich auserkoren
- 63 THEODOR HEUSS, Schattenbeschwörung
- 64 JOHN GALSWORTHY, Die dunkle Blume
- 65 L. RINSER, Die Wahrheit üb. Konnersreuth
- 66 DAS BALLETTBUCH, Von Otto Fr. Regner
- 67 FRIEDRICH SCHNACK, Das Waldkind
- 68 FREUD, Z. Psychopathologie d. Alltagslebens
- 69 COLETTE, La Vagabonde
- 70 PASCAL, Ausw. u. Einleit.: R. Schneider
- 71 PEARL S. BUCK, Stolztes Herz
- 72 RICHARD GERLACH, Ich liebe die Tiere
- 73 DAS GESCHICHTSBUCH, Von den Anfängen bis zur Gegenwart
- 74 J. KLEPPER, Der Kahn der fröhli. Leute
- 75 JOHAN BOJER, Die Lofsfischer
- 76 LUTHER, Auswahl: K. G. Steck, Einleitung: Helm. Gollwitzer
- 77 DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK
- 78 ERIC AMBLER, Schirmers Erbschaft
- 79 F. ALTHEIM, Gesicht v. Abend u. Morgen
- 80 B. TRAVEN, Der Banditendoktor
- 81 M. LANGEWIESCHE, Königin der Meere
- 82 KOHN, Der Aufstieg der Menschheit
- 83 A. SCHWEITZER, Genie d. Menschlichkeit
- 84 JAMES HILTON, Leb wohl, Mr. Chips!
- 85 THOMAS MANN, Herr und Hund
- 86 HEGEL, Auswahl u. Einleitung: F. Heer
- 87 ALEX. LERNET-HOLENIA, Die Standarte
- 88 INGE SCHOLL, Die weiße Rose
- 89 LAOTSE, Herausgeb. von Lin Yutang
- 90 HAUSMANN, Abel m. d. Mundharmonika
- 91 JASPERS, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte
- 92 G. K. CHESTERTON, Das Geheimnis des Pater Brown
- 93 SCHNACK, Dorine vom Amselberg
- 94 KONZERTFÜHRER NEUE MUSIK, Von Manfred Gräter
- 95 EVELYN WAUGH, Tod in Hollywood
- 96 EDZARD SCHAPER, Das Leben Jesu
- 97 PLATON, Mit den Augen des Geistes
- 98 G. VON BODELSCHWINGH, Friedrich von Bodelschwingh
- 100 DANTE, Die Göttliche Komödie
- 101 RAINER MARIA RILKE, Rodin
- 102 E. VON NASO, Seydlitz
- 103 AUGUSTINUS, Bekenntnisse (Hrsg.: Hans Urs von Balthasar)
- 104 BUBER, Die Geschichten d. Rabbi Nachman
- 105 JEAN GIGNO, Das Lied der Welt
- 106 PAUL NETTL, Mozart
- 107 FR. WERFEL, Die Geschwister von Neapel
- 108 F. SALTEN, Bambi. Geschichte eines Rehens
- 109 KIERKEGAARD, Auswahl und Einleitung: Hermann Diem
- 110 T. WILLIAMS, Die Katze auf dem heißen Blechdach / Die tätowierte Rose
- 111 W. BERGENGRUEN, Der Tod von Reval
- 112 KARL MARX, Ausw. u. Einl.: F. Borkenau
- 113 FLÜGEL DER ZEIT, Deutsche Gedichte 1900-1950
- 114 DE LA ROCHE, Die Brüder u. ihre Frauen
- 115 NIETZSCHE, Auswahl u. Einl.: K. Löwith
- 116 G. BERNANOS, Tagebuch eines Landpfarrers
- 117 C. MACKENZIE, Das Whisky-Schiff
- 118 S. MELCHINGER, Theater d. Gegenwart
- 119 PAUL CLAUDEL, Verkündigung
- 120 F. E. SILLANPÄÄ, Sterben u. Auferstehen
- 121 NOVALIS, Auswahl u. Einl.: Walther Rehm
- 122 CARL J. BURCKHARDT, Bilder aus der Vergangenheit
- 123 W. S. MAUGHAM, Silbermond und Kupfermünze
- 125 CH. LINDBERGH, Mein Flug über den Ozean
- 126 A. PATON, Denn sie sollen getötet werden
- 127 WALTER GROPIUS, Architektur
- 128 INA SEIDEL, Unser Freund Peregrin
- 129 SCHADEWALDT, Griechische Sternsagen
- 130 THOMAS VON AQUIN, Auswahl und Einleitung: Josef Pieper
- 133 MACHIAVELLI, Auswahl und Einleitung: Carlo Schmid

• Buch des Wissens

• Großband DM 2,90

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!